1 IV
Berlin. Universität. Seminar für orientalische sprachen

Mittheilungen

des

Seminars

für

Orientalische Sprachen

an der

Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität

zu Berlin

Herausgegeben

von

dem Director

Prof. Dr. Eduard Sachau

Geh. Regierungsrath

Jahrgang I

Commissionsverlag von W. Spemann

Berlin und Stuttgart

1898

Mittheilungen

des

Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin

Erste Abtheilung

Ostasiatische Studien

Redigirt

von

Prof. C. Arendt und Prof. Dr. R. Lange

Commissionsverlag von W. Spemann

Berlin und Stuttgart

Inhalt.

Seite

Vorwort I

Seminar-Chronik für das Studien-Jahr 1897/1898 III

Von Peking nach Ch'ang-an und Lo-yang von A. Forke 1

Das Onna daigaku (über die Stellung der Frau in Japan zur Feudal-Zeit) von R. Lange 127

Kinsei shiryaku (Geschichte Japans seit 1869) von R. Lange und T. Senga 140

Russische Arbeiten über Ostasien von W. Barthold 187

Das Seminar für Orientalische Sprachen an der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin wird von 1898 ab eine Jahrespublication unter dem Titel: »Mittheilungen des Seminars für Orientalische Sprachen« zum Zweck der wissenschaftlichen Vertretung der in dem Lehrprogramm des Seminars vereinigten asiatischen und afrikanischen Sprachstudien herausgeben. Es wird alljährlich ein Band erscheinen, enthaltend drei Theile, von denen jeder einzelne für sich im Buchhandel zu haben sein wird, nämlich:

I. Ostasiatische Studien, unter der Redaction der Herren Professor Arendt und Professor Dr. Lange,
II. Westasiatische Studien, unter der Redaction der Herren Dr. Fischer und Dr. Foy,
III. Afrikanische Studien, unter der Redaction der Herren Velten, Dr. Neuhaus und Dr. Lippert.

Es wird die Aufgabe dieser »Mittheilungen« sein, die Sprachen, die im Seminar gelehrt werden, sowie verwandte Idiome, besonders in ihrer neuesten Entwickelung zu verfolgen, durch Specialstudien die allseitige Förderung der wissenschaftlichen Erkenntniss derselben anzustreben und bisher noch unbekannte oder ungenügend bekannte Sprachgebiete mit besonderer Rücksicht auf die sich ausbreitenden Interessen des Handels, der Mission und der Colonisation der Deutschen Nation anzubrechen und zu bearbeiten; im Zusammenhange damit den Litteraturen, Sitten und Gebräuchen, der Religion, den rechtlichen Anschauungen und Institutionen sowie der allgemeinen historischen und culturellen Entwickelung der betreffenden Völker ein möglichst sorgfältiges Studium zu widmen.

Wie während des ersten Jahrzehnts seines Bestehens das Seminar in allen seinen Bestrebungen von dem Königlichen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten wie von dem Auswärtigen Amte zu jeder Zeit die wohlwollendste Förderung und Unterstützung erfahren hat, so verdankt auch das wissenschaftliche Unternehmen, das mit diesem Bande eingeleitet

wird, sein Entstehen der hohen Fürsorge Seiner Durchlaucht des Herrn Reichskanzlers, Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst, sowie Seiner Excellenz des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Dr. Bosse. Nachdem durch den Etat von 1897/98 die vom Seminar erbetenen Mittel bereitgestellt waren, wurde der Unterzeichnete durch Ministerial-Verfügung vom 23. Juli 1897 mit der Herausgabe dieser »Mittheilungen« beauftragt.

Berlin, den 18. October 1897.

Der commissarische Director,
Geheimer Regierungsrath
Sachau.

Seminar-Chronik für das Studien-Jahr 1897/1898.

Das Seminar zählte:

a) im Sommer-Semester 1897: 94 Mitglieder. Ausserdem besuchten als Hospitanten den amtlichen Seminar-Unterricht 8 und einen für Kaufleute eingerichteten nichtamtlichen Cursus im Russischen 33 Personen;

b) im Winter-Semester 1897/98: 166 Mitglieder. Ausserdem besuchten als Hospitanten den amtlichen Seminar-Unterricht 3, einen für Kaufleute eingerichteten nichtamtlichen Cursus im Russischen 117 und einen solchen im Spanischen 72 Personen.

Der Lehrkörper bestand:

a) im Sommer-Semester 1897 aus 15 Lehrern und 7 Lectoren. Zu Anfang des Semesters trat Herr Astronom Max Schnauder als Assistent für den naturwissenschaftlich-technischen Unterricht und Herr Dr. Julius Lippert, welcher mit den Geschäften eines Lectors der Haussa-Sprache beauftragt und zum Studium dieser Sprache nach Tunis und Tripolis entsandt wurde, in den Lehrkörper ein. Mit Ende des Semesters schieden die Herren Schalfejew, Lehrer des Russischen, Consul Dr. Zimmermann, Lehrer der Handelswissenschaften, und Muh. Nassar, Lector des Aegyptisch-Arabischen, aus dem Lehrkörper aus;

b) im Winter-Semester 1897/98 aus 18 Lehrern und 7 Lectoren. An Stelle des aus dem Lehrkörper ausgeschiedenen Herrn Schalfejew übernahm Herr Dr. Erich Berneker commissarisch den amtlichen Unterricht im Russischen. Die freigewordene Stelle des Lectors des Aegyptisch-Arabischen wurde durch Engagement des Aegypters Scheich Abderrahman Zaghlul zu Anfang des Semesters wieder besetzt. Neu traten die Herren Pedro de Mugica als Lehrer des Spanischen und Dr. Karl Dove als Lehrer der Landeskunde der Deutschen Westafrikanischen Colonien in den Lehrkörper ein. Mit der Abhaltung des nichtamtlichen Unter-

richts in den Parallel-Classen wurden für das Russische Herr cand. phil. A. Palme und für das Spanische Herr Consul a. D. R. de Palacios commissarisch beauftragt.

Der Unterricht erstreckte sich:

a) im Sommer-Semester 1897 auf 11 Sprachen: Chinesisch, Japanisch, Hindustani, Guzerati, Arabisch (Syrisch, Aegyptisch, Ostafrikanisch, Marokkanisch), Persisch, Türkisch, Suaheli, Herero, Russisch, Neugriechisch
und 3 Realienfächer:
wissenschaftliche Beobachtungen auf Reisen, Tropen-Hygiene, tropische Agricultur;

b) im Winter-Semester 1897/98 auf 13 Sprachen: Chinesisch, Japanisch, Hindi, Hindustani, Guzerati, Arabisch (Syrisch, Aegyptisch, Ostafrikanisch, Marokkanisch), Persisch, Türkisch, Suaheli, Herero, Russisch, Neugriechisch, Spanisch
und 4 Realienfächer:
wissenschaftliche Beobachtungen auf Reisen, Tropen-Hygiene, tropische Agricultur, Landeskunde der Deutschen Westafrikanischen Colonien.

Während der Herbstferien 1897 fanden Feriencurse vom 15. September bis 15. October, während der Osterferien 1898 vom 15. März bis 15. April statt.

Zum statutenmässigen Termin brachten im Sommer-Semester 1897 die nachstehend verzeichneten Mitglieder des Seminars durch Ablegung der Diplom-Prüfung vor der Königlichen Diplom-Prüfungs-Commission ihre Seminarstudien zum Abschluss:

1. Julius Paechter, Referendar, im Chinesischen,
2. Paul Brunn, Dr. jur., Referendar, im Japanischen,
3. Georg Luckey, Referendar, im Japanischen,
4. Richard Wannow, Dr. jur., Referendar, im Suaheli,
5. Georg Duske, Referendar, im Suaheli;

zum ausserstatutenmässigen Termin am 29. Januar 1898:
Gustav Specka, Dr., Referendar, im Japanischen.

Die Bibliothek des Seminars war während des Sommer-Semesters 1897 an den Wochentagen

Vormittags von 8—12 Uhr,
Nachmittags » 4—6 »

und während des Winter-Semesters 1897/98

Vormittags von 9—12 Uhr,
Nachmittags » 4—6 »

geöffnet.

Im Anschluss an diese Seminar-Chronik gedenken wir mehrerer Geschenke, welche dem Seminar von hochherzigen Gönnern seiner Bestrebungen überwiesen worden sind.

Architekt Rudolph Springer, der Verfasser des »Kunsthandbuchs für Deutschland, Österreich und die Schweiz«, hat dem Seminar durch Testament ein Legat überwiesen, das gemäss der Verfügung Seiner Excellenz des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten vom 5. Februar 1895 der Unterstützung der wissenschaftlichen Publicationen des Seminars gewidmet werden wird. Springer war ein ausgezeichneter Kenner der Ostasiatischen Kunst; es wird seinem Sinne entsprechen und sein Streben fortsetzen, wenn die »Ostasiatischen Studien« des Seminars von ihrer Seite her das Interesse und das Verständniss für diese Kunst und für die Cultur, deren Ausdruck sie ist, zu fördern suchen. Nach einem Leben voll Schmerz und Leid und Entsagung wurde er, ein Mann von vornehmer Gesinnung und Herzensgüte ohne Gleichen, am 15. September 1894 durch einen jähen, vorzeitigen Tod seinen Freunden genommen. Um sein Andenken zu ehren und zu erhalten, geben wir an dieser Stelle eine kurze Biographie aus der Feder seiner Freunde, des Herrn C. Vogel zu Kronsberg und des Herrn Geheimen Medicinalraths Dr. Dettweiler in Falkenstein:

»Rudolph Springer, geboren zu Frankfurt a. Main am 27. März 1844, aus einer sehr angesehenen Familie stammend, wurde schon in ganz jungen Jahren von körperlichen Leiden heimgesucht, die es nothwendig machten seine Ausbildung einem Hauslehrer zu übertragen. Die Wahl fiel auf einen hochgebildeten jungen Gelehrten, der ihm den Unterricht der Schule, die er leider nicht besuchen durfte, voll ersetzte und dem jungen Mann zur Vollendung seiner Ausbildung mehrere Jahre auch noch in Italien und Frankreich zur Seite stand. Neuerdings eingetretene Verschlimmerungen in seinem Befinden nöthigten Springer für mehrere Jahre in einer Lungenheilanstalt Hülfe zu suchen, was mit solchem Erfolge geschah, dass er sich im Jahre 1873 in Berlin niederlassen konnte, um seine in Paris unterbrochene Ausbildung als Architekt an der Königlichen Bau-Akademie zu vollenden. Seine immer zart gebliebene Gesundheit liess es nicht räthlich erscheinen diesem Beruf die praktische Seite abzugewinnen, und so wendete sich Springer, dessen materielle Existenz gesichert war, den Kunststudien zu und erwarb sich bald auf diesem Gebiete ansehnliche Kenntnisse. Sein feiner Sinn für das Schöne und die Anregung seiner vielen Freunde aus den Kreisen der Künstler und Kunstgelehrten lenkten ihn bald auf

das Gebiet des Sammlers und zwar schon bei Beginn mit dem hochherzigen Zweck, das Zusammengebrachte nach seinem Ableben an wissenschaftliche und Kunstinstitute zu hinterlassen. Diesem seinem Herzensbedürfniss hat er volles Genüge gethan, und wo ihn eigene Sammlungsobjecte dabei nicht unterstützten, hat er an Museen und wissenschaftliche Institute ansehnliche Geldbeiträge hinterlassen, um einen oder den anderen Gegenstand von Interesse dafür zu erwerben oder um einen wissenschaftlichen Zweck damit zu fördern. Dass er bei seinen Vermächtnissen der wohlthätigen Anstalten nicht vergessen, war bei dem hochherzigen Sinne dieses wahrhaft vornehmen Mannes selbstverständlich.

Die litterarische Thätigkeit Springer's war nicht ohne erfreulichen Erfolg. Im Jahre 1888 gab er ein kleines Werk »Hundert Kartuschen verschiedener Stile« heraus, welches in Sachverständigenkreisen Beifall fand. Sein Hauptwerk war das oben erwähnte »Kunsthandbuch für Deutschland, Österreich und die Schweiz«, von welchem Springer 4 Auflagen erlebte; eine weitere Auflage war beinahe druckfertig, als er, betrauert von vielen Freunden, aus diesem Leben abberufen wurde.«

Die Bibliothek des Seminars verdankt der Güte des ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers zu Bern, Königlich Bayerischen Kämmerers, Herrn Grafen von Tattenbach, eine Sammlung Marokkanischer Handschriften und der Güte des Herrn Rhedereibesitzers Rickmers in Bremen eine Sammlung Arabischer und Persischer Handschriften aus Central-Asien. Beiden Spendern sei an dieser Stelle ein herzlicher Dank dargebracht.

Berlin, den 18. Mai 1898.

Der commissarische Director,
Geheimer Regierungsrath
Sachau.

Von Peking nach Ch'ang-an und Lo-yang.

Eine Reise in den Provinzen Chihli, Shansi, Shensi und Honan.

Von A. Forke.

Eine Reise in China bietet in vieler Beziehung weniger, in anderer mehr des Interessanten als eine solche in anderen Ländern. Man sieht viel weniger Monumente, schöne Bauten und Kunstwerke als in Europa und anderen Ländern des Orients, dagegen bekommt man einen tieferen Einblick in das Leben und Treiben, die Sitten und Gewohnheiten dieses eigenartigen Volkes, da sich ein grosser Theil des Volkslebens auf der Strasse und den nach der Strasse hin offenen Läden und Werkstätten abspielt.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit bei einer längeren Reise in das Inland sind die Vorkehrungen für dieselbe. Es handelt sich dabei vor Allem um die Anschaffung der mitzunehmenden Lebensmittel, um Einwechselung des erforderlichen Geldes und Auspolsterung der Karre, falls man, wie ich, die Fahrt im chinesischen Wagen machen will. Da ich in der Hauptsache von chinesischer Kost leben wollte, so nahm ich nur einige Fleischconserven und Getränke mit. Für die an Orten, wo europäische Niederlassungen sind, allgemein als Zahlungsmittel gebrauchten mexicanischen Silberdollars tauschte ich mir einen kleinen Sack voll ungemünzter Silberklumpen ein. Zum Abwägen derselben hatte mein Diener eine Silberwage gekauft. Die Construction einer solchen ist sehr einfach. An einem mit einer eingravirten Scala versehenen Hornstäbchen, das als Wagebalken dient, hängt an dem einen Ende eine kleine Wagschale, in die das Silber gelegt wird, an dem anderen wird ein an einem Faden befestigtes Gewichtsstück auf der Scala hin- und hergeschoben. Auch die grossen chinesischen Wagen sind ganz ebenso, z. B. die zum Abwägen von Kohlen und Stroh verwendeten. Dabei pflegen meist zwei Mann die Querstange auf eine Schulter zu legen und die Wage daran zu hängen.

Sehr lästig im Geldverkehr ist, dass 1 Tael Silber nicht eine ganz feststehende Summe ist. Man unterscheidet erstens feines Yüan-pao oder Hsi-ssĕ-Silber — von den Engländern in sycee verdreht — und Sung-chiang- oder Sung-kiang-Silber, das 2 Procent weniger werth ist als ersteres. Ferner ist das Gewicht eines Taels verschieden, die am häufigsten vorkommenden Gewichte sind das Peking-Gewicht (Ching-p'ing), das Marktgewicht Shih-p'ing), das Canton-Gewicht (Kuang-p'ing) und das Gewicht des Finanzministeriums (K'u-p'ing). Ein Shih-p'ing-Tael ist 2 Procent,

der Kuang-p'ing-Tael 4 Procent und der K'u-p'ing-Tael 6 Procent schwerer als der Ching-p'ing-Tael.

Meine Wage war für Peking-Gewicht; da aber ausserhalb Pekings überall nach Markt-, auch wohl nach Canton-Gewicht gerechnet wurde, so hatte ich bei jedem Tael einen Aufschlag zu bezahlen. Einen viel empfindlicheren Verlust erlitt ich bei der Umwechselung des Silbers in Kupfer-Käsch[1], denn im alltäglichen Verkehr pflegt man nicht mit Silber, sondern mit Kupfermünzen zu zahlen. Die Käsch haben ein viereckiges Loch in der Mitte und werden zur Erleichterung der Zahlung zu je 50 oder 100 Stück auf einen Bindfaden gereiht, und mehrere solcher Häufchen zu einem Strang zusammengefasst. Während mann un in Peking für einen Tael nahezu 3 Tiao kleiner Käsch erhält, wurden an anderen Orten nur 2.8 ja oft nur 2.7 Tiao dafür gezahlt, so dass ich auf der Reise durch Geldwechseln etwa 10 Procent des mitgenommenen Geldes verlor. Die Geldwechslerläden, deren Abzeichen nachgebildete Stränge Käsch sind, die vor dem Eingang hängen, machen bei dem Umtausch von Silber in Kupfer sehr gute Geschäfte und gehören meistens zu den reichsten Läden.

Die Rechnung mit den drei, bez. zwei verschiedenen Sorten Käsch, die in den Gegenden, durch welche ich reiste, in Gebrauch waren, ist ziemlich complicirt, und ich hatte einige Mühe, mich hineinzufinden. Indess ist eine Kenntniss derselben für einen Reisenden unerlässlich, schon um die Ausgaben des Dieners controliren und selbst etwas kaufen zu können.

Von den »grossen Käsch«, die nur in Peking selbst cursiren, kommen 50 Stück 10 Cts. gleich. Sie werden zu je 50 Stück zusammengebunden und 50 ein Tiao genannt. Ein Käsch hat den Nominalwerth von 10 Käsch, wird aber im Verkehr 20 Käsch genannt, so dass ein Tiao = 50 Stück als 1000 Käsch bezeichnet wird.

Ausserdem rechnet man aber in Peking und Umgegend auch nach sogenannten »kleinen Käsch«, die kaum halb so gross als die grossen Käsch sind und wovon 2 auf einen grossen gehen. Ein solcher kleiner Käsch hat den Nominalwerth 2. Davon sind 500 Stück, mit Nominalwerth 1000, gleich 250 Stück grossen Käsch, also gleich 50 Cts. und werden 1 Tiao genannt.

Am einfachsten ist die Rechnung mit den sogenannten »alten Käsch«, wonach auf meiner Reise von Pao-ting-fu ab überall gerechnet wurde. Es sind dieselben »kleinen Käsch«, nur mit anderer Bezeichnung: ein Stück gilt auch als einer und 1000 alte Käsch (= 500 grossen Käsch) sind annähernd gleich einem Dollar und werden gleichfalls ein Tiao genannt. 10 Stück sind etwa 1 Ct.

Für die ganze Reise hatte ich eine Reisekarre von einem Wagenverleihinstitut, deren es in allen grösseren Städten giebt, gemiethet. Es war von demselben ein Miethsvertrag mit genauer Angabe von Leistung und Gegenleistung aufgesetzt und mir ausgehändigt worden, und ich hatte nach beendigter Reise denselben zurückzugeben, zum Zeichen, dass ich befriedigt sei

[1] Gewöhnlich nach englischer Schreibung: Cash.

und keine weiteren Ansprüche gegen den Fuhrherrn erhöbe. Die Reisekarre unterschied sich von den gewöhnlichen Miethskarren nur dadurch, dass sie mit zwei statt mit einem Maulthiere bespannt und etwas geräumiger war, und dass die beiden Räder noch etwas stärker und plumper gearbeitet waren.

Am 1. Mai 1892 in aller Frühe erschien der Karrenführer mit zwei Mann, die beim Verpacken des Gepäcks helfen sollten, da es bei einer längeren Reise darauf ankommt, dass dasselbe gleichmässig verstaut ist, damit die Karre nicht auf einer Seite zu schwer wird und dadurch umwirft. Ich hatte vergebens versucht, den Karrenführer zu bewegen, ein Brett aus dem flachen Boden der Karre herauszunehmen und eine Holzkiste unterzunageln, was die Europäer, die auf chinesische Karren angewiesen sind, häufig thun, um einen bequemeren Sitz zu bekommen. Statt dessen wurde aus einer zusammenklappbaren Matratze, auf der ich des Nachts schlief, ein kleiner Stuhl improvisirt. An den beiden Seitenwänden der Karre liess ich zwei Kissen aufhängen, um nicht bei den beständigen Schwankungen und Stössen — Sprungfedern haben die chinesischen Wagen nicht — fortwährend mit Kopf und Ellbogen gegen das Holzgitterwerk geschleudert zu werden.

Unter dem Beisein der ganzen chinesischen Dienerschaft, die auf dem Hofe sich versammelt hatte, um die Abreise mit anzusehen und mir und meinem chinesischen Diener — meinem einzigen Begleiter — »Glück auf den Weg« (*I lu p'ing an*)[1] zu wünschen, brach ich etwa um 7 Uhr auf. Wir fuhren zunächst aus dem Ch'ien-mên-Thore hinaus, das von Süden auf die Kaiserstadt zuführt, an der inneren Mauer und dem Stadtgraben entlang, die die Mandschu- und Chinesenstadt von einander trennen, und schlugen dann den, allen in Peking lebenden Europäern wohlbekannten Weg nach dem »Race course« (der Rennbahn) ein. Dorthin strömen an zwei Tagen im Frühling und im Herbst, den grössten Festtagen des Jahres, an denen die Gesandtschaften sowohl als die »Customs«[2] feiern, alle Fremden zusammen, um die besten Reiter der Pekinger Gesellschaft im buntseidenen Jockeycostüm auf den chinesischen Ponies herumjagen zu sehen.

Hinter dem Rennplatz fuhren wir zwischen einer Reihe von Begräbnisstätten hindurch, die durch die vielen Bäume, mit denen sie bepflanzt sind, hauptsächlich Fichten und Cypressen, einen sehr freundlichen Eindruck machten. Nur ganz arme und unbekannte Personen werden auf öffentlichen Kirchhöfen begraben; sonst hat bei Peking jede Familie bez. jeder Clan einen eigenen Begräbnissplatz. Dieser ist nicht mit einer Mauer umgeben, sondern offen, doch stehen an den vier Ecken Ecksteine mit einer Inschrift »Nord-, Süd-, Ost-, West-Grenze des Begräbnissplatzes der Familie Soundso«. Die einzelnen Gräber sind einfache Erdhügel, oft weiss oder röthlich getüncht, welch letztere Farbe ihnen das Aussehen eines umgestülpten grossen Kupferkessels giebt. Der Hügel des ältesten

---

[1] 一路平安.

[2] Das von Europäern verwaltete Generalzollamt.

Stammvaters zeichnet sich durch seine Grösse vor den übrigen aus, und führt häufig ein Weg, gebildet durch zwei parallele Mauern mit einem Holzthore am Ende darauf zu. Diese Begräbnissstätten werden wenigstens einmal im Jahre, am Todtenfeste (*ch'ing ming*), von der Familie besucht, den Geistern der Verstorbenen zu opfern.

Die Dörfer, welche wir passirten, boten wenig Anziehendes. Fast alle Häuser waren aus ungebrannten Erdziegeln (*p'i*) gebaut. Auch die Mauern waren aus Erde, und man sah an den Fugen, wie sie aus einzelnen grossen Stücken zusammengesetzt waren. Die einzelnen grossen Erdstücke werden, wie die Ziegeln, in einer Holzform gepresst. Ihr monotones Grau wurde nur hier und da durch aufgemalte Kreidekreise, oft mit einem Längsstrich nach oben versehen, unterbrochen. Diese sollen Schlingen darstellen und zur Abschreckung der Wölfe dienen, die in der Umgegend von Peking vereinzelt vorkommen und öfter Kinder gefressen haben. Alle Häuser hatten Schornsteine, da man mit Sorghum und Maisstroh heizt. In Peking, wo Stein- und Holzkohlen als Brennmaterial dienen, sind Schornsteine auf den Dächern etwas sehr Seltenes, so dass man daran mit ziemlicher Sicherheit die von Europäern bewohnten chinesischen Häuser erkennen kann.

Vor Fei-ch'êng[1], der ersten Stadt, welche wir erreichten, dehnt sich eine freie Ebene aus. Bei dem klaren Wetter konnte man in der Ferne deutlich die »Westlichen Berge« erkennen, deren verschiedene Tempel während der heissesten Monate den Fremden in Peking als Sommeraufenthalt dienen. Einen eigenthümlichen Eindruck machten bei der sonst ganz reinen Luft die an einzelnen Stellen kerzengerade zum blauen Himmel emporsteigenden Staubsäulen, welche vom Wirbelwinde, der in Nordchina nicht selten ist und den ich später noch öfter zu beobachten Gelegenheit hatte, aufgeweht wurden.

In einiger Entfernung bewegten sich mehrere Kamelkaravanen gemessenen Schrittes durch die Ebene. Sie waren mit Matten beladen, die sie von Cho-chou nach Peking transportirten. Jedes Thier hatte, wie gewöhnlich, einen Holzpflock durch die Nase, an dem es durch einen Bindfaden mit dem nächstfolgenden verbunden war. Eins trug eine Glocke, welche bei dem gleichmässigen Schritt im Takte erklang. Kamele werden in Peking sehr viel als Lastthiere benutzt, besonders zum Transport der Steinkohlen, doch scheint sich dieser Gebrauch auf die Gegend um und nördlich von Peking zu beschränken, da ich später auf meiner Reise nur ganz vereinzelt Kamele sah.

Nahe der Stadt kamen uns einige zwanzig Chinesen mit Sandgefässen entgegen, die sie mit einer Tragstange vom Herstellungsorte Chai-t'ang nach Peking trugen, um sie dort zu verkaufen. Diese Gefässe sind aus einer sandigen Erde gemacht und werden viel als Theekessel benutzt. Eine Anzahl Leute trugen grosse Lasten Holzkohlenstangen, die sie ebenfalls nach Peking auf den Markt brachten.

---

[1] 肥城.

Hinter Fei-ch'êng, an dem wir vorüberfuhren, passirten wir die berühmte Lu-kou-ch'iao-Brücke[1], welche über den Hun-ho[2] führt. Eine Brücke dieses Namens existirte schon zur Zeit Marco Polo's im 13. Jahrhundert, doch wurde sie später von den Fluthen zerstört und umgebaut. Die jetzige Brücke ist etwa 12 Fuss breit und 700 lang und hat 11 Bogen. Die Steinbalustraden zu beiden Seiten sind mit einer grossen Menge kleiner Steinlöwen geschmückt (280 im Ganzen), die es unmöglich ist, von einem Punkte der Brücke aus zu zählen, da sich die ferneren in der Perspective verlieren[3].

In einem Flecken Ch'ang-hsin-tien machten wir Mittagsrast. Wann und wo Mittags und Abends Halt gemacht wird, bestimmt der Karrenführer; er weiss, wo überhaupt Gasthöfe sind — in Dörfern giebt es deren nicht — und hat meist einen ganz bestimmten Gasthof, in den er einkehrt. Remonstrationen dagegen sind unnütz, denn jener hat tausend Gründe, warum er gerade einen bestimmten Gasthof wählt. Ultima ratio ist in der Regel, dass in den anderen Gasthöfen kein Futter für die Maulthiere zu bekommen oder dass es zu theuer ist und er eine Entschädigung dafür beansprucht. Das Beste ist daher, ihm seinen Willen zu lassen, da man dann wenigstens sicher ist, in dem Gasthofe, wo der Karrenführer bekannt ist, gut aufgenommen zu werden.

In dem Gasthofe, in welchem wir einkehrten, stand eine grosse, mit einem Mattendach überspannte Last- und Reisekarre auf dem Hofe, die gleichfalls nach Shansi fuhr. Solche Karren werden hauptsächlich von den Kaufleuten zum Waarentransport und von mehreren Personen als Reisegefährt benutzt. Sie sind wenigstens mit 3, die schwereren aber mit 4—6 Maulthieren bespannt. Nur ein Maulthier läuft in der Stange und hat einen Zügel, die anderen ziehen ein jedes an Strängen, die an der Wagenachse befestigt sind, und zwar laufen je zwei oder drei frei neben einander. Bei einem Gespann von 6 Thieren stehen in der vordersten Reihe 3, in der zweiten 2, und hinter diesen kommt das eine Maulthier in der Stange. Die freie Beweglichkeit der einzelnen Thiere ist bei den

---

[1] 蘆溝橋

[2] 混河 (gewöhnlich 渾河 geschrieben. Anmerkung der Redaction.)

[3] Darauf bezieht sich das verschiedenen Lesern jedenfalls bekannte Gedicht »Die Steinlöwen an der Brücke von Loku« in der Sammlung chinesischer Gedichte Reclam Nr. 738. (Der Herr Verfasser hat hier offenbar einen Irrthum begangen und die Legende ungenau wiedergegeben. Die 280 Löwen über den Pfeilern der Balustrade zu zählen, hat ja natürlich gar keine Schwierigkeit; auch ist ja in der Legende nirgends davon die Rede, dass dieselben von einem Punkte aus gezählt werden müssten. Aber an jede der 280 kleinen Hauptfiguren, welche erwachsene Miniaturlöwen darstellen, schmiegen sich oben, unten und an den Seiten jedesmal noch eine Anzahl ganz kleiner, junger Löwen in den verschiedensten Stellungen an, wie dies in Stent's Nachbildung der Legende so allerliebst beschrieben ist, und es dürfte wirklich nicht leicht sein, bei einer Zählung nicht eins oder das andere der kleinen Figürchen zu vergessen. Anmerkung der Redaction.)

oft sehr engen Wegen von Wichtigkeit. Damit sie aber nicht zu sehr abschweifen können und ihre Stränge sich nicht verwickeln, laufen die letzteren alle durch zwei grosse Eisenringe, die zu beiden Seiten der Stange hängen. Der chinesische Kutscher lenkt sein Gespann mehr durch Zuruf und mit der langen Peitsche als mit dem Zügel. Er schlägt nur selten, sondern begnügt sich damit, die Peitsche bald rechts, bald links zu schwingen, um die Thiere anzuspornen. Als Zugthiere benutzt man in Nordchina ausschliesslich Maulthiere, weil sie ausdauernder sind als die Ponies, die fast nur zum Reiten gebraucht werden.

Ausser Mittags und Abends hielten wir täglich einige Male auf der Landstrasse an, um die Maulthiere zu tränken. Wo immer sich nahe der Landstrasse ein Ziehbrunnen befindet, und deren giebt es eine grosse Menge, sucht der Brunnenbesitzer durch Verkauf des Wassers sich einen kleinen Verdienst zu machen und stellt zu dem Zweck eine Reihe Wassereimer auf einer Erdschüttung an der Strasse auf. Das Tränken eines Maulthieres kostet 1 grossen oder 2 kleine Käsch, ein Esel zahlt die Hälfte. Der Karrentreiber reicht indess das Geld dem Wasserverkäufer nicht in die Hand, sondern wirft es wie ein Almosen mit einer verächtlichen Handbewegung auf die Erde, wo jener, oft ein Greis oder eine alte Frau, es sich aufsuchen muss.

Unweit der Districtsstadt Liang-hsiang[1], an der wir vorbeifuhren, bemerkte ich am Wege einen grossen, zerfallenen Thurm, der fast wie ein stehengebliebener Eckthurm einer zerfallenen Stadtmauer aussah. Vom Karrenführer erfuhr ich jedoch, dass es ein isolirter Signalthurm, ein Tun-t'ai wäre. Solche Thürme finden sich überall längs der grossen Heerstrassen, welche ich auf meiner Reise passirte, in Zwischenräumen von 5 oder 10 Li (1 Li = etwa $^1/_2$ km). Es sind viereckige Thürme aus Ziegelsteinen mit Erdfüllung, auf denen oben ein kleines, nach einer Seite offenes Wachthaus steht. Sie sollen zuerst von den Kaisern der Sung-Dynastie (960—1279 n. Chr.), während ihrer beständigen Kämpfe mit den Tartaren, erbaut worden sein. Bei einem Einfall derselben wurden auf allen diesen Thürmen Rauchsignale gegeben, und zwar benutzte man dazu Wolfsdünger, da dessen Rauch sich angeblich zu ausserordentlicher Höhe erhebt. Ein bemerkenswerthes Zeichen des starren Conservatismus der Chinesen ist, dass jetzt, wo diese Thürme nicht mehr benutzt werden und sich meistens in äusserst zerfallenem Zustande befinden, man sie doch noch von Zeit zu Zeit reparirt. In Honan sah ich sie an verschiedenen Stellen ganz neu gebaut. Nur an sehr wenigen Orten, besonders in Shansi, findet sich noch neben dem Thurme eine militairische Wachtstation, bestehend aus einem grossen Hofe mit einzelnen Gebäuden, für dasjenige »Lager«, dem die Bewachung des Thurmes obliegt und dessen Namen meistens an demselben geschrieben steht.

Ihr öffentlicher Charakter scheint durch einen eigenthümlichen Vorbau angedeutet werden zu sollen. Auf einem Postamente erheben sich 5 zuckerhutförmige Aufsätze, meist aus Erde, die aussen weiss getüncht sind, bis-

[1] 良鄉.

weilen aber auch aus Ziegelsteinen. Sichere Auskunft über ihre Bedeutung konnte ich nicht erhalten. Ein Chinese, den ich danach fragte, meinte, dass es eine Nachahmung von Kanonenläufen wäre, was nicht ganz unwahrscheinlich ist[1].

In kürzeren Zwischenräumen von 2—5 Li zieht sich längs der Heerstrasse die lange Kette der Polizei-Wachthäuser hin. Es sind kleine Häuschen mit weiss getünchten Wänden, an denen die Zahl und meist auch die Namen der Insassen geschrieben stehen. In der Regel sind dies ein Polizist, ein Soldat und ein Nachtwächter. Daneben stehen zwei kernige Sätze, wodurch jenen anbefohlen wird, den Reisenden sicheres Geleit zu geben und Räuber und Diebe zu fangen. Wie so vieles Andere in China, sind auch dies nur leere Worte, denn die Wachthäuser sind leer, und meist ist das Dach längst eingefallen. Die stehen gebliebenen Ruinen werden von den Vorübergehenden vielfach als Latrinen benutzt. Falls nicht auch der Kalk von den Wänden bereits abgefallen ist, können diese ehemaligen Wachthäuser wenigstens den Reisenden noch als Wegweiser dienen. Solange er sie bemerkt, kann er sicher sein, dass er sich auf der Landstrasse befindet, wenn diese auch mehr einem Feldwege oder einem Graben ähnlich sieht als einer grossen Strasse. Ferner ersieht er aus der Aufschrift, in welchem District er sich befindet und wie viel Li er von den beiden nächsten Districtsstädten auf beiden Seiten des Weges entfernt ist.

Am Abend kam ich in Tou-tien[2] an, wo ich Nachtquartier nahm und in einem Gasthofe ein ganz passables Zimmer erhielt. Ein chinesischer Gasthof ist ein Gasthof im wahren Sinne des Wortes. Um einen grossen Hof herum, der des Abends voll von Karren, Lastwagen und Maulthieren steht, liegen mehrere einstöckige Gebäude, in denen sich die Gastzimmer befinden, sowie offene Schuppen mit Krippen für die Maulthiere. Zu beiden Seiten des grossen Einfahrtsthores sind die Küche und die Räume für den Wirth und seine Leute. Oft steht mitten auf dem Hofe noch ein freier Schuppen, unter dem die Maulthiere, die nur eine kurze Rast machen, gefüttert werden. Die Gastzimmer sind meist ausserordentlich kläglich. Einigermaassen wohnlich ist nur das beste Zimmer, das sogenannte Shangfang, doch hat ein einzelner oft Schwierigkeiten, es zu bekommen, da es

---

[1] Der Herr Verfasser irrt sich in Betreff der Zeit, aus welcher die erste Einführung der von ihm beschriebenen Signalthürme, deren ältere Gestalt übrigens allen Berichten zufolge eine konische gewesen sein muss, herrührt, denn sie werden in der chinesischen Geschichte unter dem Namen 烽 *fêng* bereits zur Zeit des Kaisers Yu 幽王 (*Yú-wang*), welcher 781—771 vor Christus regierte, und in dessen Geschichte sie eine grosse Rolle spielen, erwähnt. Vergl. auch Giles, Wörterbuch Nr. 3565 s. v. *fêng* mit der Erklärung: »a conical brick structure, in which to light a beacon fire«. Sollten nun nicht vielmehr die »zuckerhutförmigen« Bauten die eigentlichen Signalthürme, die viereckigen Thürme dagegen nur für die Ausschau der Wächter bestimmt gewesen sein, um das Nahen des Feindes eher zu entdecken? Anmerkung der Redaction.

[2] Populäre Abkürzung für Tou-fu-tien = 豆腐店.

in der Regel von einer ganzen Anzahl von Chinesen zusammen gemiethet wird, und der Wirth bei starkem Verkehr, wenn er dasselbe an eine Einzelperson abgiebt, in die Lage kommen kann, eine Menge Gäste abweisen zu müssen.

Das Wetter war den ganzen Tag über angenehm kühl, so dass es mir im europäischen Sommeranzuge keineswegs zu heiss wurde.

Am nächsten Morgen gab das Krähen der Hähne das Signal zum Aufbruch. Nach mehrstündiger Fahrt erreichte ich die Brücke über den Liu-li-ho[1]. Derselbe ist für grössere Lastboote schiffbar; vielfach waren je zwei mit dem Hintertheil zusammengebunden und bildeten so ein einziges. Wenn auch die Liu-li-ho-Brücke mit der von Lu-kou-ch'iao an Schönheit nicht wetteifern kann, da alle Knaufe aus den Balustraden ausgebrochen und diese theilweise selbst herabgefallen sind, so übertrifft sie dieselbe doch bedeutend an Grösse. Diese beträgt, wenn man zu der eigentlichen Brücke, welche sich in kühnem Bogen über den Fluss wölbt, noch ihre Fortsetzung über der Niederung am Ufer rechnet, nahezu einen Kilometer. Nur die eigentliche Brücke ruht auf Rundbogen, bei der Verlängerung sind nur Durchflusslöcher angebracht. Es ist ein stattlicher, wohl 5 m hoher Bau; der Fahrweg ist ganz mit Steinplatten gepflastert, von denen einige 1—1½ m lang und einen halben Meter breit sind. Auf beiden Seiten ist die innere Erdschüttung mit starken Steinwänden umkleidet in der Art, wie die Stadtmauern gebaut zu werden pflegen.

Von der Liu-li-ho-Brücke führt eine Allee mit schönen grossen Weiden nach Cho-chou[2], dem Hauptort eines Departements. Die Bewohner müssen sehr von der Wichtigkeit ihres Ortes überzeugt sein, denn unter verschiedenen anderen Sprüchen, die an beiden Seiten der Thore angebracht sind, steht auch geschrieben, dass Cho-chou das wichtigste Departement auf der ganzen Welt sei. Vor der Stadt liegen dicht hinter einander zwei Steinbrücken, die in derselben Art wie die Liu-li-ho-Brücke gebaut sind, von denen aber jede nur etwa 500 Schritt lang ist. Die der Stadt zunächst liegende, die Yung-chi-Brücke, hat eine marmorne Balustrade. In derselben steckt eine Eisenstange, von der behauptet wird, dass sie der Speer eines Generals aus der Zeit der Sung-Dynastie (960—1279 n. Chr.) sei.

In der Stadt hielten eine Reihe grosser Reisekarren mit gelben Fähnchen, die mit Pilgern, hauptsächlich Frauen, vom Miao-fêng-shan zurückkehrten. Der Miao-fêng-shan ist eine 4800 Fuss hohe Bergkuppe mit einem Tempel, in den Bergen westlich von Peking, wohin in der ersten Hälfte des 4. chinesischen Monats (Anfang Mai) Wallfahrten unternommen werden. Zu jener Zeit bietet der Tempel Ta-chiao-sse, den die deutsche Gesandtschaft als Sommeraufenthalt zu miethen pflegt, den Pilgern, welche von dort die zum Miao-fêng-shan führende Steinstrasse emporsteigen oder sich in Stühlen hinauftragen lassen, ein Unterkommen. Besonders bei den Be-

---

[1] 琉璃河.

[2] 涿州.

wohnern von Tientsin erfreuen sich diese Wallfahrten grosser Beliebtheit und werden von den Frauen vielfach als reine Vergnügungsreisen betrachtet.

Cho-chou hat den Ruhm, zwei der drei Helden aus der Zeit der »Drei Reiche«, 220—265 n. Chr., dem Heldenzeitalter Chinas, geboren zu haben. Der Geburtsort Liu-pei's, des späteren Königs von Shu[1], liegt 20 Li südlich von der Departementshauptstadt. Sein Freund Chang-fei wurde in dieser selbst geboren. Westlich vor der Stadt steht an der Fahrstrasse ein grosses Postament aus Ziegelsteinen mit einem modernen Inschriftentablett, das die Worte enthält: »Hier war einst der Brunnen des Chang-huan-hou aus der Han-Zeit« (Han Chang-huan-hou ku ching). Dort soll Chang-fei — Huan-hou ist sein Ehrenname —, der ursprünglich seines Metiers ein Schlächter war, das Fleisch gewaschen haben. Jetzt ist die Quelle versiegt und keine Spur mehr davon zu entdecken.

Da die Missionare häufig Medicamente mit sich zu führen pflegen, die sie unentgeltlich an Kranke vertheilen, so setzen die Chinesen sehr oft überhaupt bei den Europäern voraus, dass sie Krankheiten heilen können. Als ich in Sung-lin-tien Mittagsrast machte, lag gerade ein krankes Pferd auf dem Hofe, dessen Hintertheil anscheinend plötzlich gelähmt war und das die Chinesen vergebens sich bemühten, zum Aufstehen zu bringen. Als ich herantrat, wandte sich einer der Leute an mich mit der Bitte, ihnen doch zu sagen, wie das Pferd zu kuriren sei, was ich als »lao hsien-shêng« (alter Lehrer — eine Bezeichnung für einen Missionar sowohl als für einen Arzt) ja wissen müsse, worauf ich meine Unwissenheit bekennen musste. Dass irgend Jemand mich um ein Mittel gegen Geschwüre, Hautausschlag, Augenkrankheiten etc. bat, kam so oft vor, dass, sowie Jemand anfing, er habe auch ein besonderes Anliegen, ich sofort erwiderte, dass ich kein Arzt sei und keinerlei Arzeneien bei mir habe, eine Versicherung, der nicht immer Glauben geschenkt wurde, indem man meine Weigerung als bösen Willen auffasste. In einem Orte brachte man mir einen kleinen Albino mit der wenig schmeichelhaften Bemerkung, es wäre einer von uns, und der Bitte, ihn durch irgend ein Mittel in einen kleinen Chinesen comme il faut zu verwandeln. Zu den Missionaren in ihrer Eigenschaft als Ärzte scheinen die Chinesen viel Vertrauen zu haben. Den grossen Nutzen der von Missionaren unterhaltenen Hospitale, deren es in sehr vielen Orten giebt und wo Chinesen unentgeltlich behandelt werden, erkennen auch die chinesischen Behörden an und zahlen vielfach selbst jährliche Beiträge.

Die Weiterfahrt nach Pei-ho über Ting-hsing-hsien[2] wurde durch einen starken Staubwind, der sich am Nachmittage erhob, sehr beeinträchtigt. Von dem Staub in Nordchina kann, wer ihn nicht selbst zwischen den Zähnen knirschen gefühlt hat, sich kaum einen Begriff machen. Auf verkehrsreichen Chausseen liegt der pulverisirte Lössstaub oft einen halben Fuss hoch und wird durch jede hindurchfahrende Karre und jeden Windhauch

---

[1] 蜀.

[2] 定興縣.

in Wolken emporgewirbelt. Am angenehmsten ist auf einer Reise noch ein starker Wind, der einem entgegenweht, da er den Staub wieder mit fortnimmt; weht er dagegen mit der Karre in derselben Richtung, so fällt der Staub langsam auf den Reisenden herab und bedeckt seine Kleider in wenigen Minuten mit einer so dicken Schicht, dass man Buchstaben hineinschreiben kann und jede Viertelstunde sich abschütteln oder mit einem kleinen Besen abfegen muss.

Bei Pei-ho[1] führte eine jener improvisirten Brücken über einen Fluss, wie man sie vielfach in Nordchina findet. Sie werden vor Anfang der Regenzeit im Sommer, während welcher auch alle vorher ausgetrockneten Wasserläufe sich füllen bez. überfliessen, abgebrochen und erst im Winter wieder aufgebaut. Man rammt Baumstämme in den Boden, legt Querbalken darüber und bedeckt diese mit Sorghum-Stauden und Erde. Die Brücken sind stark genug, um schwere Lastwagen zu tragen.

Pei-ho, ein sonst unbedeutender Flecken, ist berüchtigt durch seine Sängerinnen. Beim Einbruch der Dunkelheit kommen sie, auf ihre zitherartigen Instrumente, die P'ip'a und das Hsien gestützt, in grossen Schaaren in die Gasthäuser getrippelt, um den Gästen ihre Lieder vorzusingen. Man sieht sie von allen Altersstufen, von 8—30 Jahren. Manche sind ganz hübsch, andere können auch mit aller Schminke die Pockennarben nicht verdecken. Sie tragen meist eine kurze, buntgestickte Seidenmantille mit weiten Ärmeln und rothe oder grüne Hosen. »Goldlilien«, d. h. verkrüppelte Füsse, haben sie alle, auch die kleinen Mädchen; sie suchen dieselben noch durch eine affectirte Gangart, wobei sie die Hüften hin- und herbewegen, zur Geltung zu bringen.

Als ich im Hofe auf und ab ging, knüpften zwei Sängerinnen ein kleines Gespräch mit mir an und fragten mich, ob sie mir nicht etwas vorsingen sollten, worauf ich ihnen die Zeit nach dem Abendessen bestimmte. Kaum hatten sie angefangen ihre Zithern zu stimmen und die ersten schrillen Töne von sich zu geben, als die übrigen Sängerinnen von allen Seiten herbeikamen und im Nu mein nicht sehr grosses Zimmer voll war. Wie ich später erfuhr, ist es Sitte, dass, wenn man nicht eine einzige Sängerin auswählt, in welchem Falle sich die übrigen discret zurückziehen, auch alle anderen kommen, um zu singen oder wenigstens einige Käsch zu erhalten. Weder die Melodien noch die Art des Vortrags mit kreischender, durchdringender Stimme waren nach europäischem Geschmack; nur ein Lied, das ziemlich populär sein muss, da ich es häufig von Leuten auf der Strasse singen hörte, hatte etwas Melodie nach unseren Begriffen. Als ich genug von dem Gesange hatte und anfing, Häufchen Käsch zu vertheilen, streckten sich mir so viel Hände entgegen und entstand ein solches Gedränge, indem von aussen noch alte Frauen und kleine Jungen herbeikamen, dass ich, da sich stets dieselben Personen wieder vordrängten und ich nicht unterscheiden konnte, wer schon seinen Antheil bekommen hatte, zuletzt nach meinem Diener rief und ihn das Geld vertheilen liess. Um das Zimmer frei zu

[1] 北河.

bekommen, stellte er sich an die Thür und zahlte nur an die, welche heraustraten. Natürlich wollte Jede mehr haben, und wenn der Diener sie anfuhr, rächten sie sich, indem sie ihn einen alten Greis nannten.

In Begleitung der Sängerinnen erschienen ausserdem die Vermiether von Wasserpfeifen, die bei jedem Gaste Miene machten, ihm ihre wohl $1^1/_2$ m langen, messingenen Pfeifen in den Mund zu schieben. Auch wenn man sie zurückweist, erwarten sie doch einige Käsch für die erwiesene Aufmerksamkeit. Sie sowohl als die Sängerinnen gelten als anrüchige Personen, da sie nebenbei der Prostitution dienen bez. gedient haben. Eine andere Persönlichkeit, die den Sängerinnen folgt, ist der Verkäufer von Früchten und Näschereien, der für seine Waaren einen Theil der von den ersteren verdienten Käsch einheimst. Sonst fand ich in den Gasthäusern fast nur die Verkäufer von Erdnüssen und Melonenkernen, die von den Chinesen mit Vorliebe gegessen werden. Sie rufen dieselben aus, indem sie an den Gastzimmern vorübergehen.

In der Nacht wurde es so kühl, dass ich am nächsten Morgen (3. Mai) den Paletot anziehen musste. Am Wege hatte ich einen scheusslichen Anblick. Ein Hund war dabei, die Leiche eines kleinen Kindes zu verzehren, das er anscheinend aus dem Felde ausgewühlt hatte. Wir jagten ihn fort, doch, da nach chinesischem Gesetz eine Leiche nicht von der Stelle bewegt werden darf, bevor der Leichenbeschauer den Thatbestand festgestellt hat, und dieser oft mehrere Tage verstreichen lässt, so wird der Hund Zeit genug gefunden haben, sein Vorhaben zu vollenden.

Im Allgemeinen verwenden die Chinesen auf die Bestattung ihrer Todten grosse Sorgfalt. Noch an demselben Tage sah ich zwei Särge, welche, der eine von Männern getragen, der andere auf einem Wagen, in die Heimat des Verstorbenen überführt wurden. Auf beiden sass in einem Korbe ein Hahn, der sogenannte »Ling-hun-chi«, welcher die Seele des Todten in seine Heimat zu geleiten hat. Nachdem er diese Mission erfüllt, wird er wieder unter die anderen Hühner aufgenommen und kann auch trotz seines verrichteten Amtes verspeist werden, da ihm dies keinen sacrosancten Charakter verleiht.

In An-su-hsien[1] machte ich Mittagsrast. Ich fragte den Kellner, ob sie irgend welche Gemüse hätten, worauf er erwiderte, das An-su-hsien doch durch seinen Kohl berühmt sei. Wie weit dieser Ruhm begründet ist, konnte ich aus der Probe, die ich mir bringen liess, nicht beurtheilen, da sie aus Schweinefleischklössen in Kohlblättern bestand. Chinesisches Schweinefleisch pflegt der Europäer nicht zu essen, sowohl der Trichinen wegen als auch mit Rücksicht auf die Lebensweise der schwarzen Schweine, die allen Unrath fressen, den sie auf den Höfen oder auf den Strassen, wo sie frei umherlaufen, finden.

Am Nachmittag erreichte ich Pao-ting-fu[2], die Provinzialhauptstadt von Chihli. Seine Mauer hat nur einen Umfang von 9 Li, während in

[1] 安肅.
[2] 保定府.

Peking, dessen Praefectur übrigens eine Sonderstellung einnimmt, die Mauer der Mandschustadt allein 54 Li misst. Dagegen machen die Hauptstrassen von Pao-ting-fu einen bedeutend freundlicheren Eindruck als die der Reichshauptstadt. Es fehlt der grossstädtische Staub und es verpesten nicht Jauchegruben und Kloaken die Luft. Viele Läden sind sehr schön, und, da der Staub nicht ihr vergoldetes Holzschnitzwerk überdeckt, treten alle Feinheiten des letzteren deutlich zu Tage. Ausser Blumengewinden und anderen Ornamenten von so reinen griechischen Formen, dass man fast einen fremden Ursprung annehmen möchte, findet man die echt chinesischen Motive: Drachen, Phönixe, Löwen und Reiher und andererseits auch ganze Scenen: Verehrungen Buddha's, Processionen, Jagdzüge, Krieg und Meerfahrten dargestellt, die in ihrer etwas steifen und grotesken Ausführung an ähnliche Kunsterzeugnisse des Mittelalters erinnern. Ein solcher Laden mit reich decorirter Front sieht fast wie ein Schmuckkästchen aus.

Die verschiedenen Yamens (Amtswohnungen oder Dienstgebäude) der höchsten Provinzialbeamten, des Generalgouverneurs Li-hung-chang, dessen Sitz eigentlich Pao-ting-fu und nicht Tientsin ist, des Provinzialschatzmeisters und Provinzialrichters tragen nicht viel zur Verschönerung der Stadt bei, da man nur die Windmauer, den grossen Hof mit den hohen Masten und das von zwei Steinlöwen flankirte, auf beiden Flügeln mit zwei wilden Kriegern in übernatürlicher Grösse bemalte Haupteingangsthor sieht. Die beiden Steinlöwen im Yamen des Generalgouverneurs, welche schon an und für sich an Groteskheit nichts zu wünschen übrig lassen, sind obendrein noch grau bemalt und roth getupft, etwa in der Art der Carrousselpferde. Allein sie stehen an Scheusslichkeit noch weit hinter den tigerartigen Ungeheuern zurück, mit denen die Aussenseite der dem Hauptthor gerade gegenüberliegenden Windmauer bemalt ist. Diese sind mit blauen, rothen oder grünen Schuppen bedeckt, und der Begriff des Furchtbaren ist so carikirt zum Ausdruck gebracht, dass ihr Anblick nur erheitern kann und auch den gewünschten Eindruck auf die Beamten verfehlt, die dadurch vor Erpressungen und Bestechlichkeit gewarnt werden sollen. Das Thier heisst nämlich auf Chinesisch T'an[1], was zugleich »Geldgier« bedeutet.

Recht imposant dagegen ist die zum Tempel des Schutzgottes der Stadt emporführende Estrade. Leider war der Tempel selber verschlossen, so dass ich das Innere nicht besichtigen konnte. In zwei taoistischen Tempeln fand ich dagegen Eingang. Der erstere war nur durch die grosse Menge mit Sprüchen beschriebener Votivtafeln, welche von den Gläubigen zum Dank für gewährte Rettung der Pockengöttin zu Ehren an den Tempelhallen aufgehängt waren, bemerkenswerth. In dem anderen wurden, wie es in taoistischen Tempeln häufig ist, die verschiedensten nationalen Gottheiten verehrt. Die Kindergöttin (Tszĕ-sun-niang-niang) thronte in der einen Halle. Ihre Begleiter und Begleiterinnen trugen kleine Kinder auf den Händen, und der Göttin selbst war ein grosses Bouquet, gebildet aus

[1] In beiden Bedeutungen 貪 *t'an* geschrieben, vergl. Giles, Wörterbuch Nr. 10,689. Anmerkung der Redaction.

all den kleinen Zeugpuppen, die ihr von Frauen, welche um Kinder beteten, dargebracht waren, in die Hand gegeben. Alle Figuren waren in Lebensgrösse aus Gips geformt und bunt bemalt. Daneben befand sich die Halle der Göttin der Augenkrankheiten (Yen-ching-niang-niang)[1]. Ihr waren Zeugbrillen, ein eigenthümlicher Gegenstand, der die Augen darstellen soll, geopfert. In den übrigen Hallen wurde der mythische Kaiser Yao, der Kaiser Wèn-wang und die San-huang, d. h. die drei ältesten fabelhaften chinesischen Dynastien der Himmels-, Erd- und Menschenkaiser, verehrt. Von jeder Dynastie war ein Vertreter dargestellt, der eine schwarz, der andere roth, und der Menschenkaiser gelb gefärbt.

Während ich den Tempel besichtigte, wurde ich von einer grossen Menge Neugieriger umdrängt. Einer derselben fragte mich, welcher Religion ich denn angehöre. Als ich erwiderte, dass ich Protestant sei, machte er »Kung-shou« vor mir, indem er sich tief verneigte und die zusammengepressten Hände bis in die Höhe des Kopfes erhob, und sagte, dann seien wir Glaubensgenossen, denn er sei auch Protestant. Ich fragte ihn hierauf scherzhaft, ob sie, die Protestanten, denn etwa auch in diesem Tempel opferten, worauf er entgegnete: nein, sie glaubten an alle diese Götter nicht, eine Äusserung, welche ihm weder die Umstehenden, noch der mich umherführende Tempelaufseher übel zu nehmen schienen. Ja, die religiöse Toleranz ging so weit, dass, als der Tempelaufseher mich bat, in seinem Zimmer eine Tasse Thee zu trinken, er zugleich den Christen aufforderte, mir Gesellschaft zu leisten und mir gegenüber Platz zu nehmen. Ich erkundigte mich nach dem Stande der protestantischen Mission und erfuhr, dass es wirklich getaufte Protestanten in Pao-ting-fu nur 10 gäbe, während eine grössere Anzahl sich für die Aufnahme habe vormerken lassen.

Der Tempelaufseher erzählte mir, dass es um die Finanzen des Tempels sehr schlecht bestellt sei und bewies dies praktisch dadurch, dass er mit dem Spendenbuch vor mir niederkniete, um Kotau zu machen und mich bat, etwas für den Tempel zu zeichnen. Das Spendenbuch war mit rothen Zetteln beklebt, auf denen die Spender den Betrag ihrer Gabe, die selten einen Dollar überstieg, vermerkt hatten. Ich sagte, dass ich ihm etwas für seine Bemühungen direkt geben würde, wozu der Protestant bemerkte, dass die Christen, wenn sie Gutes thäten, nicht erst vorher Versprechungen machten, sondern sofort handelten, und zum Beweise eine Bibelstelle citirte.

Als ich in das Gasthaus zurückfuhr, sah ich, wie die Jungen auf der Strasse Soldaten spielten, d. h. chinesische Soldaten, denn sie vollführten allerlei Körperverdrehungen, standen auf einem Bein, indem sie das andere in die Luft streckten, und schlugen mit aller Kraft auf ihre Schenkel, um ihre Muskelkraft zu zeigen. Als sie mich erblickten, bekam ihr kriegeri-

---

[1] Ich kenne diese Göttin nur unter dem Namen 眼光娘娘 *Yén-kuang-niàng-niang*, d. h. »die Göttin des Augenlichts«, was aber immer *Yén-ku-niàng-niang* gesprochen wird. Ich möchte annehmen, dass der von dem Herrn Verfasser angegebene Name nur auf Verhören beruht. Anmerkung der Redaction.

scher Geist eine andere Richtung, denn sie begannen mit Dreckstücken nach meinem Wagen zu werfen, ohne mich indess zu treffen.

Bei den meisten feineren Privathäusern, an denen ich vorüberkam, waren die Seitenwände der Haupteingangsthür mit einer graublauen, hübsch ornamentirten Thonmasse verkleidet, was ihnen einen gewissen Anflug von Eleganz verlieh. Die Dächer der Häuser in Pao-ting-fu und Umgegend sind vielfach mit Steinplatten gedeckt statt der sonst üblichen Hohlziegel.

Hinter Pao-ting-fu bemerkte ich die ersten Telegraphenstangen der Linie, welche über Hsi-an-fu [dem Leser jedenfalls geläufiger in der Form Si-ngan-fu. Anmerkung der Redaction.] in die Provinz Kansu hineinführt. Man hätte sie nicht für eine europäische Telegraphenlinie halten können, denn die Stangen waren alle schief und krumm und schienen sich ersichtlich acclimatisirt zu haben. Der Telegraph ist diejenige moderne Einrichtung, welche im ausgedehntesten Maasse in China Eingang gefunden hat. Ausser Hunan hat jede Provinz ihre Telegraphenlinie und alle Provinzialhauptstädte stehen auf diese Weise mit Peking in Verbindung. Eine Hauptlinie läuft von Tientsin durch alle an das Meer grenzenden Provinzen bis Canton, eine andere im Yangtse-Thale bis nach Ssechnan und Yünnan hinein, eine dritte durch die drei mandschurischen Provinzen bis Helampo, wo sie sich an die russische Landlinie anschliesst. Ein zweiter Anschluss soll in kurzer Zeit in Kiachta fertiggestellt werden.

Um so weniger im Geiste der Neuzeit erschien mir ein für das Finanzministerium bestimmter Silbertransport, dem ich weiterhin begegnete. Die Silberbarren waren in Holzbehältern verpackt, die das Aussehen von Baumstämmen hatten und durch Eisenreifen zusammengehalten wurden. Auf jedem der 23 Wagen lagen 12 solcher Behälter, deren jeder 1000 Taels, etwa 5000 Mark enthielt. Die Gesammtsumme betrug demnach 276000 Taels = 1104000 Mark[1]. Der ganze Zug wurde von zwei Mann escortirt, doch ist es nicht unmöglich, dass die übrigen noch in irgend einem Wirthshause am Wege sassen und Thee tranken.

Von Fang-shun-ch'iao[2] bis in die Gegend von Wang-tu-hsien[3] war eine neue Baumallee angelegt worden, und zwar auf sehr einfache Weise, indem man abgehauene Weidenzweige in aufgeschüttete Erdhaufen gesteckt hatte. Dort fand ich auch die ersten Blumen am Wege, die blaue, in Büscheln wachsende Ma-lan-hua, eine Iris-Art (Iris pumila), deren lange, schmale Blätter zum Flechten von allerhand Spielzeug benutzt werden.

Im Allgemeinen machte die Landschaft noch einen sehr öden Eindruck. Nur in den feuchten Niederungen wuchs eine Art Schilf, P'u-tse (Typha),

---

[1] Diese Berechnung beruht, wie man sich leicht überzeugen kann, auf der Gleichsetzung von 1 Tael mit 4 [nicht, wie oben, mit 5] Mark. Bei dem schwankenden Werth des Silbers sind solche Schwankungen in der Umrechnung jetzt häufig zu finden. Anmerkung der Redaction.

[2] 方順橋.

[3] 望都.

von den Feldern war wegen der anhaltenden Dürre erst kaum ein Drittel, und zwar ausschliesslich die Rieselfelder, bestellt, doch stand der Weizen noch kaum einen halben Fuss hoch. An verschiedenen Stellen wurden die Felder gerade beackert. Zuerst wurde der Boden gelockert mit einer Egge, die der unsrigen sehr ähnlich sieht. Um die Eisenzähne tiefer in die Erde eindringen zu lassen, stellte sich der Landmann auf die Egge, und, indem er bald das eine, bald das andere Bein etwas hob, doch ohne seine Stellung aufzugeben, und den Körper hin und her bewegte, schritt er gleichsam den Acker auf der Egge ab. Hierauf folgt das Pflügen, welches mit einem Pfluge von so primitiver Form geschieht, dass ohne die ausserordentliche Fruchtbarkeit des chinesischen Bodens er schon längst durch ein vollkommeneres Geräth hätte ersetzt werden müssen. Er wird wie die Egge von einem oder mehreren Zugthieren gezogen, hat aber keine Räder und muss von dem Pflügenden in der richtigen Lage gehalten werden. Complicirter ist indess die Sämaschine. Sie besteht aus drei bez. zwei hölzernen Armen, mit denen ein trichterförmiger Behälter zur Aufnahme des Saatkorns verbunden ist. Durch seine eigene Schwere sickert dasselbe in enge Röhren, die es in die unten ausgehöhlten Holzarme hineinführen. Diese sind am unteren Ende mit hohlen Stahlzinken versehen, durch welche das Korn hindurch in die frisch gezogenen Furchen rinnt. Oben bilden die Holzarme einen Griff, auf welchen sich der Sämann stützt. An zwei Querstangen wird die Maschine von einem Thiere gezogen. Durch einen Schieber im Trichter kann das Ausströmen des Saatkorns regulirt werden. Hinter der Sämaschine her wird eine kleine Walze gezogen, bestehend aus zwei oder drei kleinen Steinrollen, deren Abstand von einander genau dem der Furchen entspricht, und damit die Saat im Boden festgerollt.

Als Zugthiere werden bei der Bestellung der Felder sowohl Maulthiere als Esel und Ochsen benutzt, und, wenn dieselben nicht zu beschaffen sind, auch Menschen. Man findet oft ganz eigenthümliche Zusammenstellungen: ein Ochse und zwei Esel, eine Frau und ein Maulthier u. s. w. Die verschiedenen Geräthschaften müssen von den Landleuten oder den Zugthieren auf den Acker getragen werden. Oft fahren sie dieselben auch auf einem kleinen Ackerschlitten an Ort und Stelle. In dem Orte Wang-tu-hsien herrschte sehr wenig Leben. Der Handel schien ziemlich danieder zu liegen, denn viele Läden waren geschlossen. Wir fuhren unter einem schönen Marmorp'ailou (Ehrenportico) aus der Ming-Zeit (1368—1644) durch. An demselben sassen zwei stattliche Steinlöwen mit ganz originellem Gesichtsausdruck, einem Gemisch von Wildheit und väterlicher Zärtlichkeit, mit der sie auf ihre Jungen herabblickten, die sie umkrallt hielten.

In einem der verschiedenen Dörfer, welche ich am Nachmittage passirte, bemerkte ich vor einem Hause ein eigenthümliches Papiergehänge. Es bestand aus einem Gestell aus Holzstäbchen, welches mit Papier umkleidet war und von denen lange, weisse Papierstreifen herabhingen, so dass das Ganze von fern wie ein langes, wallendes Gewand aussah. Es sollte dadurch angedeutet werden, dass in dem betreffenden Hause ein Todter lag. In Peking ist dieses Abzeichen unbekannt; dort pflegen bei einem Todesfall

Mandschuren einen rothen Mast, der wie alle anderen bei Begräbnissen gebrauchten Utensilien von bestimmten Geschäften verliehen wird, aufzupflanzen und vornehme Chinesen einen Baldachin errichten zu lassen.

Am Abend übernachtete ich in Ch'ing-fêng-tien[1]. Kaum hatte ich mich zur Ruhe begeben, als ein kleines Gewitter losbrach. Unglücklicher Weise befand sich mein Bett ganz nahe am Fenster, denn schon nach einigen Minuten war das Papier des Fensters aufgeweicht und der Regen begann auf mich herabzuströmen. Es blieb mir nichts weiter übrig, als mein Lager auf die entgegengesetzte Seite des Zimmers zu verlegen. Während dessen herrschte draussen ein grosser Lärm. Karrentreiber und Kellner schrieen durch einander, rollten die schweren Wagen unter die Schuppen oder überspannten sie mit Öltuch; dazu sangen wie in Pei-ho die Sängerinnen, auf die das Blitzen und Donnern wenig Eindruck zu machen schien. Das Gewitter hatte zur Folge, dass noch am nächsten Tage der Himmel bewölkt und das Wetter angenehm kühl war. Durch ein weites Sandfeld gelangten wir nach Ting-chou[2]. Vor der Stadt liegt ein Tempel des K'uei-hsing, des Gottes der Litteratur, zu dem Candidaten in Examennöthen beten. Die blaue Statue des Gottes stand in einer offenen Halle davor. Er wird für gewöhnlich auf einem Beine stehend, in der einen Hand den Pinsel, in der anderen ein Gefäss mit Tusche haltend, dargestellt. Diese Gottheit scheint in dieser Gegend grosse Verehrung zu geniessen, denn in vielen Dörfern findet man ihre Statue in einem kleinen Häuschen über dem Thore, was einigermaassen verwundern muss, da in Dörfern die Wissenschaft sehr wenig gepflegt wird. Die Dörfer haben keine eigentlichen Mauerthore, denn nur die Städte, diese aber ohne Ausnahme, sind mit einer Stadtmauer umgeben, dagegen wird häufig durch ein einzeln stehendes Durchfahrtsthor die Grenze bezeichnet. Auch bei Städten finden sich oft derartige Aussenthore, chinesisch »Kuan« genannt.

Ting-chou muss ein recht wohlhabender Ort sein, dafür zeugen fünf herrliche Marmorp'ailous aus neuester Zeit. Der schönste stammt aus dem Jahre 1877 und wurde zu Ehren einer Frau errichtet, die sich nach dem Tode ihres Mannes nicht wieder verheirathete. Die Bauart dieser Monumente weicht nicht unerheblich von den bunt bemalten und glasirten P'ailous in den Strassen von Peking und anderen Orten ab. Die einzelnen Marmorblöcke und Platten sind theils mit Inschriften, theils mit Ornamenten in Hautrelief, Blumen und Thiere darstellend, bedeckt. Die Spitze ist mit einem Aufsatz aus Eisendraht gekrönt, und eiserne Glocken hängen an den Enden der imitirten Dächer. Der Marmor wird in dem etwa 80 Li entfernten Ch'ü-yang-hsien[3] gewonnen und er muss in dieser Gegend sehr wohlfeil sein, denn in Ting-chou waren auch die Prellsteine an der Eingangsthür der feineren Häuser und auf dem Lande Feldmarksteine und

[1] 清風店.
[2] 定州.
[3] 曲陽.

Inschriftentabletts daraus verfertigt. In dem Wirthshause, in welchem ich in Ming-yüeh-tien logirte, waren sogar die zu dem Shang-fang hinaufführenden Stufen marmorn. Das betreffende Wirthshaus zeichnete sich ausserdem noch dadurch aus, dass alle Gebäude desselben weiss getüncht und mit bunten Bildern in grellen Farben bemalt waren.

Von Ming-yüeh-tien ab begann wieder eine schöne grosse Chaussee, die theils mit Weiden, theils mit Akazien eingefasst war. Viele der alten Weiden waren im Innern ganz ausgehöhlt, und das Holz schien weniger verfault, als durch den Einfluss der Witterung zersetzt und verkohlt zu sein. Fast hatte es den Anschein, als ob ein Feuer im Innern der Bäume gebrannt hätte, denn sie waren innen ganz mit schwarzer Holzkohle bedeckt. Die anliegenden Grundbesitzer müssen die Chaussee für zu breit gehalten haben, denn sie hatten streckenweise etwa ein Drittel derselben mit untergepflügt und bestellt. Bauern und Fuhrleute leben auf etwas gespanntem Fusse. Wenn die Wege in schlechtem Zustande sind oder, um den Weg abzukürzen, geniren sich letztere nicht, über die Felder zu fahren, was die Bauern wirksam durch das Aufwerfen kleiner Gräben verhindern.

Gegen Abend passirte ich zwei öde Sandfelder, die ausgetrockneten Strombetten des Sha-ho, eines Nebenflusses des Pai-ho, und des Mu-tou-kou. Die Fähren, welche nach der Regenzeit benutzt werden müssen, lagen fest im Sande.

Am folgenden Tage (6. Mai) erreichte ich Vormittags die Stadt Chêng-ting-fu[1]. Die Bevölkerung nennt sie durchweg noch mit dem alten Namen, den sie unter der Ming-Dynastie führte, nämlich Chên-ting-fu[2]. Vor der Stadt kam uns eine Schar jugendlicher Schauspieler, Jungen von etwa 13—16 Jahren, entgegen, die auf das Land zogen, um dort Vorstellungen zu geben. Mehrere hatten sich Brötchen für den Marsch mitgenommen, die sie, auf einen Bindfaden gezogen, wie eine Schärpe über die Schulter gehängt trugen. Da in China Frauen das Auftreten auf der Bühne nicht gestattet ist, so werden ihre Rollen durch Knaben gegeben, die sie täuschend nachahmen, wobei dieselben, der kleinen Füsse willen, auf den Fussspitzen gehen müssen.

Wenn man sich Chêng-ting-fu nähert, sieht man schon von Weitem zwei Gebäude über die Zinnen der Stadtmauer emporragen, eine mit einer spiralförmigen Spitze aus Eisen gekrönte Pagode und daneben die beiden viereckigen Thürme der stolzen katholischen Kathedrale. Dieselben sollen absichtlich um ein Geringes höher gebaut sein als die Spitze der Pagode, um gleichsam zu zeigen, wie das Christenthum den Buddhismus überragt. Dieser Gedanke wird den Chinesen beim Anblick wohl schwerlich kommen, eher könnten sie annehmen, dass durch die Kathedrale das Fêng-shui der Umgegend beeinträchtigt werde, da die guten Geister aus derselben ver-

[1] 正定府.
[2] 眞定府.

scheucht und eventuell die bösen Genien die Thürme zu ihrem Sitze auswählen. Bei den chinesischen Gebäuden, auch den Pagoden, die vielfach gerade zur Abwendung böser Einflüsse dienen, ist derartiges nicht zu befürchten, da sie genau nach den über Fêng-shui bestehenden Regeln gebaut sind. Mit Rücksicht darauf, dass die Errichtung hoher Gebäude vielfach Missstimmung im Volke hervorgerufen hat, die leicht der Keim zu fremdenfeindlichen Kundgebungen wird, hat die englische Regierung sich veranlasst gesehen, den englischen Missionaren anheimzugeben, von der Erbauung mehrstöckiger Gebäude und hoher Kirchen wegen des im Volke herrschenden Aberglaubens Abstand zu nehmen.

Chêng-ting-fu besitzt vier stark befestigte Thore; jedes derselben ist durch zwei concentrische Aussenmauern in Hufeisenform gegen einen Angriff geschützt. Die Chaussee zwischen denselben läuft in einer Curve, und man muss, um in die Stadt zu gelangen, drei verschiedene Thore passiren.

Die Bedeutung der Stadt entspricht ihrer starken Befestigung nicht. Auf der grossen Strasse, welche vom Nord- zum Südthore führt, herrscht ein so geringer Verkehr, dass man sich fast in einem Dorfe wähnen möchte. Grosse Strecken rechts und links werden als Ackerland benutzt. Nicht weit vom Nordthore entfernt liegt ein schöner buddhistischer Tempel Chung-yin-sse, in dessen Haupthalle ein ganz eigenartiges Monument aus älterer Zeit steht. Wie der mich umherführende Priester erklärte, stammt es aus der Sui-Dynastie (589—618 n. Chr.) und wurde unter der darauf folgenden T'ang-Dynastie reparirt. Es besteht aus drei riesigen Lotusblumen; die unterste, die grösste, ruht auf einem Altare; auf derselben sitzen, die Gesichter nach den vier Himmelsrichtungen gekehrt und mit den Rücken vereint, vier Buddhas; auf diesen ruht eine zweite, kleinere Lotusblume, ebenfalls mit vier Buddhas, und auf dieser wieder eine dritte, noch kleinere, auf der auch vier Buddhas sitzen. Auf jedem der vielen hundert Lotusblumenblätter ist ein Buddha mit über der Brust gekreuzten Armen en miniature dargestellt. Das ganze Idol, welches in seiner Gesammtheit einen höchst imposanten Eindruck macht und ein wirkliches Kunstwerk ist, besteht aus Bronze und misst etwa 60 Fuss. Die untere Lotusblume hat etwa 10 Fuss Durchmesser.

Aus dem Anfang der Sui-Dynastie stammt auch das grosse buddhistische Kloster Ta-fo-sse[1]. Es liegt nicht weit von der katholischen Mission entfernt, deren Grundstück mit einer schönen Mauer umgeben ist, und führt seinen Namen von der darin befindlichen Kolossalstatue Buddha's. An Kunstwerth kann sich dieselbe mit dem Lotusblumenidol nicht messen, denn die ganze Figur ist sehr ausdruckslos, was allerdings bei Buddhastatuen in der Regel der Fall zu sein pflegt. An Grösse dagegen übertrifft sie noch das Lotusblumenidol; sie hat eine Höhe von 73 chinesischen Fuss.

[1] Nach der daselbst aufbewahrten Inschrift wurde das Kloster im Jahre 585 n. Chr. gegründet, hiess damals aber Lung-tsang-sse 龍藏司. Die Inschrift ist ziemlich gut erhalten, aber in einem sehr schwer verständlichen Stile geschrieben.

Sie soll unter der Sung-Dynastie (960—1279 n. Chr.) verfertigt sein und zwar besteht sie aus Kupfer, das mit einer etwa fingerdicken Kittmasse überzogen ist. Rechts und links von ihr stehen die Statuen zweier Begleiter von bedeutend kleineren Dimensionen. Ursprünglich soll ein 7.3 Fuss hohes Standbild vorhanden gewesen sein, das in der Sung-Dynastie durch ein zehnmal so grosses ersetzt wurde. Das steinerne Postament, auf welchem letzteres jetzt steht, ist mehr als manneshoch. Auf den Fries, welcher um das Postament herumläuft, sind Engel mit Flügeln gemeisselt, die man in einem buddhistischen Tempel kaum zu finden vermuthen sollte. Der Heiligenschein ist auch etwas im Buddhismus Bekanntes; in den die Wände der Tempelhalle bedeckenden, aus Thon geformten und bemalten plastischen religiösen Bildwerken haben die Heiligen alle einen gelben oder grünen Heiligenschein.

Leider war, als ich den Tempel besichtigte, das Dach gerade über dem Buddha eingefallen. Er hatte bei der Katastrophe eine tiefe Schramme im Gesicht bekommen, ein Balken ruhte auf seiner Schulter, das Postament war ganz mit Schutt bedeckt, und Tauben nisteten in dem wirr über einander liegenden Gebälk. Wie ich erfuhr, ist sowohl dieses Dach als auch das einer anderen grossen Halle im vergangenen Jahr (1891) eingefallen, und sind keine Mittel vorhanden, um es wieder aufzubauen. Sollte die Kolossalstatue noch lange den Unbilden der Witterung ausgesetzt sein, so würde sie sicherlich bald in Verfall gerathen.

Eine andere Sehenswürdigkeit Chêng-ting-fu's ist eine in der Nähe des Südthores gelegene Pagode, ein prächtiges Bauwerk aus der T'ang-Zeit. Während die beiden anderen Pagoden der Stadt einfache Thurmbauten mit mehreren Absätzen sind, ist dieses ein kunstvoll durchgebildeter und reich gegliederter Monumentalbau. Die breite Basis wird flankirt durch vier kleine Thürme oder besser gesagt »T'ing's«, auf derselben erheben sich drei Stockwerke, deren jedes weniger breit als das darunter liegende ist und deren oberstes die Spitze der Pagode trägt. Der ganze Bau besteht aus Backsteinen, die aussen mit einer Art Stuck verkleidet sind. Leider befindet er sich in einem sehr zerfallenen Zustande und wird, da keine Anstalten zur Reparatur getroffen werden, wohl in einigen Jahrzehnten gänzlich zusammenbrechen.

Um den Tempel Ta-fo-sse zu besichtigen, hatte ich mich mit meinem Diener zu Fuss dorthin begeben und dem Karrentreiber gesagt, uns an einer bestimmten Stelle der Hauptstrasse zu erwarten. Im Tempel fand ich zufällig einen Mann damit beschäftigt, Abdrücke von einer alten, die Entstehung des Tempels behandelnden Inschrift zu nehmen. Er klebte zu diesem Zweck einen Bogen feines Seidenpapier durch Befeuchtung mit Wasser über die Inschrift, trieb dann das Papier durch Klopfen mit einem weichen Instrument in die Vertiefungen der eingemeisselten Schriftzeichen und strich mit schwarzer Farbe über den ganzen Bogen, wobei die Vertiefungen weiss blieben und so nicht nur die Charaktere, sondern auch alle Risse und lädirten Stellen deutlich hervortraten. Ich kaufte eine Copie, und, da ich nicht genug Geld mitgenommen hatte, forderte ich den Mann

auf, uns bis zum Wagen zu begleiten, worauf er bereitwillig einging. Als wir indess auf die Hauptstrasse kamen, war an der bezeichneten Stelle vom Wagen keine Spur zu entdecken. Wir gingen bis vor das Südthor und fanden ihn auch dort nicht. Da wir vermutheten, dass er vielleicht bis zu der eine Stunde weit entfernten Fährstelle über den Hu-t'o-Fluss, wo mehrere Gasthäuser liegen, vorausgefahren wäre, so entschlossen wir uns, zu Fuss dorthin zu gehen. Bis zum Thore hatte uns der Inschriftenmann schon mit einigem Widerstreben begleitet, als ich ihn auch dort nicht bezahlen konnte, verlangte er entschieden die Inschrift zurück und weigerte sich, noch weiter mitzugehen. Allein da kam er bei meinem Diener schlecht weg; er könne sogar Zeichen lesen, hielt dieser ihm vor, und habe täglich mit chinesischen Charakteren zu thun und benähme sich jetzt so albern; was könne man dann von Leuten, die nicht lesen könnten, erwarten. Indess dieses echt chinesische Argument hätte ihn wohl kaum zum Weitergehn veranlasst, wenn ich ihm nicht eine Extravergütung für seinen Zeitverlust versprochen hätte. Als wir zum Hu-t'o[1] oder, wie er volksthümlich heisst, zum Pu-'tou-ho »Traubenfluss«[2] gekommen waren, war auch dort vom Wagen keine Spur zu entdecken, und musste mein Diener, um endlich den Inschriftenverkäufer zu befriedigen, das Geld von dem Besitzer eines kleinen Wirthshauses leihen und selbst nach Chêng-ting-fu zurückmarschiren, um nach der Karre zu suchen. Während dessen blieb ich in dem Wirthshaus und nahm ein Bad im Hu-t'o, wobei die in der Nähe befindlichen Chinesen mit grossem Interesse das Aus- und Ankleiden verfolgten. Erst nach mehreren Stunden kam der Wagen an, er hatte uns an einer anderen Stelle erwartet, als wir verstanden hatten. Als ich ihn über die Brücke fahren sah, erkannte ich ihn Anfangs gar nicht, denn der Karrentreiber hatte meine Abwesenheit benutzt, um den guten, neuen Bezug der Karre gegen einen alten, ganz verschossenen und theilweise durchlöcherten zu vertauschen. An denselben waren noch vom Neujahr her zwei rothe Papierstreifen mit einem Glücksspruch geklebt: »Mögen die edlen Rosse tausend Li zurücklegen und der Drachenwagen zehntausend Tagereisen machen«[3]. In diesem Falle waren allerdings die edlen Rosse zwei nicht sehr edle Maulthiere und Drachenwagen eine stark euphemistische Bezeichnung für die plumpe Karre. Der Karrentreiber behauptete, dass der gute Bezug zu sehr durch Regen und Staub leiden würde, und ich konnte ihn nur dadurch bewegen, denselben wieder aufzuspannen, dass ich ihm einen Dollar extra versprach. Bevor wir weiterfuhren, ass ich schnell noch zu Mittag, wozu ich mir auch eine Schüssel mit Nudeln bestellte.

---

[1] 滹沱河.

[2] Falls diese Übersetzung des Namens richtig ist, wäre derselbe P'u-t'ao-ho zu umschreiben. Er würde dann vermuthlich einer Volksetymologie seinen Ursprung verdanken. Anmerkung der Redaction.

[3] 良馬行千里
龍車走萬程.

Da mir die Essweise der Chinesen, welche die Schüssel an den Mund setzen und den Inhalt gleichsam schlürfen, indem sie mit den Stäbchen die Nudeln in den Mund schieben, zu unästhetisch war, so versuchte ich zuerst, ihrer mit Löffel und Gabel habhaft zu werden. Diese Versuche waren erfolglos, die langen zusammenhängenden Fasern entglitten mir beständig zum grossen Gaudium der Kinder, welche mich von draussen durch die Löcher, die sie in die Papierfenster gebohrt hatten, beobachteten. Ich löste hierauf den gordischen Knoten dadurch, dass ich die Nudeln in kleine Stückchen zerschnitt, was grosse Sensation unter den Zuschauern hervorrief.

Nudeln aus Weizenmehl sind wohl das Hauptnahrungsmittel der Landbevölkerung in Nordchina, Reis ist zu theuer und daher mehr auf die grossen Städte und die Provinzen des Südens, wo er wächst, beschränkt. Es giebt zwei Sorten Nudeln, die eine nur »Mien«, »Mehl« genannt, sehr ähnlich unseren Maccaroni, die andere »Kua mien«, »hängendes Mehl« mit Namen, eine Art Fadennudeln. Da diese Mehlspeisen an und für sich sehr geschmacklos sind, so pflegt der Chinese sie durch Zuthaten: Salz und Essig, sowie Zwiebeln, Knoblauch und stark gesalzene Gemüse zu würzen. Mehr Geschmack als die Mehlnudeln haben die aus Bohnen bereiteten gelatineartigen Nudeln, ausserdem wird aus Bohnen eine weisse gallertartige Masse gemacht, die mit etwas Essig und Gewürzen vermischt von Händlern auf der Strasse verkauft wird. Zwischen den Hauptmahlzeiten und auch zu diesen werden sodann die verschiedenen Arten Weizenbrot genossen. Da dasselbe ohne Milch und Butter, zwei von den Chinesen nicht gebrauchte Artikel, gebacken wird, ist es stets überaus compact und zähe und schmeckt für einen Europäer vollkommen ungar. Grosse Laibe Brot giebt es nicht, sondern es wird in kleineren Stücken von der Grösse unserer Weissbrote verkauft. Oft sind auch mehrere Jujuben hineingebacken. Man kann es durch Rösten über einem Holzkohlenfeuer etwas schmackhafter machen. Von Haus aus geröstet sind die sogenannten »Shao-ping«, runde blätterteigartige Kuchen, die den in verschiedenen Gegenden Deutschlands bekannten Hallerkuchen etwas ähneln, und ebenfalls die Sesamkuchen, »Huo-shao«. Nichts Anderes als gerösteter Brotteig sind auch die in Wirthshäusern auf geflochtenen Holzplatten warm servirten dünnen Kuchen; die sogenannten »Ch'ao-ping« sind gleichfalls in Fett gebackene Schnitzel aus Brotteig, und zwar werden sie meistens mit Eiern vermischt. Ein einfaches chinesisches Mahl bietet demnach wenig Mannigfaltigkeit und besteht ausschliesslich aus Mehlspeisen in verschiedener Zubereitung. Gemüse wird dazu nur in kleineren Dosen gegessen, gleichsam als Gewürz, nicht um satt zu werden. Fleisch wird ausschliesslich in grösseren Städten, auf dem Lande fast gar nicht genossen, und man kann wohl sagen, dass fast $^9/_{10}$ des chinesischen Volkes Vegetarianer sind. Auf dem Lande kann man ausser an den in den Flecken abgehaltenen Markttagen gar kein Fleisch bekommen. Die Fleischvorräthe der Gasthäuser bestehen ausschliesslich in Schweinefleisch, das von den Chinesen am meisten geschätzt wird. Hammelfleisch ist schon seltener, Rindfleisch fast gar nicht zu kaufen. Hühner werden sehr viel zu der Zeit, wo sie wenig Eier legen, verkauft, ich musste sehr hohe Preise dafür

zahlen; oft wollten die Besitzer sie wegen des Eierlegens überhaupt nicht verkaufen. Fische sind nur in der Nähe von Wasser zu haben, Wild und Geflügel findet man eigentlich nur in den grössten Städten. Ein allgemeines Nahrungsmittel sind dagegen Eier; da sie nur etwa 2 Pfennig pro Stück kosten, so können sie auch von weniger Bemittelten gekauft werden. Gekochte Eier werden mit Thee und Brot zusammen überall an den Hauptstrassen in kleinen Häuschen feilgehalten und auch von umherziehenden Händlern ausgerufen und verkauft. Es kommt selten vor, dass man an der grossen Heerstrasse auf einer deutschen Meile nicht wenigstens auf eins dieser Häuschen stösst.

Bis in die Gegend von Chêng-ting-fu fand ich, dass der Name »Deutschland« noch verschiedenen Leuten bekannt war. Einige wussten sogar, dass die deutschen Gewehre und Kanonen berühmt wären und verschiedene Panzerschiffe von der chinesischen Regierung in Deutschland gekauft worden seien. Weiter landeinwärts schien der Name Deutschland nicht gedrungen zu sein, denn die gewöhnliche Frage, die man an mich richtete, war stets nur: »Ta Ying, Ta Fa« »Gross Englisch, Gross Französisch?« d. h. »Gehören Sie dem grossen England oder dem grossen Frankreich an?« Auf das »gross« schien man sehr viel Gewicht zu legen, denn ich wurde häufig gefragt, ob Deutschland denn auch eine Grossmacht wie England und Frankreich wäre. Die Bekanntschaft mit England und Frankreich erklärt sich aus den älteren Beziehungen dieser Staaten zu China und den gegen China geführten Kriegen. Im Allgemeinen pflegt der Chinese, der wenig von Europäern gesehen hat, sie mit den Mongolen, Koreanern und Tibetanern auf eine Stufe zu stellen. Wiederholt hatte ich der Ansicht entgegenzutreten, als ob der deutsche Kaiser ein Wang-tse »Fürst« bez. »Stammeshäuptling« sei, der an den Kaiser von China Tribut zahle und von demselben einen Rangknopf verliehen erhalten habe.

Auf dem Wege von Chêng-ting-fu nach Huo-lu-hsien vernahm ich auf den Feldern ein eigenthümliches Geklapper, welches von den Getrieben herrührte, durch welche Wasser auf die Felder gepumpt wird. Es sind dies wohl mit die complicirtesten Maschinen, welche die Chinesen kennen. Ein Esel oder Maulthier mit verbundenen Augen dreht eine lange Stange, welche auf einem horizontal liegenden Zahnrad befestigt ist. Dieses greift in ein vertikal stehendes Zahnrad, welches eine Kurbel dreht, über welche, ähnlich wie bei einem Bagger, an einander hängende Kasten laufen, die bei der Drehung ihren Inhalt ausschütten. Das Klappern rührt von einem Hemmeisen, welches verhindert, dass sich die Räder in entgegengesetzter Richtung drehen. Solche Wasserelevatoren fand ich überall auf meiner Reise, doch haben dieselben die einfachen Feldbrunnen, bei denen das Wasser eimerweise an einer Winde hochgezogen wird, noch nicht ganz verdrängt. Manche Feldbrunnen haben zwei oder vier Kurbeln, so dass vier Männer zugleich das Wasser emporwinden können. Das Wasser fliesst zunächst in eine oder mehrere vom Landmann angelegte Hauptrinnen, aus diesen führt er es, indem er mit seiner Hacke ein Loch in die Seitenwand der Rinnen schlägt, in die einzelnen Furchen.

Je mehr wir uns Huo-lu-hsien näherten, um so hügeliger wurde das Terrain und trotz des bewölkten Himmels wurden die Berge, welche die Grenzscheide gegen Shansi bilden, sichtbar. Der Weg führte streckenweise durch tiefe Hohlwege im Löss, in den die Wachthäuser eingehauen waren, wobei man die Aufschriften auf die weiss getünchte Lösswand gesetzt hatte. Am Boden und mehrere Fuss über dem Boden befanden sich tiefe Löcher im Löss, die wie Höhlen von Thieren aussahen; dort hatte sich das Wasser bei starkem Regenfall einen Abfluss gesucht. Als ich in Huo-lu-hsien[1] ankam, waren die Berge alle in Regenwolken gehüllt und begann ein kleines Gewitter, so dass ich fürchtete, meine Reise unterbrechen zu müssen, da bei Regen die Berge unpassirbar sind. Allein der Regen hörte bald auf, und am nächsten Morgen (7. Mai) war das Wetter wohl noch etwas trübe, doch so, dass man unbedenklich fahren konnte. Huo-lu-hsien ist ein wichtiger Markt für Steinkohlen und Eisenwaaren, die über das Gebirge dorthin transportirt werden. Beim Verlassen des Ortes am Morgen bemerkte ich, wie unter dem Thore mehrere Kasten mit Stiefeln aufgehängt waren. Sie wurden in dieser Weise zum Andenken an verdiente Beamte aufbewahrt, denen man sie beim Verlassen der Stadt ausgezogen hatte. Es gilt dies als eine der grössten Ehren, die einem Beamten vom Volke erwiesen werden kann.

Von Huo-lu-hsien führt der Weg zunächst in ein steiniges Gebirgsthal hinab, das mich etwas an das Thal bei Nank'ou, den wichtigen Pass nördlich von Peking, von wo aus die Theekaravanen sich durch die Mongolei nach Russland begeben, erinnerte. Höchst interessant war hierauf das Überschreiten des über den Kamm der nächsten Bergkette führenden Passes. Dort kamen uns viele Hunderte von Eseln und Maulthieren entgegen, die in Trupps von zehn bis zwanzig Thieren von mehreren Treibern begleitet waren. Die einen waren mit Eisenbarren und grossen Eisenbecken, die meisten jedoch mit zwei oder drei grossen Klumpen Steinkohlen im Gewicht von etwa 150 Pfund beladen. Dazwischen marschirten Männer, die an Tragstangen eine sehr zerbrechliche Waare, nämlich die in Nordchina sehr viel benutzten, aus ganz dünnem Thon geformten und mit Graphitglanz überzogenen Theekannen und Tiegel transportirten. Der Verkehr war so lebhaft, dass sehr oft die Passage durch die vielen Lastthiere gesperrt war und die Karren anhalten mussten. Kohlen sowohl als Eisenwaaren kamen von P'ing-ting-chou. Im Zeitraum von 5 Minuten zogen 100 Thiere mit Kohlen an mir vorüber; in den nächsten 55 Minuten betrug ihre Zahl allerdings nur etwa 300. Danach liesse sich annehmen, dass in einem Tage etwa 4—6000 Centner Steinkohlen durch den Pass transportirt werden.

Von der Kammhöhe herab fuhr ich wieder durch tief in den Löss eingeschnittene Hohlwege. Es war gerade für eine einzelne Karre Raum darin, zu beiden Seiten stiegen senkrecht die Lösswände empor bis zu einer Höhe von nahezu 20 m. Als ich wieder die freie Ebene erreichte, lag eine

[1] 獲鹿.

herrliche Lösslandschaft vor mir. Durch tiefe Thäler und Klüfte getrennt, erhoben sich auf allen Seiten grössere und kleinere kegelförmige Hügel, ein jeder gebildet durch 5, 10 und mehr Terrassen, deren Seitenwände steil abstürzten, so dass das Emporklimmen von einer Terrasse auf die andere fast unmöglich war. Die Fahrstrasse schlängelte sich in mannigfachen Windungen durch die verschiedenen Thäler; der Hintergrund wurde durch höhere Berge gebildet. Löss ist eine äusserst poröse Lehmerde, die, obgleich man sie zwischen den Fingern zerreiben kann, eine ausserordentliche Cohaesion besitzt und die Eigenthümlichkeit hat, sich in Terrassen über einander zu lagern. Da ihr Capillarsystem senkrecht führt, so pflegt sie stets auch senkrecht zu spalten, daher die senkrecht abstürzenden Terrassen und Schluchten. Die Festigkeit des Löss ist so gross, dass lange Tunnel und Wohnungen hineingehauen werden können, ohne dass die Deckengewölbe gestützt zu werden brauchen. In den Höhlenwohnungen wird zugleich das Mobiliar mit ausgehauen: eine erhöhte Estrade, die mit einer Matte bedeckt als Sofa und Bett dient, ein viereckiger, nach unten etwas spitz zulaufender Block, der Tisch, einige Bänke an der Wand und einige Nischen, die als Schränke und zum Aufstellen der Öllampe benutzt werden. Solche Höhlenwohnungen werden keineswegs nur von den Armen bewohnt, auch wohlhabende Leute haben sie vielfach, da sie im Sommer verhältnissmässig kühl bleiben und im Winter recht warm sind, doch lassen sie dieselben dann im Innern ausmauern und mit einer Façade aus Ziegelsteinen versehen. Da der Lössboden recht fruchtbar ist, so pflegen alle einzelnen Terrassen bepflanzt zu werden, was der Landschaft einen eigenartigen Reiz verleiht. Leider zeigte dieselbe bei Huo-lu-hsien noch keine Spur von Grün, da der Boden in Folge des Regenmangels ganz ausgedörrt war.

Aus der Ebene führte eine breite, gut gehaltene Fahrstrasse über den nächsten Höhenzug. Ihre Seitenwände waren durch starke Steinmauern befestigt und gegen Einsturz geschützt. Auf der Höhe stand ein Tempel des Kriegsgottes, des Lao-yeh, wie er populär genannt wird; davor sass ein Priester und bat die Vorüberkommenden um Almosen, indem er mit einem Klöppel gegen eine Glocke schlug, die übliche Art, um Almosen zu flehen. Die Herabfahrt von der Höhe war äusserst schwierig, denn der ganze Boden bestand aus rauhem Felsgestein, in das die Radspuren tief ingefahren waren. Ich sah mich genöthigt auszusteigen, da die Karre wiee ein Schiff bei Sturm sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite legte. Vier Männer, die daraus ein Gewerbe zu machen schienen, kamen aus dem Thale herauf, um gegen ein Trinkgeld meinem Wagen hinab zu helfen. Um zu verhindern, dass er in's Rollen gerieth, griffen sie in die Radspeichen und stemmten sich mit aller Körperkraft gegen denselben. Meine Stiefel schienen ihr besonderes Interesse zu erregen, denn sie unterhielten sich augenscheinlich darüber; von dem, was sie sagten, verstand ich indess, da sie ihren Localdialekt sprachen, auch nicht einen einzigen Satz. Ich fragte meinen Pekinger Diener, was jene gesagt hätten, doch erklärte derselbe, dass er ihre Sprache auch nicht verstehe.

In Yü-shui-tien[1], wo ich Mittagsrast machte, erkundigte ich mich nach dem Preise der Steinkohlen und erfuhr, dass 100 Catties 100 Käsch = 10 Cents kosteten, was für einen Centner einen Preis von 25 Pfennig ergeben würde — der Cent gleich 3 Pfennig gerechnet.

Auch hinter Yü-shui-tien geht die Strasse streckenweise über Felsen. Eine Zeit lang fuhren wir im Thale des Yü, eines Nebenflusses des Hu-t'o, entlang. Sein Wasser hat eine schöne Farbe, es strömt sehr schnell und treibt mehrere Wassermühlen.

Verschiedene Dörfer, welche ich passirte, besassen schöne, massive Steinthore, auf welche von aussen eine Treppe zu dem über dem Thore befindlichen kleinen Tempel des Kriegsgottes emporführte. — Die Specialität eines dieser Dörfer, Chi-huo mit Namen, scheinen hölzerne Klöppel zu sein. Die Leute sassen mit ihren Werkkasten am Wege, sägten und schnitzten die Hölzer, die vermutlich in dieser Gegend besonders geeignet sind, und stellten die polirten Klöppel zum Verkaufe aus. Die Chinesen benutzen sie sowohl zum Waschen als zum Glätten der Kleider. Wie in so vielen anderen Dingen verfahren sie dabei gerade umgekehrt wie wir. Wäsche waschen sie in kaltem Wasser; an allen kleinen Wasserläufen und Teichen kann man die Frauen hocken und mit dem Klöppel auf die baumwollenen Kittel einhauen sehen. Seife gebrauchen sie dabei nicht. Sich selbst dagegen waschen die Chinesen mit heissem Wasser, allerdings auch meist ohne Seife. In jedem Wirthshause wurde mir, wenn ich nicht ausdrücklich kaltes Wasser verlangte, und auch dann oft, eine Waschschüssel mit heissem Wasser gebracht, die der Kellner in der Annahme, dass ich wie die Chinesen niederhocken würde, auf den Fussboden setzte. Das Plätten ist den Chinesen nicht unbekannt, doch werden nur neu verfertigte Kleider geplättet, die Wäsche dagegen in der Regel nur durch Klopfen über einem Steine geglättet.

In einer Ortschaft hatte ich Gelegenheit, eine Cavalcade höchst eleganter Damen zu beobachten. Sie ritten alle auf Maulthieren, nach chinesischer Art à califourchon, die jüngeren voran, die älteren als dames d'honneur hinterher, wahrscheinlich um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen. Ihre Toiletten waren von den in Peking üblichen sehr verschieden; die jüngeren Damen trugen prachtvoll gestickte bunte Seidengewänder, die älteren ebenfalls solche aus Seide aber in dunklerer Farbe und einfacher. Die Kleider reichten bis zu den Füssen herab, die jüngeren Damen trugen ausserdem noch einen grossen Kragen aus bunter Seide mit langen Fransen, wie er in Peking nur auf dem Theater noch getragen wird und unter dem Namen »Yün-chien«, wörtlich »Wolkenschulter«, d. h. ein Behang, der die Schultern wie eine Wolke umhüllt, bekannt ist. Ihr Haar sowohl als ihre Gewänder waren mit Perlen besäet. Die Gegend scheint auch sonst noch ihre besonderen Localgebräuche zu haben. Ich sah an demselben Tage zwei Frauen in karminrother Tracht in Sänften an mir vorübergehen und erfuhr später, dass es zwei junge Frauen wären, welche der landesüblichen

[1] 淤水店.

Sitte gemäss am dritten Tage nach ihrer Hochzeit ihre Mutter besuchten, um bei derselben einen Monat zuzubringen, während welcher Zeit sie ihren Ehemann nicht zu sehen bekämen.

Gegen Abend fuhr ich an der malerisch am Yü gelegenen Stadt Ching-hsing-hsien[1] vorüber. Eine grosse steinerne Bogenbrücke, welche über den Fluss führte, war zur Hälfte eingestürzt, und der stehen gebliebene Theil ragte bis mitten in den Fluss hinein.

Wir rasteten in Pan-chiao; dort liess ich mir zum ersten Male einen Barbier rufen. Ich hatte mich bislang ohne einen solchen beholfen, da ich mich zunächst überzeugen wollte, ob nicht etwa ein gewisser Fanatismus gegen die Europäer im Volke herrsche, in welchem Falle ich meine Kehle nicht gern einem chinesischen Barbier anvertraut hätte. Nach Allem, was ich bisher von den Leuten gesehen hatte, war indess von irgend welcher Erbitterung nicht die geringste Spur zu bemerken. Andererseits war die chinesische Art zu rasiren nicht sehr verlockend, denn der Barbier hat keine Seife, sondern reibt mit warmem Wasser ein und benutzt ein Rasirmesser, dessen Schneide kaum halb so gross als die der europäischen ist. Trotzdem machte der Mann seine Sache recht gut, wie ich es kaum erwartet hätte. Natürlich verfehlte ich nicht, ihm zu sagen, dass ich den Kopf, die Stirn und die Backenknochen nicht rasirt zu haben wünschte, was er sonst aus alter Gewohnheit wohl gethan haben würde. Bei dem schwachen Bartwuchs der Chinesen ist das Rasiren des Vorderkopfes so sehr die Hauptsache, dass sie nicht von einem »Barbier« sondern nur von einem »Kopfraseur« (T'i-t'ou-ti) sprechen.

Bald nach meiner Ankunft im Gasthof erschien daselbst ein auf der Reise nach T'ai-yüan-fu befindlicher, charakterisirter Departementsmagistrat, ein Beamter 5. Ranges, und Familie mit zahlreicher Dienerschaft, zwei Sänften, zwei Reisewagen und vier grossen Lastkarren. Die drei weiblichen Mitglieder der Familie, welche sich nicht gerade durch einnehmendes Äussere auszeichneten, hatten ein jedes sein Schosshündchen bei sich. Die Thiere schienen eine sehr angesehene Stellung in der Familie einzunehmen, denn sowie die Wagen hielten, sprang sofort ein Diener herbei, um dieselben in Empfang zu nehmen und in das Zimmer zu tragen.

Da von Pan-chiao ab der Weg sehr steinig und für Karren schlecht passirbar ist, so legte ich die grösste Strecke zu Esel zurück. Die Dörfer in dieser Gegend bestanden ganz aus Steinhäusern und boten, an den Berglehnen hängend, einen viel pittoreskeren Anblick als die Dörfer der Ebene mit ihren Lehmhütten. Vereinzelt stösst man sogar auf zweistöckige Steinhäuser mit grossen Thüren und Bogenfenstern, die viel mehr europäischen gleichen als dem gewöhnlichen chinesischen Hause, welches aus Backsteinen gebaut nur einstöckig ist und dessen Frontseite nicht nach der Strasse, sondern dem Hofe gekehrt ist.

Gegen Mittag erreichte ich den aus Chihli nach Shansi führenden Ku-kwan[2]-Pass und die Abzweigung der Grossen Mauer, welche die

[1] 井陘. [2] 故関.

Grenzscheide zwischen beiden Provinzen bildet. Da die Mauer stark zerfallen war und man sie nur auf eine kurze Strecke über die Höhenzüge mit den Augen verfolgen konnte, so machte sie einen viel weniger imposanten Eindruck als bei Nank'ou nördlich von Peking. Zur genauen Bezeichnung der Grenze dient eine Säule mit Inschrift. Dort ist die Fahrstrasse geebnet worden und recht gut gehalten. Diesen Umstand scheint sich die Zollwache am Durchgangsthor durch die Mauer, welche, obwohl schon in Shansi gelegen, noch von Chihli ressortirt, zu Nutze gemacht zu haben, denn, als ich vorbeifahren wollte, verlangte man 30 Cents Wegegeld von mir, indem man mir sagte, dass alle von Chihli kommenden Wagen, auch leere, 30 Cents und die von Shansi kommenden 20 Cents bezahlen müssten. Da mir von der Existenz derartiger Abgaben nichts bekannt war und ich das Ganze für einen Versuch zu »sqeezen« hielt, denn gerade die Unterbeamten der Zoll- und Likinstationen sind berüchtigt wegen ihres Hanges, Geld zu erpressen und für eigene Rechnung Abgaben zu erheben, so liess ich dem in der Nähe wohnenden Thorcommandanten, einem Oberst, meinen Pass praesentiren und bei ihm anfragen. Derselbe befahl, mich frei passiren zu lassen. Bei anderen Karrenführern bemerkte ich, dass sie den Zolleinnehmern ad libitum ein Häufchen Käsch discret in die Hand drückten und ohne anzuhalten durchfuhren. Die Zolleinnehmer am Thore sowohl als auch die einer Likinstation, an der ich später vorbeifuhr, waren aussergewöhnlich gut gekleidet, und es schien ihnen persönlich nicht schlecht zu gehen.

Im Pass begegnete ich einem Silbertransport auf Maulthieren. Auf seinen gelben Fähnchen stand »Shansi ching hsiang« »Steuern für Peking aus Shansi«. Ein Officier auf einem Pferde mit rother Schabracke leitete den Zug. Um den Kopf trug er, in nach unseren Begriffen wenig militairischer Weise, ein bunt gemustertes Tuch; im Gürtel hatte er einen Revolver stecken. Um den Leuten Respect einzuflössen und zu zeigen, dass ihr Revolver bez. Gewehr geladen sei und sie nöthigenfalls davon Gebrauch machen würden, feuert die, eine Silbersendung begleitende Escorte bisweilen in den Ortschaften, die sie passirt, einige Schüsse ab.

Unterwegs fand ich überall Kasten für beschriebenes Papier in grossen Mengen aufgehängt. Die Chinesen haben eine solche Verehrung vor allem Geschriebenen und Gedruckten, dass sie es für ein grosses Unrecht halten, beschriebenes und bedrucktes Papier verkommen zu lassen. Deshalb werden in den Tempeln sowohl als auf den Strassen an verschiedenen Häusern Kasten aufgehängt mit Aufschriften, wodurch die Leute ersucht werden, Mitleid mit dem beschriebenen Papier zu haben und es in den betreffenden Kasten zu stecken. Daraus wird es gesammelt und verbrannt. Von Peking aus pflegt man die Asche nach Tientsin zu schicken und an die Schiffer vertheilen zu lassen, die sie bei hoher See in's Meer werfen, um dadurch die Wogen zu beruhigen.

In sehr ausgedehnter Weise wurde in den Dörfern an der Heerstrasse die Düngerbereitung betrieben. Vielfach hatte man mit einer ganz be-

stimmten Absicht die Chaussee mit Dünger bestreut, so dass der ganze Verkehr darüber weg gehen musste.

Bevor man in die Ebene von P'ing-ting-chou gelangt, hat man eine wilde Gebirgslandschaft zu passiren. Die Berge zu beiden Seiten des Weges haben keine hohen Felswände, sondern sind ganz zerklüftet und mit Geröll bedeckt, nirgends zeigt sich ein Strauch oder eine Blume, nur einige Bergelstern (Shan-hsi-ch'iao), die am Wege sassen, belebten die Scene ein wenig. Dicht neben der Fahrstrasse liegt das etwa 10 m tiefe Bett eines Giessbaches, der in der trockenen Jahreszeit ganz versiegt, aber schon nach geringem Regenfall die ganze Strasse überschwemmt. Mehrere in die Felsen eingehauene Inschriften aus dem Jahre 1880 ermahnen deshalb die Reisenden zur Vorsicht beim Regen und weisen sie auf verschiedene, am Berge neu erbaute Tunnel hin, wohin sie sich flüchten und von wo sie um Hülfe rufen können. Die Wirkungen des Regens sollen hier so gewaltig sein, dass schon nach etwa zwei Stunden die ganze Ebene überschwemmt ist, und die Fluthen grosse Lastkarren mit fortreissen. Der Fahrweg ist auf dieser Strecke ausserordentlich rauh und uneben. Bei dem Hin- und Herschwanken der Karre war mein Sonnenschirm durch das beständige Hin- und Herwerfen ganz durchgerieben worden und hatte grosse Löcher bekommen, mein Kofferschloss war aufgebrochen, und zu guter letzt verloren wir noch einen Theil des eisernen Radreifens, der in China aus mehreren Stücken besteht. Glücklicher Weise hatte der Karrenführer einen Hammer und Nägel bei sich, so dass er das Rad nothdürftig repariren konnte.

Nach einer mehrstündigen Fahrt durch die Ebene kam ich am 9. Mai Vormittags in P'ing-ting-chou[1] an und stieg in einem sehr gut gehaltenen Gasthof in der Vorstadt ab. Fast alle Häuser der Vorstadt waren solide Steinbauten und die meisten Privathäuser mit den eigentlich nur öffentlichen Gebäuden und prinzlichen Palais zukommenden trichterförmigen Hohlziegeln gedeckt, die, besonders auf Bildern, wie Balken aussehen. Die Dachfirsten waren an beiden Enden mit sehr charakteristischen Drachenköpfen verziert, aus deren geöffneten Rachen eine Reihe scharfer Zähne hervorsah, ganz verschieden von den in Peking üblichen, welche so verstilisirt sind, dass man Mühe hat, daraus überhaupt noch Drachenköpfe zu erkennen. P'ing-ting-chou ist eine der wichtigsten Industriestädte von Shansi. Beim Dorfe Tung-kou, sieben bis acht Li von der Stadt entfernt, befinden sich etwa zehn Steinkohlengruben und eine gleiche Anzahl Eisengiessereien. Die Eisenbergwerke liegen in Hsi-kou, etwa 30 Li von der Stadt entfernt. Die Kohlengruben sind auf einer Lössterrasse gelegen, und zeichnen sich die Kohlenlager, von denen sehr viele noch nicht ausgebeutet sind, als schwärzliche Streifen auf dem gelben Lössboden ab. Natürlich werden die Kohlen nur durch Menschenkraft, nicht mit Maschinen zu Tage gefördert. In einer Grube, welche ich besuchte, wurden sie aus einer brunnenartigen, ausgemauerten Vertiefung, die etwa 100 Fuss tief war und

[1] 平定州.

wohl 6 Fuss im Durchmesser maass, an Körben emporgewunden. Sonst findet man häufiger Schrägstollen in den Boden getrieben, in welchen die Bergleute rückwärts hinabkriechen. In den Bohrlöchern bei P'ing-ting-chou werden die Arbeiter an der über der Grube stehenden Winde hinabgelassen, indem sie sich das Tau um den Leib schlingen. Die unterirdischen Gänge brauchen, da sie im Löss liegen, gar nicht gestützt zu werden, was natürlich eine grosse Ersparniss an Kapital ist. Die Kohlen wurden in der Grube, welche ich besuchte, zum grössten Theil schon in der Erde zerkleinert; sie waren ziemlich weich und sehr schwefelhaltig. Die Grube gehörte einer Gesellschaft und war schon seit zwanzig Jahren in Betrieb, doch arbeiteten augenblicklich nur fünf Mann in derselben, da man die Kohlen nur für die nächste Umgegend förderte, denn weiterhin werden sie durch den Transport zu theuer. Der Picul Kohle kostete an der Grube 60 Käsch, ein Centner also etwa 15 Pfennig. Nach von Richthofen soll in Shih-pa-tsui bei P'ing-ting-chou der Picul vorzügliche Anthracitkohle sogar nur 20—30 Käsch und in Yi-chang-hsien (P'ing-yang-fu) nur 10 Käsch kosten, also der Centner nur 5 bis $7\frac{1}{2}$ bez. $2\frac{1}{2}$ Pfennig. In Peking dagegen zahlt man für gute Steinkohle, die aus dem District Fang-shan-hsien, etwa 200 bis 300 Li weit, auf Kamelen in die Stadt gebracht wird, für 1 Picul 650 Käsch, was für einen Centner 1.62 Mark ergiebt. An den Gruben selbst soll der Picul auch nur 130 Käsch kosten. Von Richthofen erklärt Shansi für das an Steinkohlen reichste Land der Erde. Er schätzt das Areal der kohlenführenden Formationen auf 1600—1750 Quadratmeilen mit einem Gesammtquantum von 1260000 Millionen Tonnen Kohlen[1].

P'ing-ting-chou ist neben Lu-an-fu auch der wichtigste Ort in Nordchina für Gewinnung von Eisenerzen. Die Förderung derselben geschieht wie die der Kohlen. In einer Eisengiesserei, welche ich besichtigte, wurden die Erze in Thontrichtern in einem offenen, mit Kohlen angefüllten Ofen geschmolzen, und dann der glühende Inhalt in Sandformen gegossen, welche aus zwei auseinandernehmbaren Theilen bestanden. In den verschiedenen Giessereien wurden ausschliesslich grosse Eisenbecken verfertigt, und lieferte jede solche von ganz bestimmter Form und Grösse. Sowohl die Formen als auch die Behälter für das Erz formte man an Ort und Stelle, letztere aus einer besonderen Thonerde, die man Kan-tse-t'u nannte, mit Hülfe einer Art Drehscheibe. Im Ganzen arbeiteten etwa 30 Mann in der Giesserei. Die Köpfe der mit Schlacken durchsetzten Thonbehälter werden in dem Dorfe Tung-kou, das einen viel wohlhabenderen Eindruck macht als manche Stadt, zum Bauen von Häusern verwandt, und es sieht fast aus, als ob Kanonenkugeln in die Wände eingemauert wären.

Auf meinem Heimwege nach der Stadt sah ich eine Wittwe in weissen Trauerkleidern mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, die vom Begräbniss ihres Mannes zurückkehrte. Sie sass in einer offenen Sänfte und klagte und schrie ganz erbärmlich, doch schien dies weniger ein natürlicher Ausbruch des Schmerzes zu sein als eine Art Todtenklage, denn ihr Weinen

[1] Von Richthofen, China Bd. II, S. 475.

und Schluchzen klang gekünstelt und sie sprach dabei in langen Tiraden. Auf dem hügeligen Terrain bei Tung-kou scheinen kleine blaue, von zwei Mann getragene Sänften als Transportmittel für Frauen viel gebraucht zu werden, es kamen uns dort verschiedene entgegen.

Vom Gasthof aus geleitete mich der Enkel des Wirthes, ein für seine Verhältnisse sehr elegant gekleideter Junge von etwa 10 Jahren, zu einem auf der anderen Seite des Weges gelegenen kleinen Tempel, den der Wirth, wie er sagte, mit seinen Nachbarn zusammen hatte erbauen lassen. Derselbe diente zugleich als Schule, in einem Zimmer sassen die Schüler zusammen auf einem Kang[1]. Sie hatten ihre Schuhe ausgezogen und hockten mit untergeschlagenen Beinen ein jeder vor einem kleinen Pult. Alle waren sehr reinlich und nett angezogen.

P'ing-ting-chou ist eine durch den Bergbau sehr reiche Stadt. Die Hauptstrasse der eigentlichen Stadt, durch welche ich bei meiner Weiterfahrt kam, ist mit zahlreichen P'ailous aus Holz und Stein überbaut. Verschiedene derselben sind sehr fein gemeisselt; einige aber stark zerfallen. Als Bauwerk fiel mir ein schöner, neuer Tempel auf, dessen Dächer mit blau glasirten Ziegeln gedeckt waren. Am Ende der Stadt war die Strasse durch eine Menschenmenge gesperrt. Auf einem nach der Strasse zu gelegenen Pavillon wurde Theater gespielt; ihm gerade gegenüber auf der anderen Seite des Fahrwegs lag ein anderer Pavillon, in welchem die Honoratioren, besonders die Damen in schönem Kranz Platz genommen hatten, das übrige Publicum füllte den ganzen Raum zwischen beiden Pavillons aus. Ausser in ganz grossen Städten, wo es stehende Theater giebt, pflegt in den verschiedenen Orten nur an bestimmten Tagen im Jahre von einer herumziehenden Schauspielertruppe gespielt zu werden. Zu diesem Zweck veranstalten die wohlhabenden Bürger, Hausbesitzer und Gilden Subscriptionen, von den Zuschauern wird kein Geld erhoben, und werden dadurch die Theatertage, an denen von Morgen bis Abend gespielt wird, zu wahren Volksfesten. Sie üben einen so grossen Reiz auf die Gemüther, dass Viele alles andere darüber vergessen und den ganzen Tag auf dem Theaterplatz verbringen. Auch die Frauen erscheinen dazu in ihrem besten Staat. Jeder Ort pflegt einen Pavillon zu besitzen, oft in einem Tempel, der als Bühne dient. Nur recht reiche Leute lassen sich bei besonderen Gelegenheiten, besonders zur Feier von Geburtstagen, Privatvorstellungen im eigenen Hause geben und laden dazu Verwandte und Freunde ein.

Ich fürchtete, das Theaterpublicum würde über die Störung ungehalten sein und mich nicht ohne Weiteres durchlassen, doch als sie meine Karre herankommen sahen und der Karrenführer ihnen das übliche »*chieh-kuang, chieh-kuang*«, »Leihe mir Deinen Glanz«, d. h. »Gehe aus dem Wege« zurief, traten die Leute bereitwilligst aus einander und liessen mich unbehelligt durchfahren.

Von P'ing-ting-chou ab führt die Fahrstrasse ausserordentlich steil in eine Ebene hinab. Sie ist mit grossen Steinplatten gepflastert, und, um

[1] Kang (*k'ang*) ist eine gemauerte, heizbare Estrade, die für den Chinesen das Bett und das Sofa ersetzt.

den Karren die Abfahrt zu erleichtern und zu verhindern, dass sie in's Rollen gerathen, sind in kurzen Abständen durch das Hochkehren der Kanten der Steinplatten Absätze gebildet. Eine lange Strecke folgte der Weg wieder einem Flusslaufe. An verschiedenen Stellen ragten Felsblöcke über den Weg. Da einige derselben herabzufallen drohten, so hatte man sie sehr praktisch von unten mit kleineren Steinen festgemauert.

In I-ching-tien hielten wir vor einer Schmiede an, und wurden den Maulthieren neue Hufeisen untergenagelt, da ihnen dieselben vorher abgenommen waren, um die steinigen Gebirgspässe sicherer überschreiten zu können.

An allen Orten fand ich vor den Häusern eigenthümliche, cylinderförmige Öfen aus ungebranntem Thon mit runden Löchern. Sie dienen Neujahrs zur Illumination, es wird dann ein Kohlenfeuer in ihnen angezündet, wobei der Feuerschein aus den Löchern hervorleuchtet.

Das Wirthshaus, in welchem ich an diesem Tage übernachtete, war sehr hübsch am Fusse eines Berges gelegen, auf welchem eine Menge wilder Tauben nisteten, denn ich hörte beständig ihr Girren. Als es schon dunkel geworden war, vernahm ich, wie ein Mann in den Strassen umherzog, einen Gong schlug und dazu irgend etwas ausrief. Ich bildete mir ein, dass es der Nachtwächter des Ortes sei — der Gong und die Holzklapper sind die Instrumente des chinesischen Nachtwächters —, der noch ausserdem, wie es früher in Deutschland Sitte war, einen Spruch hersagte, erfuhr jedoch, dass es ein Abgesandter des Praefecten sei, der die Leute ermahnen solle, kein falsches Geld zu gebrauchen. Dass dadurch irgend ein Eindruck auf die Bevölkerung gemacht wird, lässt sich kaum annehmen, denn die Zahl der nachgemachten Käsch ist so gross, dass sie in geringen Summen gewohnheitsmässig im Verkehr genommen werden. Meist sind sie viel kleiner als die echten Münzen und oft so dünn und aus so schlechtem Metall, dass man sie zwischen den Fingern zerbrechen kann.

Am nächsten Morgen (10. Mai) wehte uns ein eisiger Wind entgegen. In der Nacht hatte es gedonnert und schien irgendwo ein Gewitter gewesen zu sein. In den Dörfern, durch welche wir kamen, standen die Obstbäume in herrlicher Blüthe, und die zarten Farben der Blüthen trugen nicht wenig zur Zierde der Gegend bei. Wie wohlfeil daselbst überall Eisenwaaren sein müssen, ging daraus hervor, dass sowohl zum Tränken der Pferde an den Strassen, als auch zur Sammlung des Pferdedüngers Eisentöpfe gebraucht wurden.

Die Fahrstrasse war auf einer Strecke von Sandsteinfelsen flankirt, in welche kleine Nischen mit Buddhas eingehauen waren. Die Figuren hatten jedoch sehr stark von der Witterung gelitten und waren theils gänzlich zerstört, theils so entstellt, dass man kaum noch eine Gestalt erkennen konnte. Gegen Mittag fiel eine Stunde lang ein ziemlich starker Regen, der mir fast die Weiterfahrt unmöglich gemacht hätte, denn es gelang nur mit grosser Mühe, den Wagen auf eine Anhöhe hinaufzubringen. Auf dem schlüpfrigen Lössboden glitten die Maulthiere beständig aus, und auch die Chinesen hatten grosse Noth, in ihren Filzschuhen ohne Absätze von

der Stelle zu kommen, da sich die Erde in dicken Massen unter ihre Sohlen ballte. Das Wetter klärte sich aber bald wieder auf, so dass sich am Nachmittag ein farbenprächtiges Bild der Lösslandschaft vor mir entrollte. Von der Strasse, welche sich in einer Schlangenlinie zwischen den verschiedenen Hügeln hindurchwand, schweifte der Blick über die gelben Abgründe hinweg in die Ebene, auf die im frischen Grün der Bäume versteckten Dörfer und weiterhin auf die nebelblauen Berge in der Ferne. Darüber wölbte sich ein wolkenloser Himmel von leuchtendem Blau.

Der Schönheitssinn scheint in dieser Gegend, wenigstens was Bauten anbetrifft, recht ausgebildet zu sein. Der Kuanti-Tempel des kleinen Ortes Chang-ching mit seinen beiden reich verzierten Pavillons muss das Auge jedes Vorübergehenden fesseln. Das schönste Stadtthor, welches ich auf meiner Reise sah, befindet sich in Shou-yang-hsien[1], es besteht aus drei mächtigen, über einander gethürmten Dächern, die Dachziegel sind mit einer schönen meerblauen Glasur überzogen, an den Dachfirsten kriechen Drachen entlang, und die Köpfe der vorragenden Dachsparren sind mit Augen bemalt. Im zweiten Stock befindet sich ein Schrein mit einem Götterbild. Auch auf die Ausschmückung der Dächer von Privathäusern ist grosse Sorgfalt verwandt. Die breiten Dachfirsten sind mit aus Thon geformten Rosetten und Lotusblumengewinden verziert. Die Drachenköpfe an den Giebeln wenden sich theils nach aussen, theils nach innen, oft sind auch vollständige Drachen dargestellt, die sich über die Dachfirst hinwinden oder zusammengerollt liegen und nur den Kopf vorstrecken. Statt der Drachen sitzen auf einigen Dächern auch Phönixe, auf einem Tempel in Shou-yang-hsien stand ein solcher aus Eisen.

Die Stadt hat mehrere hübsche Kaufläden mit zwei Etagen, doch war von Handel sehr wenig in den Strassen zu bemerken. Bei meiner Durchfahrt fiel mir in einem Laden ein vergoldeter Ochse auf, welcher auf dem Verkaufstische stand. Er diente als Geschäftsabzeichen und ersetzte zugleich die Firma, welche für gewöhnlich aus ein, zwei oder drei schönklingenden Worten, wie Jui-chi = Glücksfirma, Tê-hua = Tugendblume[2]

---

[1] 壽陽.

[2] 瑞記, 德華. Auch die europäischen Firmen in China haben alle zugleich eine chinesische Firma, unter der sie den Chinesen allein bekannt sind. Tê-hua ist z. B. der Geschäftsname der »Deutsch-Asiatischen Bank«, er bedeutet zugleich auch »Deutsch-Chinesisch«. — (Mit den obigen Übersetzungen des Herrn Verfassers — wenigstens mit der zweiten — kann ich mich nicht einverstanden erklären. Die seiner Zeit auf meinen eigenen Vorschlag für die Deutsch-Asiatische Bank gewählte chinesische Bezeichnung Tê-hua bedeutet vielmehr: »Soliden Principien huldigend, und blühend«, daneben »Deutsch-Chinesisch«. Jui-chi ist vielleicht mit: »Im Zeichen des Glücks« (»der glücklichen Vorbedeutung«) passend zu übersetzen, jedoch ist es nicht immer leicht, den Sinn dieser Zeichenzusammenstellungen, welchen oft eine Anspielung auf einen längeren Sinnspruch zu Grunde liegt, zu ermitteln, ohne die näheren Umstände, welche bei der Namengebung obgewaltet haben, zu kennen. Anmerkung der Redaction [C. Arendt].)

besteht, indem der Laden dadurch von Geschäften gleicher Art unterschieden wird. Diese Sitte ist auch sonst noch in anderen Gegenden verbreitet[1]. Vor einem anderen Hause war eine Porzellanfigur, ein vergnügt schmunzelnder Chinese von enormer Dicke, auf einer Lotusblume sitzend, aufgestellt. Man sagte mir, es sei das Zeichen eines Wirthes, der dadurch die Passanten auffordere, zu ihm hineinzukommen und sich nicht zu geniren, tüchtig zuzulangen und sich so dick zu essen wie der vergnügte Alte auf der Lotusblume.

Abends machten wir in Ching-ping Halt, wo ich in einem Gasthause recht gutes Quartier fand. Besonders von aussen machte das Shang-fang einen recht netten Eindruck. Die das Dach der kleinen Veranda stützenden, rothen Holzpfeiler waren oberhalb mit vergoldetem Holzschnitzwerk verbunden, die hohe Thürschwelle mit Eisen beschlagen und das Holzgitterwerk der Fenster recht fein gearbeitet. Im Allgemeinen schienen mir die Wirthshäuser in Shansi geräumiger und besser gehalten zu sein als in Chihli. Sie hatten meistens keine papierne Decke, sondern man sah direct das Gebälk des Daches. Dagegen vermisste ich sehr häufig Stühle, Bänke und Tische und musste mich oft nur mit dem Kang und dem niedrigen, darauf gestellten Tischchen begnügen, was mir besonders bei den Mahlzeiten unangenehm war, da ich dieselben nicht mit untergeschlagenen Beinen auf dem Kang sitzend geniessen konnte. An den aus einem massiven Block bestehenden, gemauerten Tischen, die ich verschiedentlich vorfand, liess es sich ebenso wenig sitzen.

Irgend welche Schwierigkeit, ein Unterkommen zu finden, hatte ich bis jetzt nie gehabt. Sobald sie meine Karre herankommen sahen, stürzten, wie es Sitte ist, die Kellner der einzelnen Gasthäuser auf die Strasse und riefen uns zu, bei ihnen einzukehren; oft fassten sie sogar, ohne die Antwort des Karrenführers erst abzuwarten, sofort das erste Maulthier am Zügel, um es in den Hof zu führen. Natürlich mussten sie es wieder loslassen, wenn es nicht gerade der Gasthof war, den der Karrenführer im Sinne hatte. Jedesmal, sobald wir uns diesem näherten, pflegte der Karrenführer noch einmal die Maulthiere anzutreiben, um dann mit einem Elan elegant in den Hof einzufahren, wobei der Kellner, der das Maulthier am Zügel führte, in grossen Sätzen neben dem Wagen her sprang.

In der Nacht auf den 11. Mai war es bitter kalt, und ich fror gründlich. Als wir aufbrachen, konnte man noch den Hauch in der Luft wahrnehmen und ich bemerkte, dass eine Wasserlache, an der wir vorbeifuhren, mit einer dünnen Eiskruste bedeckt war.

Auf der staubigen Chaussee, welche uns über T'ai-an-i[2] nach Shih-tieh führte, fielen mir die Spuren von Zahnrädern auf. Zum Passiren der steilen und steinigen Gebirgspässe werden vielfach grosse Räder mit eisernen Pickeln benutzt, besonders für schwere Lastkarren. Man kann häufig ein

[1] Was der Herr Verfasser hiermit sagen will — ich meine, auf was für eine Sitte er anspielt, — ist mir nicht verständlich. Anmerkung der Redaction.

[2] 太安.

Paar dieser Räder auf einem Wagen festgebunden sehen; erst an Ort und Stelle werden die gewöhnlichen Räder abgenommen und diese dafür angesetzt. Ich brauchte nirgends mit den Rädern zu wechseln, dagegen musste ich in Shih-tieh mehrere Stunden anhalten, um die Achse gegen eine andere zu vertauschen, da die Spurweite in Shansi von der in Chihli verschieden ist. Die Achsenweite der Provinzen Chihli, Shantung und Honan ist dieselbe, andererseits haben wieder Shansi und Shensi gleiche Achsenweite, und zwar ist dieselbe mehrere Zoll breiter als die von Chihli. Mit einer abweichenden Achsenweite würde man bei den schlechten Wegen gar nicht von der Stelle kommen, denn man ist gezwungen, in den ausgefahrenen Radspuren zu fahren. Diese verändern sich häufig; nachdem durch den Regen der die Strasse bedeckende lockere Lössboden sich in einen dicken Brei verwandelt hat, fährt der erste Wagen in irgend einer Richtung hindurch und alle folgenden Wagen folgen seiner Spur. Wenn dann durch die Sonne der Boden trocknet, so bildet sich eine rauhe, holperige Erdkruste, durch welche die ausgefahrenen Spuren hindurchführen. Wo die Radspuren in Felsen eingefahren sind, würde ein Wagen mit abweichender Achsenweite vollends stets Gefahr laufen, umzuwerfen.

In den verschiedenen Gasthöfen von Shih-tieh hört man das Hämmern der Schmiede, die damit beschäftigt sind, die neuen Achsen anzusetzen. Auf der einen Seite des Gasthofs, in welchem ich abstieg, standen die kurzen Chihli-, auf der anderen die langen Shansi-Achsen an die Mauer gelehnt. Die Fuhrleute pflegen die ausrangirte Achse entweder im Gasthofe stehen und sie, wenn sie zurückkommen, wieder ansetzen zu lassen, oder sie nehmen sie selbst mit. Letzteres that mein Fuhrmann; da wir nicht durch denselben Ort wieder zurückkamen, so band er sie unter der Karre fest.

Unsere Weiterfahrt wurde dadurch um einige Stunden verzögert, dass das kleinere Maulthier einen Anfall von Kolik bekam, weshalb es mehrere Stunden auf- und abgeführt werden musste.

Im Gegensatz zu der reichen Industriestadt P'ing-ting-chou und Umgegend machten die ländlichen Kreise von Shih-tieh ab bis T'ai-yüan-fu einen sehr kläglichen Eindruck. Wegen der Dürre waren fast alle Felder unbestellt, auf den Strassen sah man fast Niemand, eine Menge Häuser waren eingestürzt und nicht wieder aufgebaut, und viele schöne Gehöfte, deren massive Thore sowie ihre ganze Anlage auf bessere Zeiten schliessen liessen, lagen verlassen. Wir machten in Ma-lien-tien Halt, einem Städtchen, das, wie sehr viele Orte in dieser Gegend, ein sehr schönes Thor und einen prächtigen Tempel besitzt. Der Handel schien hier gänzlich zu stocken und die meisten Läden waren geschlossen. Die wenigen Personen, welche ich auf der Strasse sah, hatten alle einen etwas düsteren und verstörten Ausdruck. Wie mir ein Kaufmann des Ortes erzählte, sind die Einwohner zur Mehrzahl starke Opiumraucher, und Opium und Baumwolle bilden die einzigen Objecte des noch bestehenden geringen Handels.

Da sich gegen Abend der Zustand des einen Maulthieres wieder verschlimmerte, so dass es, auf dem Hofe auf- und abgeführt, beständig mit den Hinterbeinen einknickte, so nahm man zuletzt zu dem in China für

Menschen und Thiere gleich beliebten Universalmittel, der Acupunctur, seine Zuflucht. Über einer Lampe wurden zwei Metallstifte an den Spitzen glühend gemacht und dann mit einem Schlage dem Thiere in den Rücken getrieben. Zu derselben Zeit machte der Verwalter des Gasthofes vor dem an einer Wand angeklebten Tablett des Pferdegottes »Ma-wang« Kotou und verbrannte ihm ein Bündel Opferpapier. Beides hatte die gewünschte Wirkung, am nächsten Morgen war das Maulthier wieder gesund.

Obgleich die Gasthöfe meistens keine eigenen Pferde besitzen, so fehlt doch das Tablett des Ma-wang fast nie. Es liegt sehr im Interesse der Gasthofsbesitzer, dass auf ihrem Hofe kein Thier stirbt, da dadurch das Wirthshaus in schlechten Ruf gerathen und viele seiner Kunden verlieren würde. Deshalb opfern sie dem Ma-wang am ersten und fünfzehnten jedes Monats. Das Tablett des Gottes ist durchgängig ein ganz rohes, buntes Bild mit Aufschrift, vor dem auf einem Brettchen ein kleines Opferbecken steht. Zu beiden Seiten sind zwei rothe Papierstreifen mit einem Spruch geklebt. Natürlich sorgt der Ma-wang auch mit für Esel und Maulthiere, ja selbst Ochsen und Schafe scheinen seinem Schutze anvertraut zu werden, wenigstens lautete ein Spruch, welchen ich in einem Gasthofe fand: »*Lo ma yung p'ing-an, Niu yang to mao-shêng*«[1] »Maulthiere und Pferde, möge es ihnen dauernd gut gehen, Rinder und Schafe, mögen sie alle gedeihen«.

Ausser diesem Bilde des Ma-wang fand ich in den Gasthöfen, namentlich in Shansi, das Tablett der T'ien-ti-yéh, d. h. der »Herrscher Himmels und der Erden«, ebenfalls einen ganz rohen Buntdruck. Die Aufschrift war überall dieselbe und lautete: »*T'ien ti, san chieh, shih fang, wan ling chên tsai*«[2], d. i.: »Den wahren Herrschern des Himmels und der Erde, der drei Reiche, der zehn Himmelsrichtungen und der zehntausend Wesen« — die drei Reiche sind Himmel, Erde und Wasser; die zehn Himmelsrichtungen sind die vier Cardinalpunkte des Compasses, die vier Nebenrichtungen (z. B. Nordost), und oben und unten. Die T'ien-ti-yéh werden auch in Privathäusern verehrt. Es sind darunter die drei Götter zu verstehen, welche gewöhnlich als 三界公 San-chieh-kung »Götter der drei Reiche« bezeichnet werden. Das Volk und auch die Gebildeten kennen von diesen Gottheiten nichts als den Namen, und es werden auch Götter wie der Pferdegott, der Gott des Herdes und der Gott der Heuschrecken, die mit Buddha nicht das Geringste zu thun haben, sondern echt chinesischen Ursprungs sind, gemeiniglich mit ihm identificirt und als »Fo-yeh«, »Buddha«, bezeichnet. Daher kann es auch nicht Wunder nehmen, dass man häufig vor dem Tablett des Pferdegottes eine kleine Buddhafigur aufgestellt sieht, die als Pferdegott verehrt wird. — Solche Wirthshäuser, in denen sich ein Brunnen auf dem Hofe befindet, pflegen gewöhnlich auch noch ein Tablett für den »Wasserdrachen« bez. »Drachenkönig« zu haben.

---

[1] 騾馬永平安牛羊多茂盛.

[2] 天地三界十方萬靈眞宰.

Eine fünfstündige Fahrt brachte mich am nächsten Tage (12. Mai) nach T'ai-yüan-fu[1], der Provinzialhauptstadt von Shansi. Am Wege sah ich einen berühmten Wunderbaum, eine uralte Akazie, die aus der T'ang-Zeit stammen soll. Ihre Zweige waren durch Pfähle gestützt, vor ihr stand ein kleiner Altar mit Opfergeräthen und daneben eine Steintafel mit Inschrift. Der ganze Stamm war mit bunten, mit Sprüchen bemalten Zeuglappen bedeckt, welche von dankbaren Verehrern, denen der Baum geholfen hatte, aufgehängt waren. Dieser Baumcultus ist in Shansi sehr verbreitet, aber auch in den anderen Provinzen, in welchen ich reiste, stiess ich auf den Chausseen zu wiederholten Malen auf alte Akazien und Weiden, die in ähnlicher Weise ausstaffirt waren.

Vor T'ai-yüan-fu erblickt man auf einer Anhöhe zwei dicht neben einander stehende hohe Pagoden, die von fern wie ein Paar Kirchthürme aussehen. Wie Peking hat auch T'ai-yüan eine Aussenstadt, oder wenigstens hatte es eine solche, denn heute sind nur noch die Spuren davon übrig geblieben. Von der früheren Mauer besteht nur noch der Erdwall, der zum grossen Theil eingefallen ist; die drei kleinen Thore sind noch erhalten. Innerhalb dieses Walles liegen nur einige vereinzelte Gebäude, der ganze übrige Raum ist leer. Der Erdboden scheint ziemlich natronhaltig zu sein, denn man sieht ihn an vielen Stellen mit efflorescirenden Salzkrystallen bedeckt. Durch das Ying-tsê-mên, eins der acht Stadtthore, fuhr ich in die eigentliche Stadt hinein. Die Stadtmauer ist nur nach aussen verkleidet, von innen ist es nur ein Erdwall. Sie hat die Form eines Quadrats, auf jeder Seite liegen zwei Thore und zwar immer ein grosses und ein kleines. Die Einfahrten der kleinen Thore erscheinen wie Tunnel.

Obgleich der Verkehr in den Strassen nicht im Entferntesten mit dem in Peking verglichen werden kann, so ist doch der Staub fast ebenso schlimm. Die Bauart der Häuser weicht kaum von der in P'ing-ting-chou üblichen ab; es finden sich also überall die trichterförmigen Dachziegel, die schön verzierten Dachfirsten und die Drachenköpfe. Die Läden sind nicht wie in Chĭhli mit vergoldetem Holsschnitzwerk verkleidet, statt dessen hat man die Dachsparren und die das Dach stützenden Balken bemalt, wie dies sonst nur bei Tempeln und öffentlichen Gebäuden gebräuchlich ist. Auf dem Hauptquerbalken sind gewöhnlich kleine Bilder in Dunkelblau oder Dunkelgrün, meist Scenen aus dem Volksleben darstellend, auf Goldgrund gemalt. Bei den feineren Läden, zu denen in erster Linie die Opiumläden gehören, wird ausserdem der zwischen dem Dach und den Fenstern bez. der Thür befindliche Raum durch einen Fries von Bildern bedeckt. Derselbe ist in eine Anzahl Felder getheilt, deren jedes ein Bild enthält. In den Hauptverkehrsstrassen läuft zu beiden Seiten ein erhöhter steinerner Fusssteig vor den Läden entlang. Zu den wichtigeren Handelsartikeln von T'ai-yüan-fu gehören ausser Opium namentlich Öl, Tabak und feine Schaffelle. Die Tabakgeschäfte haben als Abzeichen kleine Packete mit

[1] 太原府.

Tabak vor dem Laden hängen. Im Mittelalter war T'ai-yüan durch seinen Wein und seine Waffen berühmt, heut zu Tage haben beide Artikel gar keine Bedeutung mehr.

Mein erster Gang vom Gasthofe aus galt dem Telegraphenbureau, woselbst ich eine Depesche nach Peking aufgab. Die Telegraphisten, alles Shanghai-Leute, schienen sichtlich erfreut, einmal Gelegenheit zu haben, ihre englischen Kenntnisse zu verwerthen, denn sie redeten mich sofort auf Englisch an. Der Chef sprach es ziemlich gut, den Assistenten schien es noch etwas an Übung zu fehlen. Sie waren alle in Shanghai vorgebildet, hatten dort drei Jahre Englisch und einige Monate Telegraphie studirt und in beiden Fächern ein Examen abgelegt. Die Benutzung des Telegraphen war, wie sie erklärten, eine sehr geringe, daher die in Vergleich zu europäischen Verhältnissen sehr hohe Taxe. Ich hatte für 7 Worte etwa 7 Mark zu zahlen, und das Telegramm würde, wenn ich es nicht chinesisch, sondern englisch abgefasst hätte, sogar das Doppelte gekostet haben. Den ausgedehntesten Gebrauch von den Telegraphen macht die chinesische Regierung, deren Depeschen kostenfrei befördert werden; Kaufleute benutzen sie fast gar nicht, sonstige Privatpersonen nur bei besonderen Familienereignissen, z. B. zur Anzeige eines Todesfalls oder des glücklichen Bestehens eines litterarischen Examens.

Vom Telegraphenbureau begab ich mich zunächst zum Ch'êng-huang-miao, dem Tempel der Stadtgottheit. Der Anblick der vielen blau glasirten Dächer mit gelben Rändern, welche im Sonnenschein blitzten und glitzerten, war ein sehr wirkungsvoller. Ausser den Drachenköpfen an den Giebeln hatten sie noch einen besonderen Aufsatz auf der Mitte der Dachfirst, der gleichsam dem ganzen Dach einen harmonischen Abschluss gab. Er bestand aus drei Figuren, die mit Schachfiguren einige Ähnlichkeit hatten und ebenfalls blau und gelb glasirt waren. Schon vor T'ai-yüan-fu fand ich ähnliche Dachverzierungen auch auf den Stadtthoren. Dort bestanden sie meist aus einer Spitze, die einem Thiere, meist einem Elefanten oder Löwen, durch den Leib gewachsen schien; rechts und links von derselben standen zwei andere kleine Thiere, auch meist Elefanten und Löwen. — Die Meisterschaft der Chinesen im Formen des Thons zeigte sich an zwei sogenannten »Schattenmauern«, »Ying pei«, im Ch'êng-huang-miao. An denselben waren zwei gewaltige gelbe Drachen plastisch dargestellt, welche aus den grünblauen Wellen, ihrem Element nach chinesischer Anschauung, hervorzukommen schienen.

In der Haupttempelhalle befand sich die Kolossalstatue des Schutzgottes der Stadt. Vor seinem Throne standen mehrere seiner Begleiter, bunt bemalte Holzfiguren in übernatürlicher Grösse mit scheusslichen Teufelsgesichtern. Daselbst wurde auch eine gelbseidene Sänfte aufbewahrt, in welcher ein mit kaiserlichen Gewändern bekleidetes Götterbild sass. Zweimal im Jahre wird es in feierlicher Procession umhergetragen. Von den Nebenhallen war die eine der Kindergöttin, eine andere der Pockengöttin geweiht. Nach dem für China sehr wichtigen Princip, dass man, um von einer hochgestellten Persönlichkeit etwas zu erreichen, ihren Dienern Auf-

merksamkeiten erweisen muss, hatten die Bittflehenden den beiden Dienern der Kindergöttin eine Art gelber Klösse zu essen gegeben und sie ihnen direct in den Mund gesteckt, so dass der ganze Mund davon gelb war. Den beiden schien es recht gut zu schmecken, denn sie schmunzelten vergnüglich. Vielleicht aber war es auch die Freude über ein Paar neue papierne Schuhe, die ihnen von irgend einer Gläubigen geschenkt waren.

Vor der Pockengöttin stand ein Blumentopf mit Papierblumen. Pocken heissen chinesisch »Blumen« »*hua*«, deshalb bringt man der Göttin, wenn man ihre Hülfe für jene Krankheit anfleht, Blumen dar.

Sehr interessant war eine Halle, in welcher die Höllenstrafen plastisch durch Gipsfiguren dargestellt waren. Drei Götter sassen als Richter auf einer Estrade, vor ihnen wurden die armen Sünder auf die grässlichste Weise von Teufeln als Henkersknechten gemartert. Eine ganze Reihe von Verbrechern wurde auf einen Berg geführt und von oben in einen Abgrund gestürzt, einer wurde auf einer Handmühle zermahlen, und nur noch seine Beine sahen aus dem Mühlstein hervor. Ein Ehebrecher und eine Ehebrecherin waren mit dem Rücken zusammengebunden und wurden vom Scheitel ab wie ein Stück Holz zersägt. Die Lehre der Seelenwanderung wurde durch eine Frau, welche schon zur grösseren Hälfte in einen Esel verwandelt war, veranschaulicht.

Eine besondere Überraschung harrte meiner in einer offenen Durchgangshalle; dort fand ich an den Seitenwänden grosse Ölgemälde, welche — europäische Häuser und Gartenanlagen darstellten. Freilich war die Wiedergabe nicht gerade sehr genau, der Maler hatte seiner Phantasie sehr freien Spielraum gelassen, aber man erkannte doch, dass er mehrstöckige Steinhäuser mit zahlreichen nach aussen liegenden Fenstern hatte malen wollen. Allerdings war ich Anfangs im Zweifel, ob es nicht doch nur die in Shansi vorkommenden mehrstöckigen Steinhäuser sein sollten, zumal da die Dächer und Giebel sehr wenig europäisch aussahen, doch wurde ich durch eine genauere Betrachtung der an den Opiumläden angebrachten Bilder vom Gegentheil überzeugt. Diese waren in ganz demselben Stile gehalten und ausserdem darauf Europäer und Europäerinnen gemalt. Sie stammten alle aus ganz neuester Zeit, und die Opiumhändler wussten auch den Namen des Malers, der in T'ai-yüan-fu lebte. Die Wandgemälde im Ch'êng-huang-miao stammten aus dem Jahre 1888, wie aus der Aufschrift hervorging. Zwei grosse Bilder dieser Art sah ich unter einem schönen Durchgangsthor am Ende einer Strasse in der Mitte der Stadt. Ich möchte annehmen, dass man es hier mit einer ganz neuen Richtung der chinesischen Malerei zu thun hat. Ein Hauptcharakteristicum derselben ist die Flüchtigkeit der Ausführung — die Bilder scheinen gleichsam von einem Schnellmaler hingeworfen zu sein — und die starke Idealisirung, die besonders den Bauwerken einen von der Wirklichkeit sehr verschiedenen Charakter verleiht.

Im Ch'êng-huang-miao lebten keine Priester; ein Tischler, welcher in einem Seitengebäude seine Werkstatt eingerichtet hatte, schien zugleich als Aufseher zu fungiren. Von dort fuhr ich über weite Strecken öden, unbe-

bauten Terrains zum Wan-shou-kung. Auf dem Wege dorthin fiel mir eine überaus schlank und kräftig gebaute Chinesin auf, die, einen europäischen Schirm in der Hand, mit grossen Schritten einherging. Bei näherer Betrachtung fand ich jedoch, dass es eine chinesisch gekleidete Missionarin war. In einiger Entfernung hinter ihr her wurde von einem chinesischen Diener ihr europäisch gekleidetes Kind getragen. Weiterhin wurde ich von einem ebenfalls chinesisch gekleideten Missionar der China Inland Mission angeredet. Er bemerkte, entschuldigend, dass sie so selten Gelegenheit hätten, einen Europäer zu sehen und bat mich, wenn es mir irgend möglich sei, ihn zu besuchen.

Der Wan-shou-kung oder »Palast des zehntausendjährigen Lebens« ist ein Palast oder vielmehr eine Art Tempel, in welchem am Neujahrstage die Localbeamten dem dort aufgestellten Tablett des regierenden Kaisers ihre Ehrfurcht erweisen. Deren giebt es in allen grossen Städten. Als kaiserliche Gebäude sind sie mit gelb glasirten Ziegeln gedeckt. Von dem in Frage stehenden Wan-shou-kung erklärten die beiden Aufseher, dass es ein alter Palast aus der T'ang-Zeit sei. Dafür schien er mir allerdings etwas zu gut erhalten zu sein; falls er wirklich so alt sein sollte, muss er stets sehr sorgfältig reparirt worden sein. In der Haupthalle wird ein fein geschnitzter und vergoldeter Sessel gezeigt. Er ist ganz mit Drachen bedeckt; die Lehne war an einer Seite abgebrochen. Auf meine Frage, aus welcher Zeit er rühre, entspann sich zwischen den beiden Aufsehern eine kleine Discussion indem der eine behauptete, es sei der Thronsessel des T'ang-Kaisers Li-yüan (historischer Name: Kao-tsu. Anmerkung der Redaction.) (618—626 n. Chr.), der andere, er stamme vom Sohne des Li-yüan, Li-shïh-min (historischer Name: T'ai-tsung. Anmerkung der Redaction.) (627—649 n. Chr.). Sonst war an dem Palaste nichts besonders Bemerkenswerthes, ausser vielleicht, dass das Tafelwerk der Decken, nicht, wie es bei den meisten Palästen der jetzigen Dynastie und auch der Ming-Zeit der Fall zu sein scheint, mit goldenen Drachen, sondern mit Phönixen verziert war. — Alle Zimmer der verschiedenen Hallen standen leer.

Da ich mir die beiden Pagoden, welche mir durch ihre Grösse aufgefallen waren, gern etwas näher ansehen wollte, so begab ich mich nach dem 8 Li vor dem Südthore der Stadt gelegenen Kloster Pa-t'a-ssĕ, auch Shuang-t'a-ssĕ genannt. Beide Pagoden sind imposante Bauwerke, sie bestehen aus 13 Stockwerken und eine jede misst über 300 chinesische Fuss. Ihre Spitzen sind durch einen Knauf aus Kupfer und Eisen gekrönt. Es ist bemerkenswerth, dass sie trotz ihres Alters noch so gut erhalten sind, da sie ganz aus Ziegelsteinen gebaut sind. Die eine Pagode stammt, wie eine eingemauerte Inschrift bezeugt, aus dem 43. Jahre Wanli = 1615 n. Chr., das Datum der anderen war schwer leserlich, da die betreffende Inschriftentafel stark verwittert war; nach Aussage des mich herumführenden Mönches ist sie vom Kaiser Sung-tao aus der T'ang-Dynastie errichtet. Da es nun aber in der T'ang-Dynastie einen Kaiser dieses Namens nicht giebt, so vermuthe ich, dass der Kaiser Kao-tsung von der T'ang-Dynastie, welcher von 650—683, und zwar im letztgenannten Jahre unter dem Titel Hung-

tao regierte, gemeint war. Merkwürdiger Weise hat die Ming-Pagode etwas mehr von der Witterung gelitten als die aus der T ang-Zeit, ihre unteren Stockwerke sind etwas beschädigt, während die ältere Pagode vollkommen intact ist.

In der Nähe der Pagoden liegt eine 30 Centner schwere Glocke im Grase. Man hatte sie ursprünglich in einer der Pagoden aufhängen wollen, sie aber wegen ihres Gewichtes nicht hochwinden können und sie deshalb unbenutzt liegen lassen.

Es leben in dem Kloster sechs buddhistische Mönche; der erste derselben, welcher mich umherführte, war ein sehr stattlicher, jovialer Herr. Er erzählte mir unter Anderem, dass er vor einigen Jahren mehrere Sommer hindurch die kühlste Halle seines Klosters einem protestantischen Missionar als Sommeraufenthalt vermiethet habe. Er habe denselben noch in gutem Angedenken, da jener ihm öfter Zucker, condensirte Milch und andere fremde Delicatessen geschenkt habe. Da die Chinesen einen so grossen Widerwillen gegen frische Milch haben, so ist es eigenthümlich, dass condensirte einen so grossen Anklang bei ihnen findet. Sie kaufen dieselbe vielfach, um sie als Creme zu essen. Der Mönch führte mich auch in seinen kleinen Garten, wo gerade die Mutan, eine Art Päonie, in schönster Blüthe standen, und in seine Privatwohnung. Dort hingen mehrere Speere an der Wand, nach deren Zweck ich nicht unterlassen konnte, zu fragen, da sie für eine Mönchszelle wenig angebracht erschienen. Der Mönch erwiderte, dass er und seine Genossen sie als Vertheidigungswaffen gebrauchten, wenn ihnen nächtlicher Besuch von Räubern abgestattet würde, was zuweilen vorkäme, und, fügte er hinzu, Pao-ting-fu-Leute wie er, wüssten alle sehr gut den Speer zu führen.

Sonst pflegen buddhistische Mönche zu ihrer persönlichen Vertheidigung häufig das Boxen zu erlernen, wovon es zwei besondere Arten giebt, das Wu-tang- und das Shao-lin-System. Ersteres soll vom ersten Kaiser der Ming-Dynastie, Hung-wu, der ursprünglich buddhistischer Mönch war, erfunden sein, letzteres, welches vornehmlich von den Mönchen geübt wird, schreibt man dem Freunde und Rathgeber desselben Kaisers, Yao-kuang-hsiao, der ebenfalls Mönch war, zu. Diese gymnastische Ausbildung hat jedoch auch zuweilen sehr schlechte Früchte getragen; es ist vorgekommen, dass die Mönche sie nicht zur persönlichen Vertheidigung, sondern zum Angriff benutzt haben. Verschiedentlich sind dieselben zu Räubern und Wegelagerern geworden, haben Reisende in ihre abgelegenen Tempel gelockt, sie daselbst ausgeplündert und ermordet und sonstige Unthaten begangen.

Bei meiner Rückfahrt in die Stadt sah ich in dem Mauerhofe des Thores, durch welches ich kam, mehrere kleine Kanonenrohre, die Mündung gegen das Thor gerichtet, liegen. In sehr vielen Städten giebt es solche; solange sie nicht zu ernsteren Zwecken dienen, werden sie des Abends abgefeuert zum Zeichen, dass das Thor geschlossen wird, was regelmässig nach Einbruch der Dunkelheit geschieht.

Vor verschiedenen Yamens, an denen ich vorüberfuhr, standen statt der sonst üblichen Löwen aus Stein solche aus Eisen. Die Arbeit war

nicht gerade sehr kunstvoll; sie waren in einzelnen Stücken gegossen, und man konnte genau die Niete verfolgen.

Als ich, bevor ich in mein Quartier zurückkehrte, noch in einer der Hauptstrassen entlang ging und mir die Läden ansah, machte mich einer der umstehenden Chinesen darauf aufmerksam, dass »einer von unseren Leuten« hinter mir stände. Ich drehte mich um und sah einen jungen Missionar mit riesigem Strohschlapphut, wie ihn die chinesischen Reiter zu tragen pflegen, vor mir. Seinem Typus nach hielt ich ihn für einen Deutschen, doch erklärte er, dass er Schwede sei. Er wäre nach T'ai-yüan-fu gekommen, um sich von einem Missionararzt einen Zahn operiren zu lassen, und reite morgen wieder in einem Tage nach seiner Mission in P'ing-yao-hsien zurück, eine sehr gute Leistung, da jener Ort fünfzehn deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernt liegt.

Erst sehr spät wachte ich am folgenden Morgen auf und wunderte mich, dass mein Diener gar keine Anstalten zum Aufbruch traf. Es stellte sich heraus, dass er mich missverstanden hatte und glaubte, ich wolle noch einen Tag in T'ai-yüan bleiben. Es blieb mir nichts übrig, als mich in das Unvermeidliche zu finden und einen Ruhetag zu machen, da verschiedene durch die Bergfahrt nöthig gewordene Reparaturen noch nicht fertiggestellt waren.

Im Laufe des Vormittags besuchte ich einen Tempel in der Nähe meines Gasthofes, wo gerade grosser Markt war und die verschiedensten Händler ihre Tische und Glaskasten aufgestellt hatten. Auch europäische Waaren waren vertreten, ich bemerkte unter Anderem Schirme, Spiegel, Uhren, Lampen, Messer und Gabeln, Seife und Parfums. Die bunten Photographien chinesischer Frauen schienen von chinesischen Photographen gemacht zu sein. Deren giebt es jetzt sehr viele und sie machen bereits ihren europäischen Lehrmeistern starke Concurrenz. Auch in T'ai-yüan-fu hatte sich ein solcher niedergelassen. Wie in anderen grossen Städten, finden sich auch in T'ai-yüan mehrere Läden, deren Specialität ausländische Waaren sind, sogenannte »Yang-huo-p'u«. Sie beziehen ihren Bedarf aus Tientsin, und auch die Inhaber sind zum Theil Tientsin-Leute. In einem dieser Geschäfte liess ich mir durch meinen Diener ein Paar Zwirnhandschuhe kaufen und war sehr erstaunt, sie vorräthig zu finden, da die Chinesen selbst bei ihren weiten Ärmeln keine Handschuhe tragen. Sie thaten mir später sehr gute Dienste zum Schutz gegen die stechende Sonne, die trotz der noch milden Witterung meine Hände buchstäblich verbrannt hatte.

Eine sehr elegante Karre brachte mich gegen Abend nach dem Hause des Herrn N., welcher mich gestern eingeladen hatte, ihn zu besuchen. Die Karre stach sehr vortheilhaft gegen die Miethskarren in den Strassen von Peking ab. Erstens gab ihr das schon ein feineres Aussehen, dass sie nicht gelb, sondern dunkelbraun polirt und nicht mit Eisen, sondern mit Messing beschlagen war. Der Vorhang vorn war ganz aus Gaze, die Decke inwendig hübsch austapeziert und auf dem Sitze lag ausser dem Kissen noch ein Rückenpolster. Es fuhr sich auch insofern angenehmer darin, als durch die grössere Breite der Achse die Stösse gemildert wurden.

Herr N. bewohnte mit seiner jungen Frau ein chinesisches Haus. Beide waren chinesisch gekleidet, Herr N. hatte auch einen echten, wenn auch nicht gerade sehr üppigen Zopf. Katholische Missionare pflegen stets chinesische Kleidung anzunehmen und auch chinesisch zu essen, protestantische kleiden sich wenigstens im Inlande chinesisch. Die Zimmer waren mit hübsch polirten chinesischen Möbeln ganz nett und behaglich eingerichtet und die Wände mit verschiedenen Bibelsprüchen decorirt. Die Hauptzierde des Wohnzimmers bildete ein Bücherschrank, der ganz voll von schön gebundenen theologischen Werken stand. Irgend ein anderes Buch suchte ich darunter vergebens. Herr N. schien sich auch für nichts Anderes in der Welt als für Religion zu interessiren und ziemlich strenge Anschauungen zu haben, denn er erklärte, er lebe viel lieber zwischen den armen Heiden im Innern, als zwischen den civilisirten Heiden und Atheisten in den Häfen. Gerade dieser Punkt wurde im vergangenen Jahre in einem sehr viel Aufsehen erregenden Artikel eines gebildeten Chinesen gegen das Missionarwesen, welcher in einer englischen Zeitung erschien, als Argument gegen die Verbreitung des Christenthums in China herangezogen, indem er ausführte, dass die gebildeten Europäer in den Häfen sich gar nicht um die Missionare kümmerten und sehr wenig vom Christenthum hielten, man aber dennoch die Chinesen damit beglücken wolle, obwohl die Haltlosigkeit desselben durch die neuere Wissenschaft in vielen Punkten hinlänglich erwiesen sei. Mit Bezug auf die Stimmung der Bevölkerung in T'ai-yüan bemerkte Herr N., dass sie sehr friedlich und durchaus nicht fremdenfeindlich sei. Dagegen hatte er von P'ing-yang-fu gehört, dass dort von der Bevölkerung auf weite Strecken die Telegraphenstangen ausgerissen wären, weil, wie man behauptete, der Regengott dadurch gereizt sei und es deshalb nicht regnen lasse. Eigenthümlicher Weise hatte diese Ansicht dadurch gleichsam eine Bestätigung erhalten, dass gleich am Tage, nachdem die Telegraphenlinie zerstört war, ein starker Regenschauer fiel. In Folge dessen hätten sich die Leute verschworen, den Wiederaufbau zu verhindern und Jeden, der dabei hülfe, zu tödten. Herr N. deutete an, dass es längst geregnet haben würde, wenn die Leute statt zu dem Regengott zu dem wahren Gott gebetet hätten. Als im Laufe des Gesprächs die Rede auch auf die Juden kam, die jetzt aus Russland vertrieben in grossen Schaaren nach Palaestina zurückkehrten, meinte Herr N., dass jetzt eine Prophezeihung des Alten Testaments — ich glaube des Propheten Zacharia — genau in Erfüllung gegangen sei, indem sich die Juden an ganz bestimmten Plätzen in Jerusalem angebaut hätten, und dass, wenn sie nur wieder zu ihrem Gott zurückkehren wollten, sie noch ein blühendes und mächtiges Volk werden würden.

Von der Frau des Hauses aufgefordert, blieb ich noch zum Abendbrot, welches nicht in dem in China üblichen opulenten Dinner, sondern in Thee und Butterbrot bestand. Daran nahm noch ein anderer Missionar mit Frau Theil. Hierauf folgte die Abendandacht, das sogenannte Evening Prayer. Es wurden gemeinsam mehrere Hymnen gesungen, Herr N. las ein Capitel aus der Bibel vor und besprach es, den Schluss bildete ein langes Gebet, welches von Allen knieend angehört wurde, in welchem Herr

N. unter Anderem Gott dankte für das tägliche Brot, das er uns selbst in dieser heidnischen Stadt geschenkt habe.

Was mir noch am meisten in diesem hochorthodoxen Hause gefiel, war der fröhliche und heitere Ton, der daselbst herrschte. Auf eine darauf bezügliche Bemerkung meinerseits erwiderte Herr N., dass sie so voller Freude und Hoffnung wären, dass Gott ihr Werk werde gedeihen lassen. Dieser Hoffnung bedürfen sie allerdings sehr, da das bis jetzt Erreichte noch in keinem Verhältniss zu den aufgewandten Mühen steht und kaum zu grossen Erwartungen berechtigen dürfte. Die Inlandmission des Ortes zählt, wie Herr N. mir selbst sagte, erst 30 Mitglieder, eine andere protestantische Mission hat etwa ebenso viel.

Bevor ich mich verabschiedete, machte man mir ein neues Testament zum Geschenk mit der Bitte, unterwegs häufig darin zu lesen. Herr N. schüttelte mir beim Abschiede lange bewegt die Hand, wobei er die Hoffnung aussprach, dass wir uns, wenn nicht in dieser, so doch in jener Welt wiedersehen würden. —

Vor dem Verlassen von T'ai-yüan möge man mir noch einige Bemerkungen über den dortigen Dialekt gestatten. Obgleich der in der Hauptstadt von Shansi gesprochene Dialekt mit zu der grossen Gruppe der sogenannten nordchinesischen Dialekte gehört, deren wichtigster der Pekinger ist, so zeigt er doch nicht unerhebliche Abweichungen von letzterem. Ich konnte mich mit den Leuten zwar noch ganz gut verständigen, doch entging mir immerhin Vieles in der Unterhaltung und nicht mir allein, sondern auch meinem Pekinger Diener. Als Hauptunterschied des T'ai-yüan-Dialektes möchte ich die Wandlung des auslautenden *n* und *ng* mit Rückwirkung auf den vorhergehenden Vocal bezeichnen. Die Endlaute *in* und *un* im Pekingesischen werden zu *ing* und *ung* und *ön* zu *ong*, also sagt man für *hsin*, das Herz, *hsing* — für *kun*, der Stock, *kwung* — für *mön*, die Thür, *mong*; *ün* wird zu *iung*, also *chün*, das Heer, zu *chiung*; *an* wird *ä*, *shan*, der Berg = *shä*; *ien* wird *ie*, *nien*, das Jahr = *nie*; *ang* verwandelt sich in ein dumpfes *â* (wie im englischen *all*) also *fang*, das Haus = *fâ*, *ch'uang*, das Fenster, *ch'uâ*. Abgesehen von einigen Vocaländerungen, tritt für anlautendes *sh* verschiedentlich, aber nicht durchgängig, *s* ein, z. B. *sha*, der Sand, wird *sa*. Bei der Verschmelzung verschiedener im Peking-Dialekt getrennt vorkommender Laute in einen, wird die Gesammtzahl der Laute im T'ai-yüan-Dialekt geringer und derselbe daher schwerer verständlich [1].

In der Nähe von T'ai-yüan-fu, das ich am 14. Mai verliess, hatte ich eine Menge künstlich angelegter Kanäle zu passiren, die von einem kleinen Flusse gespeist wurden und zur Berieselung der Felder dienten. An einer Stelle war das Wasser von den Feldern auf die Strasse gelaufen und hatte dort einen Morast gebildet. Wir kamen nur bis in die Mitte, dann blieben wir stecken. Glücklicher Weise befanden sich Chinesen in der Nähe, die mit Spaten und Balken in den Koth hineinsprangen und

[1] Weitere Einzelheiten bringt mein Aufsatz: »A comparative study of northern Chinese dialects«. China Review Vol. XXI Nr. 3, 1894.

nach dreiviertelstündiger Arbeit die Karre flott bekamen, nachdem das eine Maulthier durch das viele Anziehen das sich von Haus aus in sehr kläglichem Zustande befindliche Kummet entzweigerissen hatte. Bei dem Ausgraben des Kothes war ein Spaten zerbrochen, und es entspann sich zwischen dem Besitzer und meinen Leuten ein endloser Streit wegen des Schadenersatzes, ehe man sich über eine bestimmte Anzahl Käsch einigen konnte. Ich konnte mich dabei nicht des Gedankens erwehren, dass das Ganze nur eine Komödie war, dass die Leute absichtlich die Strasse überschwemmt hatten, um sich durch das Heraushelfen von festgefahrenen Wagen einige Trinkgelder zu verdienen.

Am Nachmittage fuhr ich durch Hsü-kou-hsien[1], eine recht lebhafte Stadt, von der zu erwähnen ist, dass sich dort verschiedene Häuser mit zweiflügeligen, nach aussen zu öffnenden Bogenfenstern finden, wie ich sie sonst nirgends gesehen habe. Ein Junge vor der Stadt, welcher mich erblickte, schien sich einzubilden, der leibhaftige Satan käme, um ihn abzuholen, denn er machte sofort Kehrt und rannte spornstreichs davon.

Anlässlich der Telegraphenzerstörung in P'ing-yang-fu hatte der Magistrat von Hsü-kou-hsien an allen Telegraphenstangen seines Districtes eine Proclamation ankleben lassen, worin er ausführte, dass die Telegraphen Eigenthum der Regierung seien und nur zur schnellen Beförderung von Nachrichten dienten. Zugleich forderte er die Honoratioren und Dorfältesten auf, ihre Mitbürger darüber aufzuklären, und bedrohte das Ausreissen mit strengen Strafen. Die Proclamation war, wie Verordnungen, die sich direct an das Volk richten, häufig sind, in reimlosen Versen abgefasst. Eine Proclamation ähnlichen Inhalts fand ich später auch bei Wei-nan-hsien. In dieser wurden die Leute ausserdem noch ermahnt, nicht ihre Esel und Maulthiere an den Telegraphenstangen anzubinden oder daran zu rütteln, noch den Draht als Leine zum Aufhängen ihrer Wäsche zu benutzen — was vermuthlich vorgekommen ist —, da dadurch der elektrische Strom gehemmt würde.

In der Gegend von Hsü-kou hatten die Gräber die Form von kleinen Häuschen und Särgen. Es befanden sich darin kleine Öffnungen, um den Geist des Verstorbenen frei ein- und auszulassen. Auch die Inschriftentafeln waren hier fast alle in kleine Häuschen aus Backsteinen eingeschlossen, deren Dächer man genau den bei Wohnhäusern üblichen nachgebildet hatte und deren Façade meist noch durch einige Thonornamente verziert war. Oft war über zwei oder mehreren, in einer Reihe stehenden Tabletts ein einziges Haus gebaut, so jedoch, dass jede einzelne Tafel von der anderen durch eine schmale Querwand getrennt war und ihre besondere, nur nach der Frontseite geöffnete Zelle hatte.

Zwischen Hsü-kou und Kao-hua gingen zwei Koreaner in ihrer Nationaltracht, anscheinend Kaufleute, an mir vorüber. Die Koreaner kleiden sich noch heute wie die Chinesen vor der jetzigen Dynastie, die unter

---

[1] 徐溝.

Anderem erst den Zopf einführte. Dass Koreaner sich so weit in das Innere von China hineinbegeben, kommt jedenfalls nur ganz vereinzelt vor.

Aus den vielen Wagen mit Hanföl, welche, von einem Orte Yu-kou kommend, auf der Landstrasse entlang fuhren, ersah ich, dass in der Umgegend von T'ai-yüan-fu viel mit Öl gehandelt wird. In Kao-hua wurden besonders messingene Pfeifen feilgehalten; dieses Metall soll in der Nähe gewonnen werden.

Bei Kao-hua beginnt wieder eine längere Weidenallee. Der Wind hatte den weissen Flaum der Blüthen abgeweht, und derselbe lag in Knäueln zusammenhängend in den Radspuren der Chaussee. Bei oberflächlicher Betrachtung erschienen die weissen, luftigen Gebilde wie rohe Baumwolle. Die Gegend war weithin öde und trostlos, die Äcker lagen brach, in den Dörfern war ein grosser Theil der Häuser zerfallen und manche Gehöfte waren ganz verlassen. Auch schien sehr wenig Verkehr zu herrschen, denn man sah Lastwagen nur ganz vereinzelt, und fast alle Gasthäuser standen leer.

Eine ganz eigenthümliche Bauart zeigten viele Häuser in Chia-ling[1], sie waren von einer hohen Mauer mit Zinnen und kleinen Thürmen eingeschlossen. Die Dächer der Häuser waren indess nicht annähernd so hoch wie diese festungsartigen Mauern, sondern wurden, wie man von innen sehen konnte, um ein beträchtliches Stück davon überragt. Zur Vertheidigung sind diese Mauern kaum geeignet, und wir werden es vielmehr wohl nur mit einer eigenthümlichen Geschmacksrichtung zu thun haben. Auf den Mauern finden sich an den Ecken häufig dreieckige Giebel, deren Zweck ist, als Schutzwall gegen böse, dem Hause feindliche Geister zu dienen. Denselben Zweck verfolgt man auch, indem man drei Flaschen auf dem Dache einmauert. Auch als Schornsteine werden in Chia-ling grosse Flaschen benutzt. Da die Steinkohlen starken Rauch geben, so kann man sich nicht, wie in vielen anderen Gegenden, ohne Schornsteine behelfen.

Es war gerade Wochenmarkt in Chia-ling, als ich hindurchfuhr. Besonders waren die verschiedensten Eisenartikel, namentlich landwirthschaftliche Geräthe, ferner Messingpfeifen und messingene Löffel, sowie allerhand Holzutensilien und Baumwollenbänder zur Schau gestellt. Zur Feier des Tages hatten die Frauen ihre gewöhnlichen blauen Kittel gegen ihre Festtagskleider vertauscht. Ganz eigenartig war ihre Haartracht: vom Haare selbst sah man gar nichts, denn sie hatten es mit einem schwarzen Tuche umwickelt, an dem hinten eine grosse, schwarz lackirte und stark ausgeschweifte Holzplatte sass. Die ganze Kopfbedeckung hatte einige Ähnlichkeit mit einem Ulanenhelm.

Auf dem Wege nach Chia-ling traf ich eine Anzahl blinder Musikanten, die im Gänsemarsch hintereinander hergehend mit ihren langen Stöcken den Weg fühlten. Blindheit ist eine der häufigsten Krankheiten in China, und pflegen die Blinden als herumziehende Musikanten ihren

[1] 賈令.

Lebensunterhalt zu verdienen. Wie eng die Begriffe »blind« und »Musikant« für den Chinesen verknüpft sind, erhellt aus einem Worte *ku*[1], welches sowohl »blind« als auch »blinder Musikant« bedeutet. Diese Blinden gehen eigentlich stets ohne Führer, nur mit einem langen Stocke versehen, in den Strassen umher; es macht auf den Fremden einen sehr erfreulichen Eindruck zu sehen, wie rücksichtsvoll die gewöhnlichen Leute diese Unglücklichen behandeln, indem sie ihnen zurufen, ob sie nach rechts oder links gehen müssen, ihnen auch eventuell die zugeworfenen Käsch, welche sie nicht finden können, auflesen und hinreichen.

Mittags war ich in Ch'i-hsien[2], wo sich mehrere Eisengiessereien befinden. Am Nachmittag brach wieder ein schrecklicher Staubsturm los. Ich sah zuerst eine gelbe Wolke am Horizont aufsteigen, und schon wenige Minuten später war die ganze Atmosphäre davon erfüllt, so dass man nur noch wenige Schritte weit sehen konnte. Als wir uns gegen Abend P'ing-yao-hsien[3] näherten, legte sich der Sturm. Vor der Stadt fand ich wieder eine andere Art Grabdenkmäler, kleine, sehr elegante, steinerne Pavillons auf einem hohen Piedestal. Die Schäfte der vier das Dach stützenden Säulen waren nicht glatt, sondern von oben nach unten von einer Schlangenlinie umwunden.

Über eine schöne, neue Steinbrücke fuhr ich in P'ing-yao-hsien hinein. Die vielen aufgehäuften, mit Schlacken durchsetzten Thontrichter wiesen darauf hin, dass verschiedene Eisengiessereien in Betrieb sind. Die Stadt erfreut sich ausserdem eines blühenden Handels. Von dem dort herrschenden Wohlstand zeugen die eleganten Miethskarren und die vielen schönen Läden, deren Façade meist schwarz bemalt ist und hinter denen man oft einen hübschen, nett gehaltenen Hof sieht. Trotz des regen Verkehrs sind alle Strassen nur für eine Karre berechnet, und ist ein Ausbiegen nur bei den Querstrassen möglich; hält ein Wagen an, so müssen alle folgenden warten. — Die Wagen sind hier noch insofern bequemer als in T'ai-yüan, als die Achse nicht in directer Verbindung mit dem Wagenkasten steht, sondern durch eine Art Puffer aus mehreren übereinander liegenden Brettchen davon getrennt ist. Kommt dieses auch noch lange nicht einer Sprungfeder gleich, so werden doch bis zu einem gewissen Grade die Stösse dadurch gemildert. Diese Art Shansi-Wagen sind auch in Peking sehr geschätzt und viele reiche Leute lassen sie sich von dort kommen.

P'ing-yao-hsien war der einzige Ort, in dem man die Eintragung meines Namens in das Gastbuch verlangte. Eigentlich sollte jedes Gasthaus ein solches Register haben und den Behörden vorlegen, indess wird diese Regel meist nur zu Zeiten grosser Unsicherheit, z. B. während eines Aufstandes oder wenn eine Gegend durch Räuber bedroht ist, beobachtet.

---

[1] 瞽.

[2] 祁縣.

[3] 平遙.

Als ich am nächsten Morgen (16. Mai) P'ing-yao verlassen hatte, hörte ich einen Reiter hinter mir her gallopiren und erblickte, als ich mich umsah, denselben schwedischen Missionar, welchen ich in T'ai-yüan getroffen hatte. Er rief mir zu, dass er dem Postboten nachjage, der etwas vergessen habe. Als er zurückkehrte, hatte ich noch eine kurze Unterhaltung mit ihm; ich erfuhr, dass der schlimmste Feind der Mission in P'ing-yao das Opium sei, das in grosser Menge genossen werde. Ein amerikanischer und vier schwedische protestantische Missionäre waren daselbst thätig, doch war die Zahl der Bekehrten noch so gering, dass der betreffende Missionar sich scheute, sie mir zu nennen.

Nicht weit von P'ing-yao-hsien entfernt steht an der Landstrasse ein eigenartiger P'ailou, der erst vor 6 Jahren zu Ehren eines Banner-generals Wu-kung errichtet worden ist. Er besteht nämlich, abgesehen vom Postamente, ganz aus Eisenbronze; die einzelnen Theile sind recht fein gearbeitet und mit Blumengewinden und Ornamenten in Haut-Relief bedeckt. Was mich aber am meisten an dem Monument interessirte, waren zwei sehr gut ausgeführte Figuren, zwei Männer, welche jeder einen Löwen am Halfter führten: ihr ganzer Gesichtsausdruck, die vollen Backen- und Knebelbärte, die Stiefel, das Wamms, der grosse Schlapphut und die Mantille kennzeichneten sie auf den ersten Blick als Europäer aus dem 17. Jahrhundert. Jedenfalls schienen es entweder Holländer oder Spanier sein zu sollen; diese Nationen waren die ersten, welche zu jener Zeit in lebhafte Handelsbeziehungen zu China traten.

Die Landschaft, durch welche ich am Nachmittage kam, machte einen etwas freundlicheren Eindruck als diejenigen, welche ich in den letzten Tagen kennen gelernt hatte, denn es war schon etwas mehr Grün zum Vorschein gekommen, und verschiedene Anger waren ganz von blauen Iris bedeckt.

Schon um $^1/_2$4 Uhr kamen wir heute in's Quartier, und hatte ich daher vollauf Zeit zu einem Spaziergang durch die Stadt Chieh-hsiu[1]. Es ist ein ruhiger kleiner Ort; an der Hauptstrasse, auf der ich vom einen Thore bis zum gegenüberliegenden ging, lagen viele, solide gebaute, grosse Häuser, zu denen eine Treppe von aussen emporführte. Sie waren ersichtlich von wohlhabenden Familien bewohnt, worauf auch die vielen kleinen Eisenlöwen neben der Eingangsthür hindeuteten. Unterwegs gesellte sich ein Chinese, der, wie er sagte, protestantischer Christ war, zu mir und ging eine Strecke mit mir die Strasse entlang. Ich fragte ihn unter Anderem nach dem Verhältniss der Protestanten zu der nicht-christlichen Bevölkerung, worauf er erwiderte, dass sie mit den Nicht-Christen sehr gut ständen, aber sehr schlecht mit den Katholiken.

Vor der Stadt lag ganz dicht bei meinem Gasthof eine Maulbeerpflanzung, das einzige Wäldchen, welches ich bislang gesehen hatte, denn im eigentlichen China sind die Wälder fast ganz ausgerottet und die Ebenen

[1] 介休.

sowohl als auch theilweise die Berge in Ackerland verwandelt. Die Bäume der Maulbeerpflanzung waren ganz dünn und nicht sehr hoch und standen in langen Reihen. Jedenfalls war es den Besitzern lediglich um Gewinnung zarter Blätter zur Fütterung der Seidenraupen zu thun. In den Gipfeln der Bäume nisteten Schaaren von Krähen und Elstern, deren Federn auch überall am Boden lagen. Was sie besonders anzog, waren die Maulbeeren, welche sie mit Vorliebe fressen.

Bis etwa nach Chieh-hsiu reicht die Ebene von T'ai-yüan-fu, weiter südlich wird die Landschaft wieder gebirgig. Die Strasse führt von dort im Thale des Fên-shui [1], des grössten linken Nebenflusses des Huang-ho entlang, der dort noch eine sehr trübe Farbe hat, nicht sehr breit ist und sehr schnell fliesst. Obgleich das Bett des Fên tiefer liegt als das angrenzende Land, so wird sein Wasser doch zur Berieselung benutzt, indem man es mit langen Hebern, die auf einem Holzgestell ruhen und an deren einem Ende ein schwerer Stein befestigt ist, auf die höher liegende Terrasse emporhebt. Die hohen Felswände, an denen die Strasse sich hinzieht, und an einzelnen Stellen auch die Fahrstrasse selbst bestehen zum grossen Theil aus schwarzem Kohlengestein. Eine grosse Anzahl mit dicken Blöcken Kohle beladener Karren kamen uns von den in der Nähe befindlichen Gruben entgegen.

In einem schönen, fruchtbaren Gebirgsthal gelangt man zu der kleinen Stadt Ling-shïh-hsien [2], der »Stadt mit dem Wunderstein«, so genannt von einem wohl 2 m hohen Eisenstein, der dort in einem Tempel aufbewahrt wird, und nach einer daselbst befindlichen Inschrift im Jahre 598 n. Chr., als sich der erste Kaiser der Sui-Dynastie Wên-ti nach T'ai-yüan-fu begab und die Strasse längs des Fên-shui angelegt wurde, dort ausgegraben sein soll. Man betrachtet ihn als eine Bürgschaft für das ewige Bestehen dieser Strasse und zollt ihm abergläubische Verehrung.

Ich logirte in Ling-shïh-hsien in einer jener Tunnelbauten, wie sie in jener Gegend vielfach vorkommen. Diese eigenthümlichen Bauwerke scheinen eine Nachbildung der Höhlenwohnungen zu sein. Sie stehen frei und sind ganz aus Ziegelsteinen gebaut. Mehrere tunnelartige Gewölbe, meist von ziemlich beträchtlicher Länge, liegen nebeneinander und werden bisweilen im Innern noch durch einen Gang verbunden. Jeder Tunnel bildet ein Zimmer. Derjenige, welchen ich bewohnte, war inwendig weiss und schwarz getüncht, der Fussboden mit Ziegelsteinen gepflastert und die Fenster mit reinem, weissem Papier beklebt, was in den meisten Gasthäusern nicht der Fall ist.

Eine Menge wilder Tauben und Elstern flogen ohne Scheu in den Ställen ein und aus, zwei zahme Tauben nisteten in einer vor meinem Zimmer aufgehängten Petroleumkiste, an welcher noch der Name einer fremden Firma zu lesen war. Ich hätte gern eine wilde Taube zu Abend

---

[1] 汾水.

[2] 靈石縣.

verspeist, allein der Wirth liess sich selbst durch die Aussicht auf eine gute Bezahlung, die sonst bei den Chinesen so viel vermag, nicht bewegen, eine Taube schiessen zu lassen.

Der Dialekt von P'ing-yao, Chieh-hsiu und Ling-shih-hsien stimmt im Grossen und Ganzen mit dem der Provinzialhauptstadt überein, abgesehen von einer Eigenthümlichkeit, welche darin besteht, anlautendes f in 'h respective 'hu zu verwandeln. So wurde der Fên-shui überall Hung-sui und das Essen, die Mahlzeit »fan« »huang« genannt.

Um von Ling-shih-hsien nach Huo-chou zu gelangen, hat man den Han-hsin-ling[1]-Pass zu überschreiten. Auf- und Absteig sind so steil, dass der Wagen nur langsam von der Stelle kommt. Ich legte deshalb die ganze Strecke zu Fuss zurück.

Gerade am Eingang des Passes liegt in einem Dorfe ein sehr interessanter Tunnelbau, bestehend aus vier übereinander liegenden Terrassen, jede mit einem Stockwerk. Jedes Stockwerk hat seinen besonderen kleinen Vorhof, um den eine niedrige Mauer läuft. Der Aufgang von einem Stockwerk zum anderen befindet sich ausserhalb des Hauptbaues. Dies ist das einzige Bauwerk dieser Art, welches ich auf meiner Reise gesehen habe.

Der Han-hsin-ling ist romantischer als der Ku-kuan-Pass, die Hohlwege sind tiefer in den Löss eingesenkt, und wo die Lösswände durchbrochen sind, eröffnen sich die herrlichsten Perspectiven. Die Vegetation war schon etwas vorgeschritten; die hervorspriessenden Saaten gaben den einzelnen Terrassen einen leicht grünen Schimmer. An verschiedenen Stellen im Pass blühten gelbe Rosen, und konnte ich mir sehr gut vorstellen, dass, wenn alle an den Abhängen wachsenden Dornensträucher in Blüthe stehen, der Pass ganz den Eindruck eines Blumengartens machen muss. Mittags hatte ich wohl eine Stunde lang von furchtbarer Hitze zu leiden, da die Sonne gerade in den Hohlweg hineinschien. Dafür wurde ich indess reichlich entschädigt durch das grossartige Panorama, welches sich, als ich die luftige Passhöhe erreicht, vor meinen staunenden Blicken entrollte. Von allen Seiten erhoben sich Lössgebirge über Lössgebirge, ganz in der Ferne von einer hohen Gebirgskette überragt. Das Schauspiel, welches mich längere Zeit gefesselt hielt, lässt sich kaum beschreiben, da es wohl nirgends in der Welt etwas Analoges giebt, es war so eigenartig schön, dass ich nicht Bedenken tragen würde, es den schönsten Aussichten in der Schweiz an die Seite zu stellen. Der Weg mit seinen endlosen Windungen führte oft so dicht an gähnenden Abgründen vorbei, dass die Fahrt gar nicht ungefährlich war und ich sie jedenfalls mit etwas lebhaften Pferden nicht gemacht haben würde. Die phlegmatischen Maulthiere sind für diesen Zweck ausgezeichnet. Mein Karrenführer, der die Tour mehrmals gemacht, hatte nie von einem Unglücksfall gehört. Die Telegraphenstangen begleiteten uns getreulich, nur dass sie sich öfter einen etwas kürzeren Weg suchten, über die Schluchten hinwegsprangen und die höchsten Bergspitzen erkletterten.

---

[1] 韓信嶺.

In mehreren Ortschaften beim Han-hsin-ling-Pass, z. B. in dem im Passe gelegenen Dorfe Jen-i[1], bemerkte ich als besondere Dachdecoration des Thores kleine Reiterfiguren, welche auf der Dachfirst entlang ritten, was sich gar nicht übel ausnahm. — Unterwegs trafen wir mehrere grosse Transporte von Weizenmehl, Tabak und Papier auf Wagen, die von Huo-chou und Chou-chêng nach P'ing-yao-hsien fuhren. Im Allgemeinen pflegt der reichere Süden von Shansi den Norden mit Mehl resp. Korn zu versorgen.

Mein kleineres Maulthier, das »Häschen« »hsiao-t'u-tsai-tse«[2], wie es der Karrentreiber zum Zeichen der Verachtung nannte, bekam wieder einen Anfall von Kolik. Ich überlegte mir schon, wie ich die Reise fortsetzen könnte, wenn es ernstlich krank würde oder gar stürbe, ein Fall, der im Contract nicht vorgesehen war, allein zum Glück erholte es sich schnell wieder. Häschen ist in China gerade das Gegentheil von einem Kosenamen, die jungen Hasen sowohl als die jungen Schildkröten gelten als nicht wohlgeboren, gleichsam als Bastarde, denn die Chinesen bilden sich ein, dass diese Thiere auf eine abnorme Art zur Welt kommen. Die kleinen Hasen sollen bei der Geburt von den alten ausgespieen werden, eine Fabel, an die selbst der gebildete Chinese glaubt und die vielleicht lediglich daher rührt, dass derselbe Laut t'u sowohl »Hase«[3] als auch »speien«[4] bedeuten kann. Merkwürdigerweise gelten andererseits wieder Hasen und Schildkröten als heilige Thiere. Die Schildkröte trägt auf dem Rücken die acht mystischen Zeichen und diente schon in den ältesten Zeiten als Emblem auf Kriegsfahnen, der Hase im Monde wird am Mondfeste in Gyps und auf Bilderbogen dargestellt und in grossen Mengen besonders an die Jugend verkauft.

Der Endpunkt meiner Tagereise von Ling-shih-hsien aus war die Departementsstadt Huo-chou[5], »die Stadt mit dem liegenden Ochsen«, »Wo niu ch'êng«[6], wie sie von den Einwohnern genannt wird. Auf der zur Stadt führenden Brücke liegt nämlich ein Ochse aus Eisen mit Messinghörnern, der, wie eine Inschrift besagt, während der T'ang-Dynastie gegossen wurde, um den Fên-ho in Ordnung zu halten und Unheil durch Überschwemmungen abzuwehren. Sein Pendant auf der anderen Seite der Brücke soll durch die Witterung zerstört sein, und auch der noch übrig gebliebene ist stark lädirt. Der Verkehr in den Strassen war nicht sehr bedeutend, dagegen schien die Gegend um Huo-chou sehr wasserreich und fruchtbar zu sein.

Abends besuchten mich im Gasthofe zwei Telegraphenwärter, die zu denken schienen, dass ich behufs Wiederaufbaus der zerstörten Telegraphenlinie gekommen sei. Sie erzählten mir, dass sie im Ganzen 70 Mann in Huo-chou wären, die zusammen mit einer Abtheilung Cavallerie die Telegraphenstangen zu bewachen, eventuell gegen das Volk zu vertheidigen hätten.

Auf dem Hofe des Gasthauses, in dem ich übernachtete, stand unter anderem eine Karre mit einer kleinen Fahne, worauf der chinesische Hong-

---

[1] 仁義司. [2] 小兎崽子. [3] 兎. [4] 吐. [5] 霍州. [6] 臥牛城.

Name der deutschen Firma 隆昌 Lung-ch'ang (Bukow) in Tientsien geschrieben war. Sie war mit Fellen beladen, die ein chinesischer Agent nach Hsi-an-fu brachte.

In meinem Zimmer interessirte mich lebhaft ein stark verblasstes Bild an der Wand, da darauf zwei Europäer gemalt waren, der eine mit einem Buche in der Hand, der andere mit einem Spazierstock und einem Jagdhund an der Leine. Der Spazierstock, den der Chinese nicht kennt, gilt ihm als ein besonderes Charakteristicum der Ausländer. Da er dieselben im Allgemeinen für bösartig und jähzornig hält, so glaubt er, dass der Spazierstock hauptsächlich zum Prügeln diene oder wohl gar eine Waffe verberge. Jedenfalls hatte der Maler dieses Bildes mit den Europäern den landläufigen Begriff von fremden Teufeln und wilden Männern verknüpft, denn auf der gegenüberliegenden Wand hatte er einen Affenmenschen mit Fischflossen als Pendant dargestellt.

Der Weg von Huo-chou ab führte mich (am 19. Mai) wieder im Thale des Fên entlang. Er war hier schon beträchtlich breiter geworden, als wo ich ihn zuerst sah, doch hat er auch hier noch so viele Untiefen, die sich bis an seine Mündung in den Gelben Fluss erstrecken, dass er nicht einmal für Böte schiffbar ist. Sein Wasser hatte sich vollkommen geklärt, und aus dem trüben Grau war das schöne Blau der Schweizerseen geworden. In der Nähe von Chao-ch'êng[1] war das Wasser in Seitencanäle geleitet, an denen zwei Wassermühlen lagen. Die eine derselben stand still; ich ging, um sie zu besichtigen, hinein, ohne dass der Müller, der im tiefen Opiumrausche lag, die geringste Notiz von mir nahm. Die andere dagegen war in vollem Betrieb. Sie bestand aus einem einfachen Hause, welches quer über den Kanal gebaut war. Vier Wasserräder in horizontaler Stellung mit senkrechten Achsen lagen mehrere Fuss unter dem Wasserspiegel; auf jedes wurde durch eine besondere Schleuse das Wasser herabgeleitet. Die Drehung wurde dadurch hervorgebracht, dass das Wasser gegen die breiten, schräg stehenden Radspeichen strömte. Zwei der Räder, welche eine Siebvorrichtung bewegten, hatten ungefähr 2 m Durchmesser, die beiden anderen, welche die Mühlsteine drehten, waren kaum halb so gross und hatten keine Reifen. Von den Mühlsteinen rotirten die unteren, während die oberen an Stricken festhingen. Das Getreide sickerte durch Löcher in den oberen Mühlsteinen durch. Die beiden Siebe, welche ebenfalls an Stricken hingen, wurden durch Kurbeln, die an den Achsen der grossen Räder angebracht waren, hin und her geschüttelt.

Die Müller zeigten und erklärten mir Alles auf das Bereitwilligste. Wer der Erfinder der Wassermühle sei, konnten sie mir nicht sagen, als besondere Schutzgötter gelten ihnen der Flussdrache und Li-shih-tien. 20 Li von dort entfernt soll es auch eine Wassermühle mit senkrechtem Rade geben.

Die ganze Umgegend war sehr gut bewässert und mit schon ziemlich hohem Weizen und Gerste bewachsen. Überhaupt schien mir die Vegeta-

[1] 趙城.

tion diesseits des Han-hsin-ling-Passes einen grossen Vorsprung vor der auf der anderen Seite zu haben. Wie am vorigen Tage sah ich eine Menge Lastwagen mit Mehl, besonders aber Tabak.

Die Hitze war den ganzen Tag über so entsetzlich, dass ich froh war, als ich mein Nachtquartier Hung-tung[1] erreichte. Vor der Stadtmauer lag ausserhalb ein kleiner Anger, auf dem Ziegen und Kühe weideten, ein Anblick, den man in China, wo fast jedes Fleckchen Land als Ackerland benutzt wird, nur selten hat. Die Felder ausserhalb der Stadt waren mit zwei specifisch chinesischen Kräutern bestellt, nämlich mit Knoblauch und Opium.

»Wie die Sonne, die im Mittag steht, sicher sich dem Untergange zuneigt, so folgt auf jedes Extrem sicher ein Rückschlag« (Jih chung pi tsê, wu chi pi fan)[2]; dieser recht klare Satz des sonst so schwer verständlichen Lao-tse fand am folgenden Tage seine Bestätigung, indem auf die extreme Hitze ein Rückschlag erfolgte. Der Himmel war in ein monotones Grau gehüllt, das die Sonne, die so bleich und klein erschien wie der Mond bei Tage, vergebens zu durchbrechen versuchte. Durch wogende Kornfelder näherte ich mich gegen Mittag P'ing-yang-fu[3]. Auf den Äckern waren hier und da grosse unterirdische Höhlen angelegt mit einer kleinen Hütte über dem Eingang, die zur Aufbewahrung des Getreides dienten.

Die Stadt P'ing-yang-fu machte auf mich einen wenig blühenden Eindruck; ein grosser Theil der Häuser lag in Trümmern und weite Strecken waren unbebaut. Die Stadt wurde in den sechziger Jahren während des muhammedanischen Aufstandes von den Rebellen eingenommen und scheint sich noch nicht wieder erholt zu haben.

In dem ersten Gasthofe, in welchem ich ein Unterkommen zu finden hoffte, wurde mir bedeutet, dass kein Platz vorhanden wäre, da alle Zimmer von Candidaten für die erste litterarische Prüfung, welche nahe bevorstand, besetzt seien. Der wahre Grund war indess, dass man aus Furcht vor dem Gerede der Nachbarn mich nicht aufnehmen wollte, weil man argwöhnte, dass ich gekommen sei, um die zerstörte Telegraphenlinie wieder in Stand zu setzen. Auch in einem anderen Gasthofe machte man Anfangs Schwierigkeiten, und erst als man sich durch meinen Diener und den Karrenführer hatte überzeugen lassen, dass ich absolut nichts mit dem Telegraphen zu thun hätte, räumte man mir das shang-fang (beste Zimmer) ein, indem mehrere Chinesen, die dasselbe inne hatten, ausquartiert wurden. Der ganze Gasthof war voll von Studenten; da der Raum nicht ausreichte, so hatte man noch auf dem Hofe eine Mattenbude aufgeschlagen. In ihrem Äusseren machten diese Prüfungscandidaten nicht gerade einen vortheilhaften Eindruck, sie unterschieden sich in ihrer Kleidung kaum von gewöhnlichen Arbeitern, was wohl mit dem Umstande zuzuschreiben ist, dass ein sehr grosser Theil der Candidaten für litterarische Prüfungen aus den unteren Schichten des Volkes

---

[1] 洪洞. [2] 日中必昃物極必反. [3] 平陽府.

hervorgeht. Manches in der Stadt deutete auf die bevorstehende Prüfung hin, so die verschiedenen Buden, in denen Bücher, rothes Papier oder rothe Kerzen feilgehalten wurden. An allen Häusern, in welchen Candidaten logirten, waren aussen kleine rothe Papierstreifen — roth ist die Farbe des Glücks — mit Aufschriften angeklebt.

Ich besuchte am Nachmittage den Kuanti-Tempel, wo ein sehr reges Leben herrschte, da gerade Markttag war und eine Menge Verkaufsbuden im Tempelhofe aufgeschlagen waren. Wenn ich auch nicht gerade belästigt wurde, so traten doch die Leute, mit denen ich sprach, viel kecker auf, als ich es an anderen Orten gefunden hatte, was ich besonders auf die Telegraphenaffaire schreibe. — In einem Seitengebäude war auch eine militairische Wache stationirt. Die Soldaten trugen höchst prunkvolle purpurrothe Uniformen aus Tuch mit schwarzem Sammtbesatz. Auf Brust und Rücken war mit schwarzen Buchstaben der Name ihres Regimentes und ihre Charge gestickt. Für gewöhnlich besteht die Uniform eines einfachen chinesischen Soldaten nur aus einem farbigen Baumwollenkittel mit zwei weissen, auf Brust und Rücken aufgeklebten Kreisausschnitten, auf denen Rang und Name der Truppen aufgedruckt sind, und zwar lässt dieselbe an Sauberkeit meist sehr viel zu wünschen übrig.

Vergebens erkundigte ich mich im Tempel nach eigenthümlichen Bronze-Idolen, die sich dort befinden sollen[1], Niemand wusste mir darüber Auskunft zu ertheilen. Man verwies mich in einen kleinen Tempel ausserhalb des Westthores, doch entdeckte ich sie auch dort nicht. Es befand sich daselbst nur ein kleiner bronzener Buddha, dem von »kranken Leut'« Hände, Füsse und Beine aus Zeug dargebracht waren. Unwillkürlich citirte ich in Gedanken:

»Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuss opfert,
Dem wird der Fuss gesund.«

Wird die Krankheit geheilt, so geschah es durch die Wunderkraft Buddha's, wird sie es nicht, so ist es nicht etwa ein Zeichen seiner Ohnmacht, sondern er hat nicht gewollt; die Wunderkraft bleibt in jedem Falle gewahrt.

In den Gasthof zurückgekehrt, fand ich in meinem Zimmer einen Missionar, welcher mich auf der Strasse von fern gesehen hatte und gekommen war, um mich zu sich zum Thee einzuladen. In seiner Begleitung begab ich mich zu Fuss in seine Wohnung. Er erkundigte sich sehr theilnehmend nach meinen Reiseplänen und gab mir manchen praktischen Rath. Besonders befürchtete er, dass ich mich durch meine europäische Kleidung in Shensi und Honan manchen Belästigungen aussetzen würde. In die Stadt K'ai-fêng-fu würde ich, meinte er, gar nicht eingelassen werden, Missionaren, die durch Honan reisten, gestatte man daselbst nur, sich höchstens zwei Tage in der Vorstadt aufzuhalten.

[1] Vergl. Williamson, Journeys in Northern China, vol. I p. 339.

Am Evening Tea nahmen ausser der Frau des Hauses auch zwei junge schwedische Missionare theil. Sie begleiteten den Gesang einiger Hymnen, die nach Tisch gemeinsam gesungen wurden, mit Guitarren. An die Vorlesung eines Capitels aus der Bibel schloss sich ein kleines theologisches Colloquium, bei dem Jeder seine Bemerkungen machte. Die Frau des Hauses, die eine sehr gute Theologin zu sein schien und der ein Kneifer ein besonders gelehrtes Aussehen verlieh, griff eine Stelle des Textes heraus, wonach Gott den Teufel aus der Hölle in den Schwefelpfuhl (lake of brimstone) geschleudert hat. Sie erörterte dabei die Frage, was man sich unter Hölle vorzustellen habe, ob es ein grosses Feuer sei oder nur im bildlichen Sinne zu verstehen, und zweitens, was man sich darunter denken solle, dass der Teufel aus der Hölle hinaus in den Schwefelpfuhl geschleudert wird, ohne indess eine befriedigende Lösung zu finden. Als Grund für diese Bestrafung führte ihr Gemahl an, dass der Teufel sich überhoben und Gott gleich gedünkt habe.

Als ich mich empfahl, spielte sich noch eine kleine Komödie ab. Die Frau des Hauses fragte, auf ein Neues Testament deutend: »Was mag das wohl für ein kleines Buch sein«? worauf der eine Schwede erwiderte: »Es ist die heilige Bibel«! Mir schien es, dass nur meine Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden sollte, vielleicht wollte man mir auch das Buch mit auf die Reise geben, falls ich auf die betreffenden Äusserungen reagirte, da ich aber schon eine Bibel geschenkt bekommen hatte, so verhielt ich mich schweigend. Da es inzwischen schon dunkel geworden war, so erbot sich der eine Schwede, mich in mein Gasthaus zurückzubegleiten. Er sowohl wie sein Genosse machten nicht gerade einen sehr intelligenten Eindruck und schienen beide nicht aus den gebildeteren Classen hervorgegangen zu sein, wie ein sehr grosser Theil der Missionare in China, namentlich der China Inland Mission und der schwedischen Missionen, die sich theilweise aus plötzlich erleuchteten Handwerkern, Arbeitern und Bauern recrutiren. Tiefere theologische Studien, meinte mein Begleiter, seien für China nicht nöthig, man müsse nur fleissig die Bibel lesen und den Leuten durch seinen Lebenswandel ein Vorbild sein. Welcher Staat die diplomatischen Interessen Skandinaviens in China wahrnehme, wusste er mir nicht zu sagen, doch glaube er, dass die Skandinavier gar nicht des Schutzes bedürften, denn, wenn sie irgend wo verfolgt würden, so flöhen sie nach den Worten der Bibel aus einer Stadt in die andere. Bevor wir uns trennten, glaubte mein Begleiter mir noch eine kleine Predigt halten zu müssen, was ihm gar nicht leicht fiel, da er dazu des Englischen noch nicht genügend mächtig war. Er erleichterte sich seine Aufgabe dadurch, dass, wenn ihm kein anderer biblischer Ausdruck einfiel, er die Gnade des Herrn »the grace of our Lord« einflocht.

Am nächsten Morgen (21. Mai) unternahm ich zu Esel einen Ausflug nach dem 70 Li östlich von P'ing-yang-fu gelegenen Tempel und Begräbnissplatz des Kaisers Yao, welcher nach chinesischen Quellen im Jahre 2258 v. Chr.[1] gestorben sein soll. Das Wetter war sehr angenehm, denn

[1] Nach den sogenannten »Bambusbüchern« jedoch erst 2046. Anm. d. Red.

der Himmel blieb den ganzen Vormittag bewölkt und es wehte ein frischer Wind. Die Gegend, durch welche mein Weg führte, machte einen sehr freundlichen Eindruck und schien sehr fruchtbar und wasserreich zu sein; verschiedene kleine Wasserläufe kamen aus den Bergen hervor. An einigen Stellen war das Getreide schon gelb und nahezu für die Ernte reif. Auf den Opiumfeldern, die mit den Weizenfeldern abwechselten, zeigten sich hier und da die ersten weissen und rosa Blüthen. Überaus lieblich erschienen mir die Feld- und Bergpfade, welche ich passirte, denn ihre Abhänge und Böschungen waren mit einem reichen Flor der schönsten Feld- und Wiesenblumen bekleidet. Der letzte Theil des Weges liegt zwischen mehreren hoch romantischen Felsenthälern. Zu beiden Seiten thürmen sich gewaltige Steinmassen über einander, in denen man ganz genau verschiedene geologische Formationen unterscheiden kann, denn einzelne Schichten heben sich als breite Streifen ganz scharf von den anderen Gesteinsmassen ab. In den Felsenthälern wurden mehrere Herden, halb aus Schafen, halb aus Ziegen bestehend, umhergetrieben. Die Ziege, chinesisch 山羊 *shan-yang*, d. h. wörtlich: das »Bergschaf« genannt, gilt den Chinesen nur als eine besondere Species des Schafes, und werden sehr oft Schafe und Ziegen in einer Herde auf die Weide geführt. Um seine Herde in Ordnung zu halten, bediente sich der Schäfer nicht der Hunde, sondern er führte einen langen Stab bei sich, an dessen einem Ende ein kleiner Spaten sass. Damit grub er ein Häufchen Erde aus, mit dem er von der Seite, von wo er die Thiere entfernen wollte, dieselben bewarf. Die einzelnen Schafe waren jedes an verschiedenen Stellen des Körpers ganz kahl geschoren, lediglich um sie von einander zu unterscheiden.

Der Tempel des Yao liegt auf einer Anhöhe. Ein riesiger alter Immergrünbaum ist schräg über den Weg, der zum Tempel emporführt, gewachsen, und seine Zweige bilden gleichsam ein Portal, unter dem der Wanderer hindurch muss, um in den Tempel zu gelangen. Dieser ist sehr modernen Ursprungs und enthält nicht eine einzige alte Inschrift, noch irgend welche alte Bronzen. Die Haupthalle ist im Innern sehr öde, ihr gegenüber liegt ein offener Pavillon, dessen Wände mit grotesken Gemälden bedeckt sind. Er dient für theatralische Aufführungen; eine kleine Tafel besagt, dass Unbefugten das Betreten der Bühne verboten ist. Hinter der Haupthalle führt eine Treppe zu einer anderen offenen Halle empor. Dort befindet sich ein Altar, auf welchem dem Geiste des alten Kaisers geopfert wird. Daneben steht eine grosse schwarze Steintafel mit den vier vergoldeten Zeichen: »Ku Ti Yao ling« »Mausoleum des alten Kaisers Yao« und in kleiner Schrift daneben das Errichtungsjahr Wanli 12. Jahr = 1584 n. Chr. Zwei Inschriftentabletts zu beiden Seiten aus der Ming- und der jetzigen Dynastie handeln von der Errichtung des Tempels. Hinter dieser Halle erhebt sich der eigentliche Grabhügel, unter dem der Kaiser begraben liegen soll, ein runder kleiner Berg, welcher ganz mit Immergrünbäumen bewachsen ist.

Nach P'ing-yang-fu zurückgekehrt, besuchte ich am Abend noch den in der Nähe meines Gasthofs belegenen Tempel T'ieh-fo-sse, den »Tempel mit dem Eisernen Buddha«, dessen hohe Pagode die Stadt überragt. In

demselben befindet sich ein Riesenkopf Buddha's aus Eisen, der etwa 15 Fuss hoch ist. Das Eisen ist mit einer zolldicken, aussen bemalten Kittmasse überzogen. Nur die Augen sind weiss und schwarz, und der Mund und die Nasenlöcher vergoldet, alles Übrige, Gesicht, Haar und Hals schwarz. Die beiden zwischen den Lippen hervorsehenden Vorderzähne haben ungefähr die Grösse von kleinen Trommeln. Nach Aussagen der Priester soll dieser Koloss auf Geheiss des T'ang-Kaisers Li-shih-ming (historischer Name T'ai-tsung. Anm. d. Red.) (627—649 n. Chr.) errichtet worden sein.

Der Dialekt von P'ing-yang ist von dem der Provinzialhauptstadt durchaus verschieden. Dadurch, dass die auslautenden Nasale durchweg correct sind, steht er dem Peking-Dialekt näher, unterscheidet sich aber wiederum dadurch, dass 1. anlautendes *shu* in *f* übergeht, z. B. *fu* = *shu*, Buch; *fên* = *shun*, gemäss; *fan* = *shuan*, anbinden, 2. anlautendes *ju* in *w* verkürzt wird, z. B. *wu* = *ju*, wie; *wan* = *juan*, weich; *wêng* = *jung*, Wolle, 3. anlautendes *s* öfter zu *sh* wird, z. B. *sho* = *so*, Ort. Auch sonst finden sich noch verschiedene Einzelunterschiede, doch ist der Dialekt immerhin noch ganz gut verständlich.

Das alte P'ing-yang-fu, die Residenz des Kaisers Yao, lag nicht an derselben Stelle, welche die heutige Stadt einnimmt, sondern 5 Li südlich. Dort stehen an dem Steinthore eines Dorfes die Worte: »Ti Yao ku li«[1] »Des Kaisers Yao alte Heimath«. Ich fragte die Leute des Ortes, ob nicht noch irgend ein altes Monument vorhanden wäre, doch wurde mir geantwortet, dass es nichts derartiges gäbe. An der Stelle, wo der Palast des Kaisers Yao gestanden haben soll, erhebt sich jetzt ein Wan-shou-kung. Es war, als ich vorbeifuhr, gerade in Reparatur begriffen und von hohen Gerüsten überragt.

Gegen Abend, als die Sonne hinter den Lösswänden verschwunden war, machte ich einen sehr schönen Spaziergang in einem Hohlwege, dessen Abhänge ganz mit Grün bewachsen waren. Der Fussweg, eine breite Promenade, die, wie es schien, die Natur selbst angelegt hatte, lag etwa 10 m höher als der Fahrweg und war an den verschiedensten Stellen durch riesige Akazien und Immergrünbäume überdacht, die ihr Gezweig über den ganzen Hohlweg ausbreiteten. Auf einer Akazienallee in der Ebene gelangte ich nach Kao-hsien-chên[2], einem freundlichen kleinen Ort. Mich interessirten daselbst besonders die Eisenmasten, welche vor dem Tempel des Kriegsgottes standen. Es ist chinesische Sitte, vor Yamens, Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden und in den Provinzen — nicht in Peking — auch vor den Häusern derjenigen Litteraten, welche das zweite und höchste Examen bestanden haben, rothbemalte Holzmasten aufzupflanzen. In Kao-hsien nun und an vielen anderen Orten bis in die Gegend von Hsi-an-fu waren diese wenig decorativen Holzmasten vielfach durch höchst originelle und geschmackvolle eiserne ersetzt worden. In Kao-hsien wurden sie von zwei kleinen Eisenlöwen auf dem Rücken getragen. Die gusseisernen

---

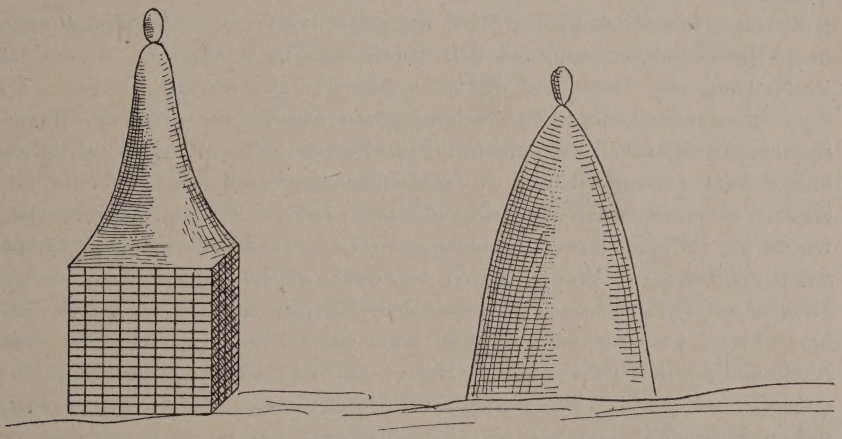
[1] 帝堯古里. [2] 高縣鎮.

Stangen führten oberhalb durch zwei Mastkörbe, aus denen mehrere Fähnchen hervorragten und an denen kleine Glocken hingen. Zwei groteske Drachen krochen an den Stangen herunter. Auf der Spitze sass ein Vogel. An Stelle der Löwen findet sich an manchen Orten auch ein steinernes Postament.

Während man im Allgemeinen Futterkräuter in Nordchina sehr wenig pflanzt, fand ich in der Gegend von Kao-hsien bis Lu-t'sun grosse blaue Luzernenfelder, die weithin ihren Duft ausströmten. An manchen Orten war man schon dabei, sie zu mähen.

Eine andere Eigenthümlichkeit dieser Gegend sind die verschiedentlich inmitten grosser Gehöfte emporragenden Thurmhäuser. Sie sehen wie eine kleine Dorfkirche aus, haben aber nur ganz oben im Thurme mehrere kleine Bogenfenster, von wo aus ein Wächter das Gehöft und das dazu gehörige Land bewacht.

Geomantischen Zwecken dienen die hier vielfach vorkommenden, theils aus Löss, theils aus Backsteinen erbauten, pagodenartigen Thürme,



Lösspagoden.

welche sich mitten auf freiem Felde befinden. Ihre Spitzen gleichen der Flamme einer brennenden Kerze. Es sollen durch diese Pagoden die Einflüsse böser Geister gebrochen und der Beistand der guten gesichert werden.

In dem Gasthofe in Nieh-kou, wo ich am 23. Mai Mittagsrast machte, erregte ein eigenthümliches Klappern in gleichmässigem Tempo, das fast wie das Arbeiten einer Maschine klang, meine Aufmerksamkeit. Ich begab mich in den Schuppen, aus dem das Geräusch kam und fand, dass es von einem Siebe herrührte, das getreten wurde. Ein Mann trat, indem er sich mit den Armen in eine von der Decke herabhängende Schlinge legte, um sicher zu stehen, abwechselnd bald mit dem einen, bald mit dem anderen Beine auf beide Enden eines beweglichen wagerechten Trittbrettes. In der Mitte des letzteren war rechtwinkelig eine Stange eingelassen, welche durch ihre Pendelbewegungen von rechts nach links das Sieb hin- und herschüttelte. In demselben Gasthofe fand sich auch ein sehr praktischer Ziehbrunnen mit

zwei Eimern, von denen immer, während der eine hochgewunden wurde, der andere hinabging. Auf diese Weise wurde nicht nur doppelte Arbeit verrichtet, sondern es half auch der leer hinabgehende Eimer durch seine Schwere den vollen mit hinaufziehen.

Um nach Lu-t'sun[1] zu gelangen, um dessentwillen ich von der Hauptstrasse abgewichen war, hatten wir beständig nach dem Wege zu fragen, da ihn der Karrenführer nicht kannte, schlugen auch mehrmals eine verkehrte Richtung ein und mussten dann wieder umkehren. Als ich am Abend des 24. Mai in Lu-t'sun ankam, war ich angenehm überrascht durch den die Strassen erfüllenden Duft, da man im Allgemeinen in chinesischen Städten auf andere Gerüche gefasst sein und, um überhaupt in den Strassen spazieren gehen zu können, seine Geruchsnerven etwas abstumpfen muss. Selbst den Chinesen werden im Sommer die Ausdünstungen der offenen Cloaken und Jauchegruben etwas zu viel, aber statt eine ordentliche Kanalisation einzuführen, halten sie sich lieber kleine Rosenkränze aus duftendem Holz, die stets aus 18 Beeren bestehen müssen und daher »Shih-pa-tse«[2] heissen, vor die Nase. In Lu-t'sun rührte, wie ich erfuhr, der besondere Duft von den ausserhalb der Stadt liegenden Jasmin- und Rosenpflanzungen her. Beide Blüthen sind bei den Chinesen sehr beliebt und werden zur Parfümirung des Thees und des Schnupftabaks gebraucht.

Noch eine andere Überraschung harrte meiner, als wir in den Gasthof einfahren wollten, alle Versuche hineinzukommen waren vergebens, weil — unsere Wagenachse zu breit war und nicht durch das sehr schmale Thor ging, und mussten wir deshalb zu einem anderen Gasthof fahren. Dort wurde ich — kaum traute ich meinen Augen — in einen wirklichen kleinen Salon geführt. Die Wände waren tapeziert, vollkommen sauber und mit Bildern auf Rollen decorirt; ausser dem Haupttische, der wie die Stühle sehr hübsch aus Bambus gearbeitet war, standen noch verschiedene halbrunde und Ecktischchen an den Wänden; auf dem schön geschnitzten buffetartigen Tisch an der Hinterwand des Zimmers waren verschiedene Nippsachen aufgestellt und ein grosser, allerdings schon etwas abgetretener Kamelhaarteppich bedeckte den Fussboden. Das Ensemble machte einen so wohlthuenden Eindruck, dass ich mich in dem Raume ordentlich behaglich fühlte, ein Gefühl, das einem Europäer in chinesischen Herbergen nicht so leicht kommt.

Nicht weit von meinem Gasthofe entfernt lag der Glockenthurm der Stadt, ein Bauwerk mit reicher architektonischer Gliederung, dessen Gebälk, wie es schien, vor Kurzem neu bemalt war und daher in den leuchtendsten Farben, besonders grün und roth prangte. Unter demselben hindurch fuhr ich am nächsten Morgen in aller Frühe aus dem Südthore hinaus nach dem etwa 15 Minuten entfernt liegenden Tempel des Seegottes (Ch'ih shên miao)[3]. Er waltet über dem hinter dem Tempel sich ausbreitenden berühmten Salzsee, von dem die Stadt ihre beiden Namen Lu-t'sun oder

---

[1] 鹵村. [2] 十八子. [3] Unzweifelhaft 池神廟. Anm. d. Red.

Yün-ch'êng[1] führt. Von einer offenen Halle des Tempels aus übersieht man den ganzen See. Ich war beim Anblick allerdings etwas enttäuscht, da ich mir einen grossen schönen See darunter vorgestellt hatte. Es ist jedoch nur ein grosser Sumpf, der durch künstlich aufgeworfene kleine Deiche in unzählige Parcellen getheilt ist. In diese wird aus den Bohrlöchern das Salzwasser geleitet, um daselbst zu verdunsten, worauf dann das zurückbleibende Salz in grosse Haufen zusammengefegt, verpackt und verkauft wird. Weiter gereinigt wird dasselbe dort nicht, und behalten daher die Krystalle eine schmutzig weisse, oft gelbliche Farbe. Indessen müssen die Chinesen ein Reinigungsverfahren kennen, denn ich kaufte an einem Orte ganz weisses Salz, das sich nur durch seine Grobkörnigkeit vom unserigen unterschied. Die Gewinnung des Salzes in Lu-t'sun wie anderswo geschieht durch Genossenschaften, welche dafür hohe Abgaben an die Regierung zu zahlen haben, für die das Salzmonopol eine der ergiebigsten Einnahmequellen ist. Ein hoher Beamter des Salzdepartements hat in Lu-t'sun seinen Sitz. Zur Verhütung des Schmuggels ist der ganze Salzsee mit einer Mauer umgeben, deren einzelne Thore nur an bestimmten Tagen geöffnet werden. Der Ertrag an Salz ist sehr bedeutend und reicht aus, um den grössten Theil der drei Provinzen Shansi, Shensi und Honan zu versorgen.

Der Tempel des Seegottes ist noch insofern interessant, als sich auch dort grosse decorative Wandgemälde finden, auf denen Europäer mit blonden Bärten, enganschliessenden Beinkleidern, rothen Westen und rothen Spazierstöcken abgebildet sind. Die Gesichter sind abschreckend hässlich, wahre Gauner- und Verbrecherphysiognomien. Als Caricaturen erschienen sie mir nicht, ich glaube vielmehr, dass für den Chinesen, dessen Gesichtszüge mehr abgerundet und verschwommen sind, Europäer mit etwas markanten Zügen wirklich wild und bösartig aussehen.

Innerhalb der Praefectur P'u-chou-fu[2], in welcher Lu-t'sun liegt, wurde es mir sehr schwer, die Leute zu verstehen, und wenn ich mich um Aufklärung an meinen Diener wandte, antwortete er entweder, dass er es auch nicht verstanden habe, oder dass es möglicher Weise dieses oder jenes bedeuten solle. Zu den Eigenthümlichkeiten des P'ing-yang-Dialekts: Verwandlung des anlautenden *ju* und *shu* in *w* und *f*, tritt hier noch die verschwommene Nasalirung der auslautenden *n* mit Zerdehnung des vorhergehenden Vocals. Die Endung *ên* (*ön*) klingt fast wie *ei*(*n̊*), *un* fast wie *wei*(*n̊*) und *ün* fast wie *üei*(*n̊*), also *mên*, Thür, nahezu *mei*; *kun*, Stock, beinahe *kwei* und *yün*, Wolke, fast *yüei*. Dazu kommt zweitens die Verwandlung aller anlautenden *n* vor allen Vocalen ausser *i* und *ü* in *l*, z. B. *nan*, schwer, *lä*(*n̊*); *nei*, innerhalb, *lui*; *no*, wegrücken, *lo*. Das charakteristische Merkmal dieses Dialektes, welches ihn von allen anderen unterscheidet, ist aber die Verwandlung des anlautenden *chu* in *pf*. Danach heisst dort *ch'u*, hinausgehen, *pfu*; *ch'ui*, blasen, *pfei* und *chung*, Mitte.

---

[1] 運城. [2] 蒲州府.

pfeng, also China = *Pfeng kuei*. Ausserdem finden sich noch zahlreiche Abweichungen in den Vocalen der Wörter.

Der nächste grössere Ort, welchen ich auf meiner Weiterfahrt von Yün-ch'êng erreichte, war Chieh-chou[1]. Da dort gerade Markttag war, so hatten die Verkäufer zum Schutz gegen die Sonne, die ziemlich stark brannte, grosse Mattenbuden aufgeschlagen, unter denen sie besonders allerhand Eisenwaaren für den Landmann, Sättel, Pferdegeschirr und Korbflechtereien ausboten. Die Matten waren so gut erhalten, dass man wohl annehmen darf, dass sie viel in der Gegend selbst verfertigt werden und deshalb sehr billig sind. Auch gelber Tabak wurde viel auf kleinen Tischen in den Strassen feilgehalten.

In mehreren Dörfern, die ich passiren musste, lagen auf langen Brettern, die auf Holzbänken ruhten, weisse und gelbe Seidencocons, um im Sonnenschein zu trocknen. Sie hatten genau die Grösse und Form von Taubeneiern. Da mir solche früher nicht zu Gesicht gekommen waren, so wusste ich Anfangs nicht, was es war, auch mein chinesischer Diener und der Karrenführer kannten sie nicht.

Von Chieh-chou ab beginnt eine herrliche Gegend, und man fährt streckenweise wie in einem Parke. Die Felder zu beiden Seiten des Weges werden immer seltener, an ihre Stelle treten weite Obstplantagen. Da die stattlichen Obstbäume: Persimmon, Aprikosen und Pflaumen, nirgends mit Mauern oder Zäunen eingehegt sind, sondern scheinbar wild aus dem mit Rasen bedeckten Boden hervorwachsen, und in der Allee, die den Fahrweg an verschiedenen Stellen einfasst, Akazien, Maulbeerbäume, Espen und Weiden ganz unregelmässig mit einander abwechseln, so macht die Gegend dort, wo die Bäume etwas dicht stehen und durch ihr üppiges Laub die Fernsicht nehmen, ganz den Eindruck eines Waldes. Zu dieser Täuschung trugen auch zwei Hasen bei, die an einer Stelle über den Weg liefen. Während die Aprikosen schon reif waren und die Jungen, um sie abzupflücken, in den Bäumen sassen, hatten die Persimmons erst Früchte angesetzt, und die stachlichten Jujubensträucher standen gerade in Blüthe und verbreiteten einen fast betäubenden Duft. Auch die Maulbeeren waren theilweise schon reif. Dem Beispiele der Chinesen folgend, pflückte ich sie mir von den Zweigen, wodurch allerdings meine Finger in kurzer Zeit blau gefärbt waren. An Aussehen und Geschmack glichen sie etwas unseren Himbeeren.

Wo die Bäume etwas weniger dicht standen, blickte eine Zeit lang links vom Wege ein kleiner See, der Hsiao-tse-t'an, durch. Rechts begleitete uns den ganzen Tag eine grüne Bergkette.

Eine grelle Dissonanz kam in dieses Landschaftsidyll durch die an einsamer Stelle — weithin war keine menschliche Wohnung zu sehen — in grossen, vogelbauerartigen Holzkasten an Stangen aufgehängten Köpfe von fünf Verbrechern. Sie hatten, wie ich im nächsten Dorfe erfuhr, vor

---

[1] 解州.

Jahresfrist an jener Stelle einen Reisenden seiner Barschaft beraubt und ermordet. Eine der Stangen war bereits umgestürzt und der Kasten zerbrochen. Der gebleichte Schädel lag daneben am Boden. Bei diesem Anblick in der wenig belebten Gegend wurde mir denn doch etwas unheimlich zu Muthe, so dass ich meinen Revolver hervorzog und anfing, ihn vom Staube zu reinigen. Freilich würde er mir bei einem wirklichen Angriff von Räubern wohl wenig genutzt haben, denn einer der Fortschritte, welche China in der Civilisation gemacht hat, ist, dass jetzt die Räuber vielfach mit europäischen Gewehren und Revolvern bewaffnet sind. Eine Art Talisman ist für den Europäer der blosse Umstand, dass er Europäer ist, denn der gewöhnliche Chinese hat stets eine gewisse Scheu vor ihm, da er glaubt, dass derselbe mit höheren Mächten im Bunde sei.

Da kein Flecken in der Nähe war, so mussten wir in einem Dorfe Mittagsrast machen und ich mit einem Strohstall fürlieb nehmen; ein anderer Raum war nicht zu beschaffen. Die Leute des Dorfes holten, mit rohen Sandalen aus Hanfstricken bekleidet, trockenes Holz von den in der Nähe liegenden Bergen. Sie trugen es nicht auf dem Rücken, sondern in zwei Bündeln an den beiden Enden der so beliebten Tragstange, welche sie, wenn sie stehen blieben, mit einem Querstabe stützten. Wie an anderen Orten die Schweine, so lagen hier auch wohlgenährte Ochsen vor den Thüren auf den Strassen.

Ein lebendes Beispiel chinesischer Rechtspflege sah ich in dem Gasthofe, in welchem ich in Yü-hsiang-hsien[1] logirte. Es war ein Pekinese, der dorthin auf eine Reihe von Jahren verbannt war. Er trug einen eisernen Reifen um den Hals, schien sich sonst aber ganz wohl zu fühlen, denn er rauchte seine Wasserpfeife und unterhielt sich zwanglos mit den anderen Leuten. Der Reifen selbst war mit grauem Zeug umkleidet, von dem aber noch zwei eiserne Spitzen, durch welche der Reif zusammengeschmiedet war, nach vorn und hinten wohl einen Decimeter vorragten.

Am 27. Mai erreichten wir wieder die grosse Landstrasse, welche wir, um nach Lu-t'sun zu gelangen, hatten verlassen müssen. Dort hörten die Baumpflanzungen auf, und der Weg führte wieder durch Weizen- und Gerstenfelder. Die Gerste wurde schon überall gemäht. In Folge des Regenmangels stand sie indess sehr dünn, war nur etwa $1\frac{1}{2}$ Fuss hoch und hatte winzige Ähren. Auf manchen Feldern waren ganze Familien, vom Grossvater und der Grossmutter bis zu den Enkeln, damit beschäftigt, das Getreide zu sicheln und einzuheimsen, und die Babies lagen auf den Strohbündeln.

In der Ferne wurden nun die grotesk gezackten Berge von Shensi sichtbar; den Huang-ho, dem wir jetzt schon ziemlich nahe waren, verbarg noch ein Lösshöhenzug unseren Blicken. Als ich durch einen sehr steilen Hohlweg in das Thal des Gelben Flusses hinabfuhr, erkannte ich ihn Anfangs gar nicht, da er ganz die graugelbe Farbe des Lössbodens hat, den er durchfliesst, und von fern wie ein grosses Sandfeld aussah. Dazu

---

[1] 虞鄉.

kam, dass der Strom in Folge der andauernden Trockenheit nur sehr wenig Wasser hatte und von seinem etwa 800 m breiten Bett nur 500 ausfüllte. Trotzdem dauerte die Überfahrt fast eine halbe Stunde, da der Strom sehr stark floss und ein scharfer Wind wehte. Die Fähren sind plumpe, breite Kähne, von der Grösse der Spreekähne, mit flachem Boden, die von vier Mann mit zwei 10 m langen Rudern fortbewegt werden. Wir drehten uns zweimal im Flusse und wurden eine grosse Strecke stromab getrieben; zuletzt entledigten sich einige Leute von der Besatzung der Fähre ihrer Kleider, sprangen in's Wasser und zogen den Kahn watend an's andere Ufer. Die Karren werden vom Ufer über Bretter auf die Fähre gerollt, während die Maulthiere losgeschirrt durch das Wasser waten und in den Kahn hineinspringen müssen. Die Tiefe des Flusses war sehr gering, und überall ragten Sandbänke aus dem Wasser hervor. Soweit ich erfahren konnte, ist der Huang-ho wegen dieser allgemeinen Versandung bis K'ai-fêng-fu nicht schiffbar. Auch später sah ich in Honan, wo die Strasse von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Strom gestattet, keine einzige Barke.

Am jenseitigen Ufer liegt malerisch auf einer Anhöhe die starke Festung T'ung-kuan[1], ein durch die Lage an der Grenze der Provinzen Shansi, Shensi und Honan wichtiger strategischer Punkt, der sowohl den Übergang über den Huang-ho, als auch den nach Honan führenden Pass beherrscht. Es scheint daselbst eine starke Controle geübt zu werden, denn, nachdem mich bei der Einfahrt die Thorwache nach meinem Namen gefragt, war ich kaum im Gasthofe abgestiegen, als schon ein Abgesandter des Subpraefecten erschien und um meine Visitenkarte bat. Für dergleichen Fälle ist es jedem Reisenden in China zu rathen, sich mit einer Anzahl chinesischer Visitenkarten zu versehen.

In T'ung-kuan herrscht ein ziemlich reges Leben. Die Stadt besitzt mehrere schöne Tempel und öffentliche Gebäude, die besonders durch die grüne und gelbe Glasur und die reiche Ornamentik der Dächer auffallen. Auf den Dachfirsten und Dachbalken sitzen nicht nur, wie sonst allgemein bei öffentlichen Gebäuden üblich ist, eine Reihe kleiner Hunde aus glasirtem Thon, sondern auch Hasen, Hühner, Fasanen, Delphine, Affen und Mandarinen. Die Giebel sind, statt mit Drachenköpfen, vielfach mit einem stark stilisirten Hahn geschmückt, der entweder fünf oder drei lange Schwanzfedern hat. Diese Zahlen sind wahrscheinlich nicht ohne Absicht gewählt. Der Hahn gilt den Chinesen als ein Vogel mit fünf besonderen Eigenschaften: *wên*, *wu*, *yung*, *jên*, *hsin*[2]. Er ist Civilist, denn er trägt ein Barett, Militair, denn er hat Sporen, muthig, denn er weicht nicht im Kampf, gütig, da er die Hennen herbeiruft, sein Futter mit zu fressen, und endlich pflichtgetreu in der Erfüllung seines Wächterdienstes, indem er dreimal des Nachts kräht. Der chinesische Name für diesen dreimaligen Hahnenschrei ist *san pien*[3]. — Auf einem Thore sassen zwei schön gearbeitete Pfauen

[1] 潼關. [2] 文武勇仁信. [3] Vergl. Giles, Chinese-English Dictionary sub Nr. 810. 三遍.

an den beiden Giebeln, den Kopf nach innen gewendet, so dass ihre langen Schwänze nach aussen herabhingen.

Als ich die Stadt verliess, wurde ich wiederum am Thor um meine Visitenkarte ersucht. Vor dem Thore fuhr ein Gefährt an mir vorbei, welches mich in Europa wenig interessirt haben würde, mir aber in China, dem Lande der zweiräderigen Karren, sehr auffallen musste: es war dies ein kleiner, von zwei Maulthieren gezogener, vierrädriger Wagen, etwa von der Grösse und der Bauart eines Handwagens. Er hatte keine Deichsel, sondern die Maulthiere liefen frei neben einander, und ihre Stränge waren direct an eisernen Haken am Wagen befestigt. Auch in der Umgegend von T'ung-kuan sind diese Art Wagen, die ausschliesslich als Lastwagen dienen, gegenüber den typischen zweiräderigen in der Minderheit. Späterhin sah ich noch einmal einige derselben im Süden der Provinz Chihli, in der Nähe von Shun-tê-fu.

Mehrere Stunden fuhr ich durch furchtbaren Staub, der durch die Sonnenglut noch unerträglicher wurde. Unterwegs zogen mehrere Soldaten an uns vorüber, über deren militairische Haltung sich ein deutscher Officier entsetzt haben würde. Die Cavalleristen hielten rothe Sonnenschirme in der Hand, die Infanteristen hatten ihre rothen Röcke über die Dreizacks, Spiesse und Hellebarden gehängt, welche sie auf der Schulter trugen. Nach einiger Zeit hörte der Staub plötzlich auf, denn wir kamen in eine Gegend, wo es geregnet hatte und noch das Wasser in den Radspuren stand.

Am Abend rastete ich in Hua-shên-miao, am Fusse des Hua-shan, eines der fünf heiligen Berge Chinas. Schon die Kaiser Yao und Shun sollen auf demselben geopfert haben, was unter ihren Nachfolgern zum stehenden Brauch geworden zu sein scheint. Hua-shên-miao führt seinen Namen nach einem berühmten Tempel, der nach Angabe der Priester aus jener ältesten Zeit stammen soll, indess sind alle Hallen ganz modernen Ursprungs, da der alte Tempel von den Muhammedanern in den sechziger Jahren zerstört wurde. Bruchstücke von alten Inschriftentafeln, welche sich früher in der Haupthalle, Wu-fêng-tien genannt, befanden, sind jetzt in mehreren T'ings, kleinen Pavillons, eingemauert, darunter auch eine kleine Inschrift aus der Han-Zeit in Curialschrift (Li-shu).

Unter den riesigen uralten Bäumen, die den Tempelhof beschatten, steht ein ganz verdorrter, von dem behauptet wird, dass er alle 500 Jahre einmal blühe und Blätter bekomme.

Der District Hua-shan-hsien — die Districtsstadt liegt eine Viertelstunde von Hua-shên-miao entfernt — ist sehr gut bewässert. Die Niederungen sind mit Rohr- und Schilfpflanzungen bedeckt, und es giebt in Hua-shan-hsien und Chi-hsien sehr viele Korbflechtereien. Auch Bambus muss hier gedeihen, denn ich sah mehrmals Wagen voll Bambusstangen. Daraus werden kleine Tische und Stühle und auch eine Art von Sofa verfertigt, dessen Sitz und Lehnen aus Bambussplittern bestehen. Während man sonst auf dem Lande ausser dem Gekrächze der Raben und dem Geschrei der Elstern fast nie eine Vogelstimme hört — alle Singvögel werden eingefangen und gezähmt —, tönt aus dem Röhricht stets ein lautes Gezwitscher hervor.

Auf den Rieselfeldern, welche in kleine, nur wenige Fuss breite Parcellen getheilt waren, wuchsen Lotos und Wasserreis. Erstere werden nicht sowohl wegen der prachtvollen Blüthen, als wegen des fleischigen Stengels gezogen, der von den Chinesen als Gemüse gegessen und sehr geschätzt wird. Für Europäer schmeckt er sehr fade, auch besitzt er die ihm von Homer zugeschriebene Eigenschaft nicht im geringsten Grade. Der Ertrag an Reis in ganz Nordchina ist gar nicht nennenswerth. Die höher gelegenen Felder waren zum grössten Theil mit Opium bebaut, dessen Cultur gerade für Shensi von grosser Bedeutung ist, da es sehr viel nach anderen Provinzen verkauft wird. Durch die vielen weissen und rosa Blüthen sehen die Felder wie grosse Blumenbeete aus.

Früher muss diese Gegend reich an Tempeln gewesen sein, jetzt sind von den meisten nur noch Trümmerhaufen übrig, zwischen denen vielfach noch die eiserne, halb verrostete Glocke liegt. Arme Priester, welche durch das Schlagen einer Glocke die Vorübergehenden um Almosen anflehen, sowie Bettler und Bettlerinnen sind sehr zahlreich.

Ganz verödet und verlassen ist die Departementsstadt Hua-chou. Fast der ganze, von einer sehr ausgedehnten Stadtmauer eingefasste Flächenraum ist bebautes Ackerland, nur hier und da stehen einige Hütten. Ein reger Handelsverkehr herrscht dagegen in der vor dem Westthore liegenden Vorstadt, in welche die ganze Bevölkerung verzogen zu sein scheint. Die eigentliche Stadt soll bei einem Aufstande gänzlich zerstört sein.

In Chih-shui giebt es verschiedene Ziegeleien. Sie verfertigen gute haltbare Ziegel aus einer Art graublauem Thon. Die gewöhnliche Farbe der im Norden Chinas gebrannten Ziegel und Backsteine ist aschgrau.

Am Abend des 28. Mai rastete ich in Chih-shui. Da wir etwas spät in's Quartier kamen und wegen des gerade stattfindenden Marktes alle Gasthöfe besetzt waren, so musste ich mit einem engen Raum ohne Fenster fürlieb nehmen. Ursprünglich war ein Fenster vorhanden gewesen, doch hatte man in einer ganzen Reihe von Zimmern die Fenster später wieder vermauert, vermuthlich mit Rücksicht auf das Fêng-shui.

Die Mehrzahl der Orte, welche ich am folgenden Tage passirte, rühmen sich eines sehr hohen Alters, sind aber im Übrigen durch nichts bemerkenswerth. Wei-nan-hsien existirte schon zu Christi Zeiten, auch heute ist es eine recht belebte Stadt mit vielen Läden. Die grösseren haben zwei Stockwerke. Das obere ist wie das untere mit Holzwerk verkleidet und hat mehrere kleine Fenster. Es ist meist beträchtlich niedriger als das untere.

Meine letzte Station vor Hsi-an-fu war Lin-t'ung-hsien, ein Ort, an den sich, wie an letztere Stadt, eine Menge historischer Erinnerungen knüpfen. Dort fand zu Confucius' Zeiten eine Ausstellung statt, zu welcher die Vasallenfürsten des damaligen Kaisers der Chou-Dynastie die wunderbarsten Gegenstände geschickt haben sollen, unter anderen einen Becher, in dem im Winter der Wein von selbst gewärmt wurde, im Sommer kühlte, ein Zauberschwert, das Dämonen erschlug, und dergl.

Grossen Ruf geniesst noch heute die heisse Quelle von Lin-t'ung, die wegen ihrer angeblichen Heilkraft sehr viel besucht wird. Sie ist nicht

die einzige ihrer Art, auch in der Nähe von Peking giebt es ein heisses Bad Wên-ch'üan[1], ebenso in anderen Provinzen. Die Sage erzählt, dass, als der Kaiser Ch'in-shïh-huang-ti, der Erbauer der Grossen Mauer, (221—210 v. Chr.) sich einstmals gegen seine Geliebte, eine Nymphe, ungebührlich benahm, diese ihn anspie, was sofort ein schlimmes Geschwür hervorrief. Später versöhnte sich die Göttin wieder mit dem Kaiser und liess eine heisse Quelle hervorsprudeln, in der jener sich badete, worauf er sogleich von seinem Geschwür befreit wurde. Dadurch wurde zuerst die Heilkraft der Quelle von Lin-t'ung bekannt. Ch'in-shïh-huang-ti soll zuerst die Quelle haben ummauern lassen. Von späteren Kaisern wurden daselbst mehrere Hallen errichtet und unter der T'ang-Dynastie ein Palast mit einer grossen Anzahl von Bassins erbaut. Eins derselben war für den speciellen Gebrauch des Kronprinzen bestimmt und führte danach seinen Namen, ein anderes hiess Lotosbassin, weil aus dem Wasser eine marmorne Lotosblume hervorragte. Ein T'ang-Kaiser, sagt man, hatte die Bassins mit allerlei Marmorfiguren, besonders wilde Thiere darstellend, geschmückt. Sie sollen so naturgetreu gewesen sein, dass einst der Kaiser selbst beim Betreten des Bades sich so vor ihnen entsetzte, dass er sie wieder entfernen liess mit Ausnahme der Lotosblume. Jetzt ist auch diese verschwunden. Diese unwahrscheinliche Geschichte dürfte nur zu dem Zweck, das Verschwinden besagter Figuren zu motiviren, erfunden sein. Heute giebt es im Ganzen fünf aus schwarzem Stein gemauerte Bassins von verschiedener Grösse, ausserdem zwei im Freien, zu denen jeder Zutritt hat. Beide wimmelten von Badenden, zugleich wurde auch Zeug darin gewaschen. Die Hitze des Wassers ist sehr beträchtlich; aus dem Abflussgraben sieht man deutlich Dämpfe aufsteigen. Die ganze Anlage macht noch heute einen durchaus vornehmen Eindruck, doch scheinen die einzelnen Hallen neu gebaut zu sein. Mitten in einem kleinen Lotosteich liegt, durch zwei zierliche Brücken mit dem festen Lande verbunden, ein Pavillon mit Glasfenstern nach allen Seiten. Darin pflegen vornehme Gäste Logis zu nehmen und sehr häufig wird er von höheren Provinzialbeamten mit Familie bewohnt. Die übrigen Gebäude liegen auf mehreren Terrassen. Von der oberen führt eine verdeckte Galerie im Bogen herab.

8 Li östlich von Lin-t'ung liegt das Grab des Ch'in-shïh-huang-ti[2]. Es ist ein mit einem 4 Li langen, niedrigen Erdwall umgebener, sanft ansteigender Hügel ohne jeden Schmuck[3].

---

[1] Wên-ch'üan ist nicht das einzige heisse Bad bei Peking; es ist daneben besonders noch T'ang-shan zu erwähnen, an welches letztere ein kaiserliches, jetzt gänzlich verfallenes Lustschloss angebaut war. (Anmerkung der Redaction.)

[2] Das Ch'ang-an-chïh giebt die Entfernung unrichtig auf 15 Li an. Das 括地志 K'uo-ti-chïh behauptet, das Grab liege 10 Li südwestlich. Richtig das 元和郡縣志 Yüan-ho Chün-hsien-chïh und 太平寰宇記 T'ai-p'ing Huan-yü-chi.

[3] Nach dem Han-shu 漢書 betrug der Umfang der Begräbnissanlage 5, nach dem Kuan-chung-chi 關中記 6 Li. Wenn das San-fu-ku-shïh 三輔

Die Berichte chinesischer Schriftsteller über das Mausoleum Ch'in-shih-huang-ti's sind im höchsten Grade abenteuerlich. Die Schöpfungen dieses Kaisers, wahrscheinlich die imposantesten, welche die chinesische Geschichte aufzuweisen hat, scheinen schon nach kürzester Zeit mit einer Fülle von Mythen umrankt zu sein, wozu der Umstand beigetragen haben mag, dass, von der Grossen Mauer abgesehen, fast alle übrigen Bauwerke, so auch das Mausoleum, in den nach dem Tode des Kaisers ausbrechenden Wirren zerstört wurden. Auch Sse-ma-ch'ien, der älteste Gewährsmann für jene Zeit, welcher die wunderbarsten Dinge über das Mausoleum getreulich colportirt, kann es aus eigener Anschauung nicht mehr gekannt haben. Er erzählt uns, dass der Kaiser gleich nach seinem Regierungsantritt von 700000 Arbeitern am Berge Li-shan ein Mausoleum mit zahlreichen Palästen anlegen liess. Nur der Verfasser des Kuan-chung-chi[1] nimmt an der ungeheuren Zahl von Arbeitern Anstoss, sucht sie aber dadurch zu erklären, dass er behauptet, es habe ein Wasserlauf abgeleitet und riesige Felsblöcke für das Grab von fern her transportirt werden müssen. Einer derselben, der 18 Fuss hoch war und 18 Schritt im Umfange maass und einige Ähnlichkeit mit einer Schildkröte hatte, soll noch jetzt 2 Li südöstlich vom Grabe liegen. Ich konnte ihn bei meinem Besuch des Hügels nirgends entdecken, auch schien seine Existenz im Volke nicht bekannt zu sein. — In der Krypta liess Ch'in-shih-huang-ti reiche Schätze aufspeichern; unter anderen kostbaren Gegenständen werden erwähnt wilde Enten und Gänse aus Silber und Gold und dreissig Gestelle zum Spinnen mit goldenen Seidenraupen. Am Deckengewölbe war der gestirnte Himmel mit Sonne und Mond aus Edelsteinen, auf dem Fussboden die Erde dargestellt. Das Meer und die Flüsse waren durch Quecksilber angedeutet, welches, durch Maschinerie in Bewegung gesetzt, floss. Ewige Lampen, mit dem Thran eines gewissen Fisches[2] gefüllt, erleuchteten den Raum. Am Eingang war eine durch Mechanik losgehende Armbrust angebracht, welche jeden Eindringling durchbohrte.

Der ganze Harem des Kaisers nebst allen Arbeitern, welche die Krypta angelegt hatten, soll mit ihm zugleich lebendig begraben worden sein, indem sie im Gewölbe eingeschlossen wurden[3]. Es geschah dies vermuthlich, um der Möglichkeit einer Beraubung vorzubeugen. Dieselbe erfolgte trotzdem sehr bald von einer anderen Seite. Als Hsiang-yü[4] 206 v. Chr.

故事 nur von 700 Schritt spricht, so ist damit jedenfalls nur der Umfang des eigentlichen Hügels gemeint.

[1] 關中記.

[2] Des 人魚 Jên-yü »Menschenfisches«. Im 漢書 Han-shu ist das Zeichen »Fisch« ausgelassen, wonach die Ampeln mit Menschenfett gefüllt gewesen wären.

[3] Die Sitte, die Frauen des Kaisers mit ihm lebendig zu begraben, hat sich bis in die Neuzeit erhalten. Zum letzten Male soll dies beim Tode des Kaisers Shun-chih, 1661 n. Chr., vorgekommen sein.

[4] 項羽.

Hsien-yang eroberte, liess er auch im Mausoleum Nachgrabungen veranstalten und alles, was er an Kostbarkeiten fand, fortschleppen. Später soll das Mausoleum gänzlich durch Feuer zerstört worden sein. Ein Hirt, dem ein Schaf abhanden gekommen, begab sich, um es zu suchen, mit einem Licht in das offene Gewölbe und steckte dabei unvorsichtiger Weise das Holzwerk in Brand. Noch jetzt werden alle zehn Jahre Commissare von Peking geschickt, um den Manen des mächtigen Kaisers zu opfern.

In der Nähe von Lin-t'ung wird ferner eine Vertiefung gezeigt, in welcher besagter Fürst mehrere hundert Litteraten, die sich seinen Neuerungen widersetzten, lebendig begraben haben soll, indem er sie vermittelst einer verborgenen Fallthür oder sonstigen Vorrichtung in einen Abgrund stürzen liess.

Der Einfluss des Verkehrs mit dem Auslande macht sich in gewisser Weise in Lin-t'ung in den Bildern geltend, mit denen der Tempel der Stadtgottheit von aussen geschmückt ist. Darauf sind nämlich fremde Quais, Brücken Hafenanlagen und Dampfschiffe abgebildet. Zu der europäischen Arzneikunde schien man grosses Zutrauen zu haben: von verschiedenen Seiten wurde ich um ein Mittel gegen den Opiumgenuss angesprochen. Dies war eine der häufigsten Bitten, die man an mich stellte und liessen die Leute sich nur schwer davon überzeugen, dass ich kein solches Medicament mit mir führte. Ich hätte mit Leichtigkeit viele Kisten voll davon loswerden können.

Bei meinem Gange durch die Stadt hatte ich Gelegenheit, das Haspeln der Seide zu beobachten. Das Verfahren ist ein sehr einfaches. Aus einem Haufen Cocons, die in kochendem Wasser liegen, zieht der Arbeiter mit der Hand eine Menge Fäden hervor, die dann, indem sie durch ein feines Öhr laufen, zu einem einzigen Faden zusammengefasst werden. Derselbe wird darauf über eine Spindel und von dieser über ein grosses Rad geführt, welches der betreffende Arbeiter durch Treten in Bewegung setzt. Sobald das Rad voll ist, nimmt er das fertige Gewinde herunter. Die Seidenzucht ist indess mehr in den südlichen Provinzen zu Hause und wird in Shansi, Shensi und Honan nur in geringem Umfange betrieben.

In Lin-t'ung sah ich wiederum einen deportirten Sträfling mit einem Halseisen. Er trug ausserdem noch eiserne Beinfesseln, die durch eine Kette verbunden waren, so dass er nur langsam gehen konnte.

Als ich mich am 30. Mai Hsi-an-fu näherte, war der Himmel mit düsteren Wolken bedeckt, und als ich an die Brücke über den Pa-Fluss[1] kam, begann ein strömender Regen, der es uns fast unmöglich machte, Hsi-an zu erreichen, da wir noch eine steile Anhöhe empor mussten, wo die Maulthiere auf dem schlüpfrigen Boden kaum von der Stelle konnten. Die Pa-Brücke ruht auf 40 Reihen Pfeilern, 4 Pfeiler in einer Reihe, jeder aus zwei Steinblöcken bestehend, und zwar sind dieselben ausserordentlich niedrig. Die ganze Brücke misst 600 Schritt und hat die für eine chinesische Brücke merkwürdige Eigenschaft, dass man bequem hinüberfahren

[1] 霸.

kann, ohne von furchtbaren Stössen durchrüttelt zu werden. Die Balustrade der Brücke schliesst zu beiden Seiten mit einem ziemlich roh gemeisselten steinernen Ochsen und Elefanten ab. Einer derselben ist von seinem Postamente heruntergefallen und liegt daneben im Sande. Auch die meisten Knaufe der Balustrade sind ausgefallen. Eine Brücke dieses Namens existirte schon zur Han-Zeit (206 v. — 220 n. Chr.); man pflegte von Hsi-an-fu aus einen abreisenden Freund bis dahin zu begleiten und ihm daselbst das Reisegeschenk zu geben. Die Ch'an[1]-Brücke, welche näher an Hsi-an-fu liegt, ist nur halb so gross als die Pa-ch'iao[2].

Hsi-an-fu ist als Handelsstadt von eminenter Wichtigkeit. Von dort aus laufen Handelsstrassen durch Kansu in die Mongolei und nach Turkestan, durch Ssech'uan nach Tibet und Siam, nach Honan, nach Hupei, nach Shansi und Chihli. Die Stadtmauer misst 40 Li im Umkreise und ist ausserordentlich stark befestigt, da die Stadt beständig feindlichen Angriffen ausgesetzt gewesen ist und ihr Name »Westliche Ruhe« sehr wenig den Verhältnissen entspricht und wohl mehr des guten Omens willen gewählt ist. Auf der Mauer steht über jeder Bastion ein Wachthaus. Dieselbe hat nur vier Thore, vor jedem liegt eine 3 Li lange, mit einem Erdwall umgebene Vorstadt, die von der eigentlichen Stadt durch den Stadtgraben getrennt ist. Zu der eigentlichen Stadt führt ein kleines Vertheidigungsthor mit zwei Reihen viereckiger Schiesslöcher, dahinter kommt ein grosses Thor mit vier Reihen solcher Schiesslöcher, das wie eine Militärkaserne aussieht, und zuletzt ein bunt bemaltes, decoratives Thor mit mehreren Stockwerken. Die zwei sich rechtwinkelig unter dem Glockenthurme schneidenden Hauptstrassen und die grösseren Nebenstrassen sind mit Steinplatten gepflastert. Alle grösseren Läden haben zwei Etagen; im unteren Stock befindet sich der nach der Strasse zu offene Verkaufsladen, im oberen Wohn- und Vorrathsräume. Die obere Etage ist mit bunt bemaltem Holz umkleidet, in das mehrere kleine Fenster eingelassen sind. Oft bestehen die Fenster auch aus zwei Flügeln aus Holzgitterwerk. Mehrfach sind die oberen Etagen in origineller Weise durch bunte, nach auswärts geneigte, wappenschildartige Ornamente verziert. Die Polizeistationen, welche in Peking sehr unscheinbar und theilweise stark zerfallen aussehen, sind in Hsi-an stattliche Gebäude in gutem Zustande. Durch ganz besondere Eleganz zeichnen sich einige Hui-kuan, d. h. Clubhäuser aus, in denen Einwohner bestimmter Provinzen oder Städte bei zeitweiligem Aufenthalte in Hsi-an-fu abzusteigen pflegen. Ganz besonders gefiel mir das San Chin Hui-kuan[3], dessen Wände ganz mit grossen, grauen Ziegelplatten umkleidet waren. Über dem mit reichen Ornamenten geschmückten, aber nicht glasirten Dach erhoben sich zwei Thürme. Drei geschmackvolle Thüren führten in das Innere. Es machte ganz den Eindruck eines kleinen Palais. Durch alles das erhält

[1] 澧. [2] *Ch'iao* »Brücke«.

[3] Es ist zu bedauern, dass der Herr Verfasser die chinesischen Zeichen für San Chin nicht angegeben hat, so dass sich nicht ersehen lässt, welches Clubhaus gemeint ist. Anmerkung der Redaction.

Hsi-an einen viel grossstädtischeren Anstrich als Peking. Selbst beim Regen, wo sich die ungepflasterten Strassen der Reichshauptstadt in einen grossen Morast verwandeln und jeder Verkehr stockt, herrschte in Hsi-an ein ziemlich reges Strassenleben; die Leute stelzirten auf hohen Holzkothurnen durch den Koth[1]. Als es aufgehört hatte zu regnen, wagte ich kaum meinen Augen zu trauen, die Strassen wurden mit Besen und Schrubbern gereinigt. Längs der Strasse standen grosse Bottiche mit Wasser zum Sprengen.

Einen Gasthof, wo man mir schon zwei hübsch eingerichtete Zimmer zugewiesen hatte, musste ich wieder verlassen, da der Wirth sich anders besann und keinen Europäer aufnehmen wollte. Der Gastwirth vis-à-vis war weniger scrupulös und überliess mir nach einigen Verhandlungen mit meinem Diener sein bestes Zimmer, das nach chinesischen Begriffen recht gut möblirt war. Es hatte sogar einen mit Matratzen und Polster versehenen Kang, auf dem bei Besuchen der Hausherr auf der einen, der Gast auf der anderen Seite des niedrigen, in der Mitte stehenden Tischchens, und zwar links vom Hausherrn, Platz nimmt. Der Wirth war aussergewöhnlich höflich gegen mich und titulirte mich sogar Ta-jên »Grosser Herr«, ein Titel, der eigentlich nur den hohen chinesischen Beamten und auch den fremden Consuln zusteht. Die gewöhnliche Anrede für Europäer ist Lao-yeh »Alter Herr«. Da es auf dem Lande keine Lao-yehs, d. h. Beamte mittleren Ranges, sondern nur Unterbeamte giebt, so werden daselbst auch Europäer für gewöhnlich weniger höflich als Hsien-shêng, »Lehrer«, »Meister«, angeredet, eine Bezeichnung, die für europäische Diener, Schreiber, Kleinkaufleute und auch für Missionare allgemein üblich ist.

Als es am Nachmittage etwas aufgehört hatte zu regnen, fuhr ich in einer Miethskarre nach dem an einem Ende der Stadt gelegenen Exerzierplatze hinaus. Derselbe ist ganz mit Rasen bepflanzt, und es stehen mehrere Gebäude darauf, von wo aus der Provinzialgouverneur und der Bannergeneral den Manövern zuzusehen pflegen. Es wird behauptet, dass hier die frühere Kaiserstadt gestanden habe, als deren einziges Überbleibsel ein eigenthümlich geformter Steinblock, auf welchem Eindrücke von kleinen Händen und Füssen sichtbar sind, gezeigt wird. Die letzteren werden wahrscheinlich eingemeisselt und nicht, wie die Chinesen annehmen, natürlichen Ursprungs sein. Nach der mit grosser Sorgfalt geschriebenen Chronik von Hsi-an-fu lag die Kaiserstadt der T'ang nicht an dieser Stelle, sondern ausserhalb der Nordmauer der heutigen Stadt. Auch dort fuhr ich am folgenden Tage entlang. Von allen den Palästen und Hallen, die vor tausend Jahren dort gestanden haben müssen, war auch nicht ein Stein mehr übrig geblieben. Der ganze Grund und Boden ist urbar gemacht und mit Feldfrüchten bestellt.

Von besonderem Interesse für Europäer ist in Hsi-an-fu die berühmte Nestorianertafel im Tempel Chêng-ching-sse, eine Viertelstunde vor

[1] Man sieht diese Holzkothurnen sonst nur auf japanischen Bildern. Vermuthlich haben die Japaner sie auch von den Chinesen entlehnt. In anderen chinesischen Städten habe ich sie allerdings nie gesehen.

dem Westthor der Stadt, durch welche die Anwesenheit der Nestorianer in China im Jahre 789 n. Chr. bezeugt wird. Der betreffende Tempel liegt demjenigen des Feuergottes, dem Huo-shên-miao, schräg gegenüber. Er ist im muhammedanischen Aufstand gänzlich zerstört worden, und man kann nur noch an den Vertiefungen im Boden erkennen, wo die einzelnen Gebäude gestanden haben. Ein sehr schön gemeisseltes, etwa 1 m hohes Marmorbecken, von etwa 1 m Durchmesser, das aus der Ming-Dynastie stammen soll, liegt frei auf der Erde. Der jetzige Tempel ist ein kleines, unscheinbares Gebäude, in dem zugleich mehrere Priester wohnen. Ich wurde sehr freundlich von ihnen aufgenommen und zu dem Monumente geführt. Da dasselbe im Grase mitten zwischen einer Reihe Grabtafeln aus neuerer Zeit steht, die alle sehr ähnlich aussehen — alle ruhen auf Schildkröten und sind oberhalb durch zwei verschlungene Drachen (die sogenannten Shuang lung) verziert — so war ich, ohne es zu beachten, vorübergegangen. Bei näherem Anblick ist es leicht zu erkennen an dem kleinen, am oberen Ende eingemeisselten Kreuz, unter dem als Überschrift die Worte stehen: »Gedenktafel zur Erinnerung an die Verbreitung der erlauchten Religion Syriens in China« und an den syrischen Zeichen auf den beiden Schmalseiten der Steintafel. Ein Chinese hatte im Jahre 1859 aus Pietät für das alte Monument ein Schutzdach darüber bauen lassen. Da dasselbe eingefallen war, so liess das Tsungli Yamen im Jahre 1891 auf Anregung der fremden Gesandten ein neues bauen. Wie ich von dem mich begleitenden Priester erfuhr, ist auch dieses im April dieses Jahres vom Winde abgeweht, so dass jetzt die Tafel wieder ganz frei steht. Die Schrift war ausserordentlich klar und deutlich, und würde es im höchsten Grade bedauerlich sein, wenn sie im Laufe der Zeit durch den Regen verwitterte.

Eines Besuches werth ist auch der sogenannte »Inschriftenwald« Pei-lin oder Pei-tung im Osten der Stadt. Die Anlage stammt aus der Ming-Zeit (1368—1644 n. Chr.) und enthält etwa 300 Inschriften aus den verschiedensten Dynastien und von allen Grössen in mehreren Hallen. Die grösseren stehen in Reihen auf Sockeln, die kleineren sind in die Wände eingemauert. Fast alle sehen ganz schwarz aus vom beständigen Abklatschen, das durch eine grosse Anzahl Clicheure, die beständig daselbst arbeiten, besorgt wird. Ausserhalb des Pei-lin liegt ein Laden, welcher ausschliesslich diese Clichés verkauft. Er pflegt seine Leute auch in die Umgegend von Hsi-an auszuschicken, um Abdrücke von berühmten Inschriften zu nehmen. Die Chinesen kaufen diese Facsimiles sehr gern, wobei sie nicht weniger Gewicht auf das Alter der Inschriften als auf die Kalligraphie legen. Da die ältesten Schriftarten mit Vorliebe nachgeahmt werden, so kann man aus der Schriftart allein nie einen sicheren Schluss auf das Alter der Inschrift ziehen. Mit den meisten Tabletts ist die jetzige und die Ming-Dynastie vertreten, doch finden sich auch solche aus der Ch'in- und T'ang-Zeit nicht wenig. Auch einige Bas-Reliefs sind darunter, unter anderem das Bild einer Palastdame aus der T'ang-Zeit. Aus der Han-Epoche ist nichts vorhanden, dagegen ein grosses Tablett in Siegelschrift, allerdings nur eine Nachbildung einer verloren gegangenen Inschrift des Ch'in-shih-huang-ti. Er-

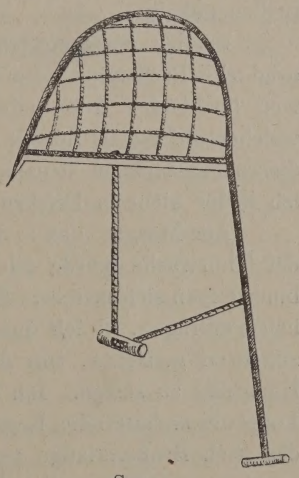
wähnenswerth ist noch eine grosse Copie der berühmten, rücksichtlich ihrer Echtheit von chinesischen und europäischen Kritikern stark angezweifelten Inschrift des Kaisers Yü, v. Chr. 2205, des Überwinders der Grossen Fluth. Die Chinesen haben das Gebiet der Epigraphik mit grossem Talente bearbeitet und besitzen darüber vorzügliche Werke, theils mit Abbildungen, in denen alle wichtigeren Inschriften kritisch beleuchtet und erklärt sind.

Meine letzte Fahrt in Hsi-an-fu galt dem Tempel Hsiao-yen-t'a-sse[1], welcher 3 Li ausserhalb des Südthores gelegen ist. In ihm erhebt sich eine 200 chinesische Fuss hohe Pagode mit 13 Stockwerken. Angeblich stammt sie aus der T'ang-Zeit, so dass ihr theilweiser Zerfall nicht Wunder nehmen darf. Die Tempelanlage unterscheidet sich wenig von anderen. Etwa 5 Li weiter südlich sieht man eine zweite Pagode liegen innerhalb des Klosters Ta-yen-t'a-sse, welche die erstere noch um ein Beträchtliches überragt.

Der Dialekt, welcher in Hsi-an-fu gesprochen wird, ist stark durch denjenigen von P'u-chou-fu beeinflusst und daher für einen Nicht-Eingeborenen recht schwer zu verstehen. Merkwürdigerweise hat sich die Sprache in der Umgegend der Provinzialhauptstadt, z. B. in dem 50 Li östlich gelegenen Lin-t'ung, ziemlich rein erhalten. Abgesehen davon, dass sie anlautendes *j* durch weiches *s* und anlautendes *n* häufig durch *l* ersetzt, zeigt sie nur wenig Abweichungen vom Peking-Dialekt.

Um von Hsi-an-fu nach Honanfu zu gelangen, musste ich bis T'ung-kuan denselben Weg wieder zurücklegen, auf welchem ich gekommen war. Da in Folge des mehrtägigen Regens die Hauptstrasse unpassirbar geworden war, so konnten wir Lin-t'ung nur auf Umwegen und mit mehrstündigem Zeitverlust erreichen.

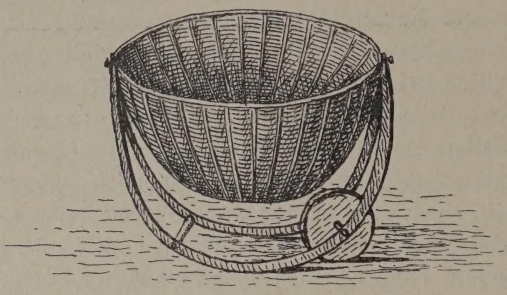
In der Gegend von Ling-kou und Chih-shui, welche ich am 3. Juni passirte, war vom Regen keine Spur mehr zu entdecken, und es herrschte eine drückende Hitze. Die Landbevölkerung war überall dabei, das reife Getreide zu mähen. Die Leute bedienten sich dazu eigenthümlich geformter Sensen, welche von den unsrigen ziemlich verschieden sind. Die Schneide ist sehr schmal und in Holz gefasst. Statt eines Griffes hält der Schnitter eine Rolle in der linken Hand, von welcher zwei Stricke ausgehen. Einer derselben ist an dem langen Stiele der Sense, der andere an der Schneide befestigt. Ausserdem ist direct an der Schneide ein Korbgeflecht angebracht, in welches die abgemähten Halme hineinfallen. Sobald es voll ist, schüttet der Mäher den Inhalt auf einen Haufen. Diese Haufen



Sense.

[1] Der Herr Verfasser schreibt Hsiao-yen-ta-sse und weiter unten Ta-yen-ta-sse, jedoch steckt in der Silbe *ta* vor *sse* wohl unzweifelhaft das mit aspirirtem *t'* anlautende chinesische Wort *t'a* „Pagode". Ich habe deshalb diese Verbesserung an beiden Stellen in den Text aufgenommen. Anmerkung der Redaction.

werden in Honan durch kleine, einrädrige Wagen aufgesammelt. Es sind dies einfache Gestelle, bestehend aus einem Holzbogen, an dem unten ein kleines Rad und oben ein Gehänge zur Aufnahme des Getreides angebracht ist. In den nördlicheren Provinzen kennt man solche Sensen und Getreidewagen nicht. Der Landmann schneidet dort das Getreide mit derselben kleinen Sichel, mit der er das Gras mäht, indem er in gleicher Weise mit der linken Hand die Halme festhält.



Gestell zum Einsammeln des Getreides.

Es fiel mir auf, dass ein ungewöhnlich grosser Procentsatz der Bevölkerung dieser Gegend Brillen trug, selbst gewöhnliche Arbeiter und Landleute. Entweder müssen die Leute sehr schlechte Augen haben, oder es besteht eine stark ausgeprägte Vorliebe für Brillen. Sonst werden Brillen ausschliesslich von Gelehrten getragen, denen die grossen, runden Brillengläser ein ausgeprägt schulmeisterliches Ansehen verleihen. Die chinesischen Brillen sind für gewöhnlich aus Bergkrystall, nicht aus Glas verfertigt. Heutzutage werden auch vielfach wegen ihres gefälligeren Aussehens europäische Brillen gekauft.

In den Strassen von Chih-shui und Umgegend findet man sehr originelle Prellsteine. Ihr Knauf wird gebildet durch einen auf einem Löwen hockenden Affen oder durch einen Narren mit der Schellenkappe, welcher auf einem Löwen sitzt und einen Vogel auf der Schulter hat. Ob diesen eigenartigen Ornamenten ein tieferer Sinn zu Grunde liegt, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen.

Am Morgen des 5. Juni traf ich wieder in T'ung-kuan ein. Von der Thorwache wurde ich abermals um meinen Namen gefragt, doch erinnerte man sich meiner. Der Unterpraefect liess unter der Hand im Wirthshause anfragen, ob ich durch Shansi oder durch Honan nach Peking zurückzukehren gedächte, um die betreffenden Ortsmagistrate vorher davon in Kenntniss zu setzen. Ich erfuhr, dass augenblicklich in P'ing-yang-fu in Folge des andauernden Regenmangels eine grosse Erregung im Volke herrsche, das nach Brot verlange und im Begriff stehe, zu Gewaltthätigkeiten überzugehen, so dass auch Chinesen jetzt vermieden, durch jene Gegend zu reisen. — Während der mehrstündigen Rast im Gasthause wurde für die Shansi-Achse wieder die mitgeführte Chihli-Achse eingesetzt, welche auch für Honan und Shantung passt. Bis Honanfu fuhr ich in Begleitung eines Agenten einer chinesischen Seidenfirma, der nach Suchou bei Shanghai wollte. Unsere Karren waren stets zusammen, brachen zu derselben Zeit auf und kehrten in denselben Wirthshäusern ein. Die chinesischen Karrenführer fahren sehr gerne zu zweien oder zu mehreren, sowohl der Gesellschaft halber und um sich gegenseitig zu helfen, als auch der grösseren

Sicherheit wegen. Des Morgens beim Hahnenschrei verlassen alle Karren zu gleicher Zeit in einer langen Reihe den Gasthof und bleiben diejenigen, welche denselben Weg haben, auch Tags über beisammen. Unter den Karrenführern herrscht, wie bei allen chinesischen Gewerben und Innungen, ein sehr starker Corpsgeist. Sie kennen sich zum grossen Theil unter einander und pflegen sich beim Zusammentreffen namentlich nach dem Zustande der Wege zu erkundigen, so dass sie, wenn ein Weg schlecht ist, von vornherein einen anderen einschlagen. Mein Karrenführer traf fast täglich einige Bekannte, mit denen er im Vorüberfahren einige Worte austauschte. Fast stets fragte einer von beiden, wieviel Geld der andere für seine Tour bekäme. Während die Fuhrleute in den Gasthöfen sich fast täglich mit den Kellnern um ein paar Käsch herumstreiten, zeigen sie ihren Genossen gegenüber ein gewisses point d'honneur, indem häufig einer für den andern das Wasser- oder Futtergeld mitbezahlt.

Von T'ung-kuan führt ein sehr steiler Hohlweg im Löss zu dem stark befestigten Thore empor, das die Grenzscheide gegen Honan bildet. Der Weg ist so eng, dass eine geringe Truppenmacht ihn sperren könnte. Die zwei folgenden Tage (6. und 7. Juni) fuhr ich beständig durch enge Schluchten, die, solange die Sonne hineinschien, ganz unerträglich heiss waren. Von Zeit zu Zeit kam im Norden der Gelbe Fluss wieder zum Vorschein. Auf dem jenseitigen Ufer trat eine steil abfallende Lössterrasse, hinter der sich in der Ferne die Berge Shansis erhoben, hart an den Fluss heran, während an unserer Seite das Ufer etwas weiter ausgedehnt, zum grossen Theil versandet und an vielen Stellen bepflanzt war. Die Fahrstrasse und die übrige Landschaft lag auch hier bedeutend höher als das Flussbett.

Mehr des Curiosums halber, als angezogen durch die gelben Fluthen, nahm ich in der Nähe von P'an-tou-chên[1], wo wir übernachteten, ein Bad im Huang-ho. Ich schwamm eine Strecke stromabwärts bis zu einem krystallklaren Nebenflüsschen, in dem ich mich wieder vom Huang-ho-Wasser reinigte. Es ist merkwürdig, dass alle die kleinen Flüsse dieser Gegend, welche ihr Wasser dem Huang-ho zuführen, silberklar sind.

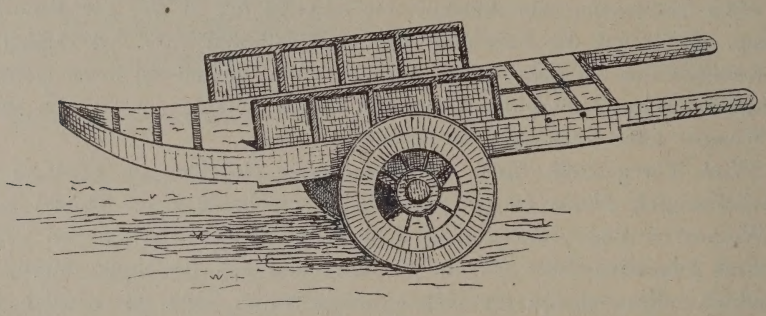
Am 6. Juni Morgens fuhr ich an der Stadt Wên-hsiang-hsien[2] vorbei. Da ihr keine Lössterrasse vorgelagert ist und sie desshalb beständig von Überschwemmungen zu leiden hatte, so hat man neuerdings mehrere grosse steinerne Schutzdämme erbaut. Den ganzen Tag ging unsere Fahrt im Löss bergauf, bergab. Am Abend gelangten wir nach einer viertelstündigen, sehr steilen Abfahrt in das Flussthal, in welchem Ling-pao-hsien[3], unser Nachtquartier, lag. Verschiedene Personen, darunter auch mein Reisegefährte aus Suchou, schliefen aus Furcht vor Insecten des Nachts auf dem Hofe auf Matten. Merkwürdiger Weise wurde ich auf der ganzen Reise niemals in den Wirthshäusern von Insecten heimgesucht, sei es, dass mich das mitgenommene Insectenpulver dagegen schützte, oder dass, wie verschiedentlich behauptet wird, das Ungeziefer sich nur an Chinesen hält.

---

[1] 盤豆鎮. [2] 閿鄉縣. [3] 靈寶.

Bis Shan-chou[1] ist in Honan eine Li fast anderthalbmal so lang als anderswo, 10 dortige Li sind gleich 14 gewöhnlichen. Die Erklärung der Leute, dass Honan gern die Festung T'ung-kuan hätte und man desshalb, um die Entfernung derselben von der nächsten grossen Stadt Shanchou zu verkürzen, die Li grösser gemacht habe, während es in Wirklichkeit viel näher an Hua-chou in der Provinz Shensi liegt, erscheint mir wenig einleuchtend.

Bei Shan-chou bemerkte ich zuerst die in jener Gegend üblichen kleinen Lastwagen mit massiven Eisenrädern, welche häufig statt von Maul-



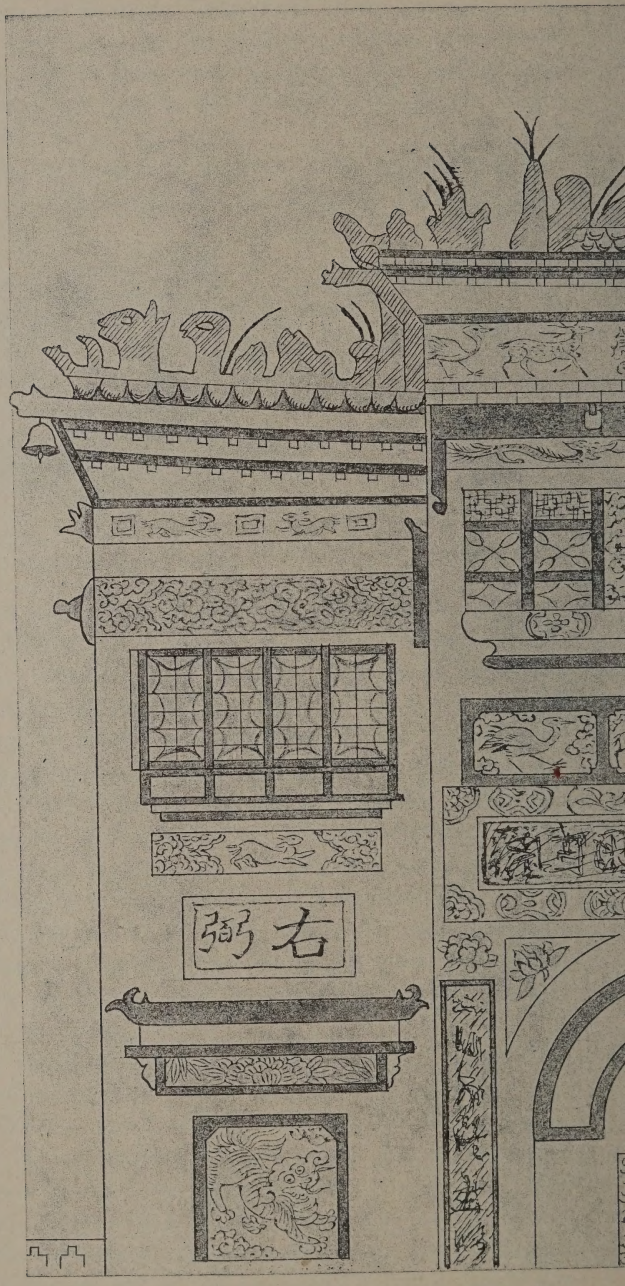
Lastwagen mit Eisenrädern.

thieren von zwei Ochsen an einer unbeweglichen Deichsel gezogen wurden, wobei sie sich mit dem Nacken gegen ein am Ende der Deichsel befindliches Querholz stemmten. Schon von fern hörte man das Klirren der eisernen Räder, die, wie es schien, gegossen waren. — Die Landschaft um Shan-chou herum war stark zerklüftet und voller Schluchten. In mehreren Dörfern waren in den Einsenkungen Gärten angelegt, während die höher gelegenen Lössplateaus als Tennen dienten. In den Lösswänden fanden sich auch viele Höhlenwohnungen, doch waren die meisten verlassen. Den Abend des 8. Juni verbrachte ich in dem kleinen Orte Tsz'ĕ-chung-chên[2], von wo aus man einen Blick über eine interessante Lössgegend hat.

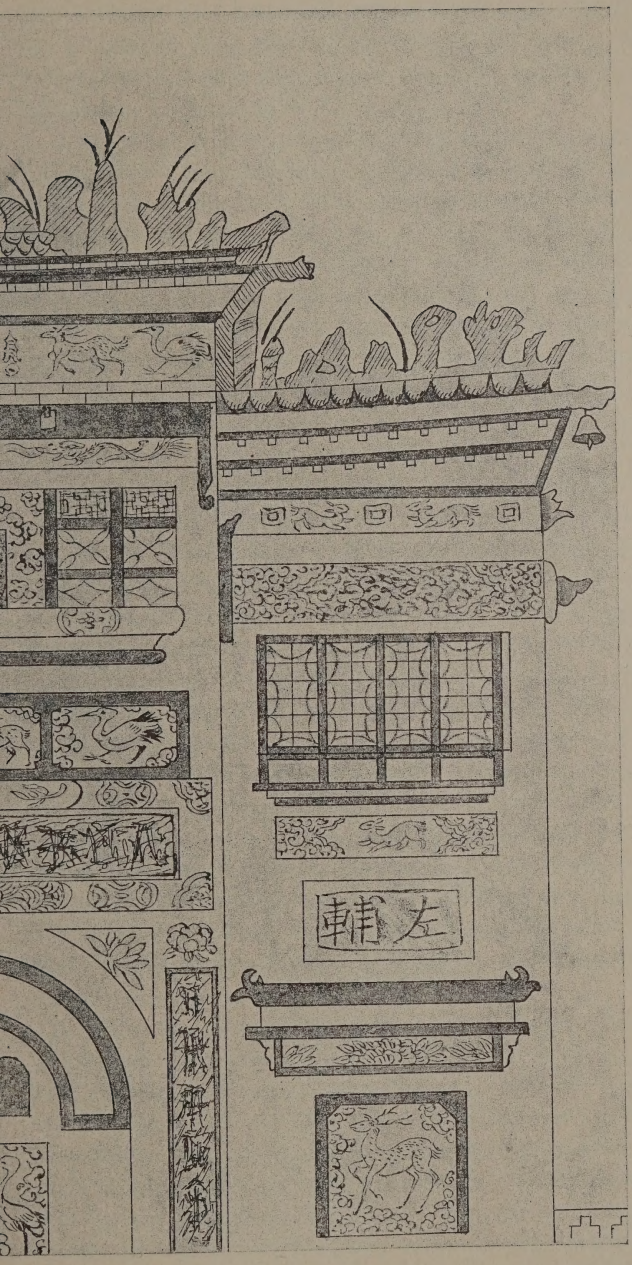
Als ich am folgenden Morgen weiter fuhr, kamen mir nahezu hundert kleine Wagen mit Eisenrädern entgegen. Sie fuhren alle nach einem Salz-Depot, um Salz von dort zu holen. Eine beträchtliche Anzahl von Gefährten brachte Öl von Shang-huang-chou.

Von Chang-mao[3] ab schien der Löss auf eine längere Strecke hin aufzuhören, denn der mit goldgelben Saaten bedeckte Boden zeigte eine braunrothe Farbe. Der Weizen stand viel üppiger, als ich ihn irgendwo gesehen hatte, und auch die Baumwollenpflanzen waren schon einige Zoll hoch. Weizen und Baumwolle sind die Hauptproducte von Honan. Von ersterem gehen grosse Mengen nach dem Norden. Der Weg wurde stellenweise sehr steinig und führte über grosse, schwarze Felsen, die auf Kohlen hindeuteten. Ein Kohlenbergwerk sah ich in einiger Entfernung vom Wege liegen. Die Kohlen kosteten hier 80 Käsh das Picul (1 Cent = 22 Pf.). Die

[1] 陝州. [2] 磁鐘鎮. [3] 張茅.



P' ail



angmao.

ganze Gegend war äusserst hügelig und zerklüftet und erhielt durch die vielen auf den Feldern angepflanzten Bäume ein sehr freundliches Aussehen. Die Abhänge und Böschungen waren dicht mit Buschwerk, meist Jujuben bewachsen, so dass man wie zwischen zwei Hecken fuhr. Von der hohen Fahrstrasse bot sich eine schöne Fernsicht auf die fruchtbaren Thäler und eine grüne Hügelkette in der Ferne.

In Chang-mao sowohl als auch in Tsz'ĕ-chung und Mien-ch'ĭh-hsien[1] sieht man prächtige, portalartige P'ailous, die mit reichen Ornamenten und Figuren aus Thon geschmückt sind. Inschriftenplatten wechseln harmonisch mit Reliefs ab. Die Hauptmotive der Modellirungen sind Arabesken, Blumengewinde, Vierfüssler und Vögel. Menschliche Figuren stehen vielfach auf kleinen, angedeuteten Balkonen mit durchbrochenen Gitterfenstern. Durchgangsthüren sind in diesen Portalen, welche in dieser Art der Gegend eigenthümlich zu sein scheinen, nicht vorhanden.

Ein chinesischer Kaufmann, dessen Karre sich vorgestern uns angeschlossen hatte und welcher mir einen Besuch gemacht, wobei er alle meine Sachen mit der grössten Neugierde besah und betastete, schien grosses Zutrauen zu mir gefasst zu haben, denn, als wir in Hsia-chih Mittagsrast machten, erschien er in meinem Zimmer und bat mich, ihm zu erlauben, bei mir auf einem Kang Opium zu rauchen, da sonst im Gasthof wenig Raum wäre. Zugleich öffnete er ein grosses Etui, in welchem seine Opiumpfeife und der ganze übrige Apparat lag. Natürlich ging ich nicht auf diese sonderbare Zumuthung ein, sondern erklärte ihm ganz offen, dass ich den süsslichen Opiumgeruch im eigenen Zimmer nicht vertragen könne. Am Nachmittage fuhr ich durch ein Dorf Pei-chi, dessen besonderer Industriezweig die Fabrication der grossen, von den Chinesen als Behälter für Wasser sowie auch für Früchte und Gemüse gebrauchten Steinkrüge ist. Sie standen überall in grossen Mengen auf der Strasse und waren in Reihen von 10—20 Stück in den Erdboden eingelassen und zur Tränkung der Maulthiere mit Wasser gefüllt. Die Häuser des Dorfes waren aus rohen, unbehauenen Bruchsteinen von den verschiedensten Formen und Grössen, die nur durch den Mörtel zusammengehalten wurden, erbaut. Dass sie dadurch viel von der Dauerhaftigkeit einbüssten, welche massive Häuser vor Ziegelbauten auszeichnet, ist ersichtlich.

Wie am vorigen Tage, sah ich auch heute wieder eine Menge Wagen, welche Salz aus einem Depot abholten. In Kuan-yin-t'ang[2] wurde das Salz, jedenfalls aus Lu-t'sun stammend, auf den Strassen feil gehalten. Es lag in breiten Körben, aus denen es mit einer Schaufel ausgemessen wurde. Eine Reihe Lastkarren mit allerlei europäischen Waaren fuhr, von Hank'ou am Yangtse kommend, nach Hs-ian-fu. Den Namen der fremden Firma, welcher auf das über die Waaren ausgebreitete Regentuch gedruckt war, konnte ich beim Vorüberfahren nicht deutlich erkennen. Am Abend hatte ich ein längeres Gespräch mit einer grösseren Anzahl von Leuten, welche sich, um mich zu sehen, im Gasthof versammelt hatten. Sie waren übrigens

[1] 澠池. [2] 觀音塘.

nicht aufdringlich und fragten mich, ob ich auch Bücher zu verkaufen habe wie die Europäer, welche früher ihre Stadt passirt hätten, womit natürlich die Bibelverkäufer gemeint waren.

Die Landschaft, durch welche mein Weg am folgenden Tage, dem 9. Juni, führte, war etwas weniger hügelig als Tags zuvor. Nur im Nordosten erhob sich noch eine höhere Bergkette, der Shou-shan. Kurz vor Mien-ch'ih-hsien[1] sah ich linker Hand eine Pagode liegen, neben der ein einsamer Hügel stand. Am Wege war eine Steintafel aufgestellt mit den Worten: »*Ch'in Chao hui mêng ch'u*«[2] »An diesem Orte verbrüderten sich (die Könige von) Ch'in und Chao«. Beides waren Vasallenstaaten im 3. Jahrhundert v. Chr. Nachdem Chao von Ch'in besiegt worden war, bat der König von Chao, Hui-wên-wang (298—266 v. Chr.), um Frieden. Zur Bekräftigung des Friedens erfolgte eine Zusammenkunft der beiden Könige mit Gefolge bei Mien-ch'ih-hsien, an die sich ein grosses Trinkgelage schloss. Zum Zeichen der Verbrüderung sollen von beiden Seiten Waffen in dem Hügel vergraben worden sein, wenigstens besteht diese Tradition im Volke[3].

Bei Mien-ch'ih-hsien konnte ich die Gewinnung des Opiums beobachten. In die Mohnköpfe wurden mit einer Art Pincette mehrere Einschnitte gemacht und der hervorquellende Saft abgeschabt und in ein Schälchen gethan. Diese Procedur kann 3 bis 4 Mal bei jedem Kopfe wiederholt werden. Daraus, dass jeder Kopf nur wenige Tropfen Saft giebt, erklärt sich der hohe Preis des Opiums. Auf einem Felde sammelte eine Frau Opium, während ihr Kind auf der Erde lag und aus Leibeskräften schrie. Als sie meiner gewahr wurde, rief sie, um den kleinen Schreier zum Schweigen zu bringen, mehrmals laut: »Komm Teufel!«, was indess auf das Baby die gewünschte Wirkung zu verfehlen schien, denn es schrie tapfer weiter.

In der Stadt Mien-ch'ih-hsien wurden namentlich Matten und spitze Strohhüte von regulär konischer Form, wie sie in jener Gegend üblich sind, verkauft. Die einzelnen Strohhalme waren nicht in einander geflochten, sondern in der Richtung von der Spitze zum Rande einer neben den anderen gelegt und mit einander verbunden. Da diese Hüte unten für den Kopf viel zu weit sind, so ist innerhalb derselben noch ein besonderes Gestell für diesen eingefügt, und dient der breite, ringsum überstehende Rand zum Schutz gegen die Sonne. Die Dachdecorationen der Häuser des Ortes waren ähnlich wie die in Shensi. Als eine besondere Eigenthümlichkeit sind dagegen die auf vielen Dachfirsten aufgepflanzten Miniatur-Masten mit oder ohne Fähnchen zu erwähnen. Über die Drachenköpfe an den Giebeln waren vielfach alte Töpfe gehängt, womit irgend ein Aberglaube verbunden ist.

[1] Der Herr Verfasser schreibt überall Nien-ch'ih-hsien, was auf Local-Aussprache zu beruhen scheint. Die regelrechte Aussprache ist jedenfalls Mien-ch'ih-hsien. Anmerkung der Redaction.

[2] 秦趙會盟處.

[3] Das Shih-chi, dem die obige Notiz entstammt, berichtet hierüber nichts, sagt auch nicht, dass die Zusammenkunft auf einem Hügel stattfand, doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass ein erhöhter Platz für die wichtige Ceremonie ausgewählt wurde.

Schon vor 4 Uhr brach ich am nächsten Morgen von T'ieh-mên auf und hatte um $^3/_4$5 Uhr das prächtige Schauspiel eines Sonnenaufgangs. Unweit Chui-shan, dessen feuchte Niederungen ganz mit Wasserreis bepflanzt waren und einer Art schwarzbrauner Libellen als Tummelplatz dienten, fiel mein Blick auf eine auf einem Hügel gelegene, zerfallene Stadt bez. Festung mit starker Ringmauer. Die Leute, welche ich nach dem Namen fragte, nannten sie Chi-li-chai. Vermuthlich ist es eine jener Burgen, welche in einigen Provinzen, z. B. in Fukien, sehr viel vorkommen und bei Aufruhr der friedlichen Bevölkerung als Zufluchtsort, eventuell aber auch bei Kämpfen zweier feindlicher Klans einem derselben als Bollwerk dienen.

Als ich in Hsin-ngan-hsien[1] ankam, fand ich den Ort in grosser Aufregung, denn man erwartete den litterarischen Kanzler, der daselbst das Hsiu-ts'ai-Examen abhalten sollte. Vor dem Gasthofe, in dem er logiren wollte, hatte man mit Stangen und einem Stück bunten Zeuges zwei P'ai-lous errichtet und daran geschrieben »Östliches« und »Westliches Thor des Yamen«. Gerade dem Eingangsthor des Gasthofes gegenüber war eine mit Fledermäusen, den Symbolen des Glücks, bemalte Matte aufgehängt, um die vor allen Yamens befindliche Schattenmauer zu markiren. Bald kam uns der grosse Mann selbst entgegen. Ihm voran fuhren einige zwanzig Wagen mit den Aufsätzen von allen den Orten, wo er schon Examen abgehalten hatte; darauf kamen 10 Mann zu Pferde und die Sänfte des Kanzlers, vor der unmittelbar voraus ein rothseidener Schirm getragen wurde. Den Schluss bildete ein anderer Trupp Reiter, mehrere Wagen und Lastträger mit Gepäck und ganz zuletzt Soldaten mit Standarten und vergoldeten Stangen und Kinder in der bei feierlichen Aufzügen eigenthümlichen Tracht, riesige rothe spitze Hüte auf dem Kopf, mit Pauken und Gongs. Der Gasthof des nächsten Ortes, wo ich rastete, war noch mit Blumen decorirt, und es standen auf den Tischen feine Porzellan-Tassen mit rothlackirten Holzlöffeln, die das Yamen des Ortes für die Bewirthung des hohen Gastes geschickt hatte. Chinesische Beamte pflegen für Dienstreisen keine Vergütung zu empfangen, dagegen liegt es den Localbeamten der Gegenden, die sie passiren, ob, für ihre Bewirthung und standesgemässes Unterkommen zu sorgen.

Hinter Tsz'ë-chien[2] wird das Land ganz flach. Die Felder waren bereits alle gemäht, und machte deshalb die Gegend einen recht eintönigen Eindruck. Durch ein Grenzthor, auf dessen einer Seite »Ostgrenze von Hsin-ngan-hsien«, auf der anderen »Westgrenze von Lo-yang-hsien« geschrieben steht, gelangten wir in den Bereich des Districtes, in welchem über fünfhundert Jahre lang die Kaiser der Chou-Dynastie ihren Sitz hatten und wo der berühmte Philosoph Lao-tse gelebt haben soll. Bevor wir die Praefecturstadt Ho-nan-fu[3] erreichten, hatten wir noch einmal einige Lösshohlwege zu passiren. Durch das Süd-Thor fuhren wir in die südliche Vorstadt ein, wo ich, nachdem mein Diener in längerer Unterredung die Bedenken des Wirths beschwichtigt hatte, ein nettes Zimmer in einem Gasthofe fand. Statt des sonst üblichen Kang stand in demselben eine hübsch

[1] 新安. [2] 磁澗. [3] 河南府.

geschnitzte und polirte Bettstelle mit einer Art Matratze aus Bambussplittern, über welche eine Matte gelegt war. Auch die Sitze der Stühle waren aus Bambussplittern gearbeitet, und sass es sich deshalb bedeutend bequemer darauf, als auf den gewöhnlichen, deren Sitz nur aus einem einfachen Brette besteht.

Auch in Honanfu stand ein Examen bevor, aber kein litterarisches, sondern ein militairisches, und zahlreiche Candidaten gingen mit Pfeil und Bogen umher, um sich auf den freien Plätzen zu üben. Bei den militairischen Prüfungen kommt es lediglich auf körperliche Gewandtheit an, auf Lesen und Schreiben wird sehr wenig Gewicht gelegt, und sind daher die meisten Officiere ganz ungebildete Leute, die mit Fug und Recht in der öffentlichen Achtung weit hinter den Civilbeamten gleichen Ranges zurückstehen.

Die Vorliebe der Chinesen für das Althergebrachte zeigt sich darin, dass noch heutzutage, wo fast alle ihre Truppen mit Gewehren bewaffnet sind und ein grosser Procentsatz mit europäischen Waffen ausgebildet ist, das Bogenschiessen eins der wichtigsten Erfordernisse für Officiersaspiranten ist. — Die Candidaten hatten bald von meiner Ankunft Wind bekommen, denn, als ich am folgenden Morgen (11. Juni) nach Lung-mên[1] fahren wollte, war, obgleich mein Diener verbreitet hatte, dass ich schon abgereist sei, dennoch der ganze Hof von Neugierigen angefüllt. Um das 25 Li südlich von der Stadt gelegene »Drachenthor« Lung-mên oder Lung-k'ou zu erreichen, mussten wir den Lo, einen rechten Nebenfluss des Huang-ho, überschreiten. Er ist ziemlich breit, aber an den Ufern flach und versandet. In der Mitte floss er sehr stark, und ging uns das Wasser, welches sich rauschend durch die Radspeichen ergoss, bis fast an die Achse.

In mehreren Dörfern fiel mir die nette Kleidung der Frauen und Mädchen auf. Die Tracht der Landleute, der Frauen sowohl als der Männer, ist für gewöhnlich die denkbar einfachste, nämlich ein blauer Baumwollenkittel nebst Hose aus gleichem Stoff, die an den Fussknöcheln zugebunden wird. Ganz heil ist der Anzug selten, meist sind grosse Stücke eingenäht. Die Kleider der Frauen bei Honanfu waren von denen der Männer durch den Schnitt verschieden und ausserdem Ärmel und Kragen mit breiten, bunten Borten besetzt. Da sie nicht geschminkt waren und einen etwas gebräunten Teint hatten, so sahen sie zum Theil gar nicht übel aus. Die sorgfältigere Kleidung scheint indess nicht ein Zeichen dafür, dass die Gegend besonders wohlhabend wäre, zu sein. In einem Orte sah ich eine grosse Schaar Männer, Frauen und Kinder, die, wie die Chinesen sich ausdrücken, vor dem Nothstande flohen. Sie verliessen Haus und Hof, um in einer anderen Provinz ihren Lebensunterhalt zu suchen.

Das »Drachenthor« wird durch Felsen gebildet, zwischen denen der I-ho[2] hindurchfliesst. Auf einem Felsenvorsprung liegt ein berühmter Tempel aus der T'ang-Zeit, Ping-liang-tung. In ihm befinden sich vier in den Felsen eingehauene Hallen, in deren jeder ein 40—50 Fuss hoher Buddha mit mehreren Begleitern zu beiden Seiten aus der Felswand ausgemeisselt

[1] 龍門. [2] 伊河.

ist. Sie sind alle bemalt, Gesicht, Hände und Füsse rosig, die Gewänder gelb, weiss und schwarz. Auch die Sculpturen, Heilige und Selige auf Wolken schwebend, mit denen die Wände und das Deckengewölbe bedeckt sind, sind ähnlich gefärbt. Das Ganze macht einen äusserst imposanten Eindruck und ist jedenfalls eins der interessantesten Denkmäler der T'ang-Dynastie. Die Wanddecorationen würden vollkommen in eine katholische Kirche hineinpassen. Verschiedene der Heiligen sahen mit ihren hohen Hüten genau aus wie Cardinäle. Ausser diesen grossen Hallen giebt es noch eine unzählige Menge kleinerer in ähnlichem Stile und kleine Nischen mit Platten, die in über hundert Felder eingetheilt sind, wo in jedem Carré ein kleiner, betender Buddha sitzt. Auf einigen Steinplatten sind üppige indische Frauengestalten plastisch dargestellt. Aus der Ferne gesehen, machen die zahllosen, in die Felsen gehauenen Nischen den Eindruck von Bienenzellen. Das Wasser einer Quelle rinnt plätschernd über das Gestein und wird in einem Bassin aufgefangen. In diesem steht ein merkwürdiger Stein aufgerichtet, vielleicht eine Versteinerung, der, vom Rande des Bassins aus betrachtet, von jedermann für einen vertrockneten Baumstamm gehalten wird und deshalb seitens der Chinesen besondere Verehrung geniesst.

Da sich auch auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses ähnliche Monumente befinden sollten, so liess ich mich auf einer Fähre über den I-ho setzen. Mit grosser Anstrengung erklomm ich den gegenüberliegenden Felsenberg, ohne indess die geringste Spur von Felsenhallen zu entdecken. Erst als ich wieder hinabgestiegen war, fand ich mehrere bei einem kleinen, am Fusse des Berges etwas abseits liegenden Tempel. Die Steinfiguren waren daraus verschwunden, wahrscheinlich zerstört; in dem düsteren Gewölbe des kleinen Tempels war der ursprüngliche, steinerne Buddha durch einen aus Gips ersetzt. Ich liess mir daselbst von der Aufseherin, einem alten Mütterchen, etwas Thee kochen. Mit Hülfe des sogenannten »Windkastens«, d. h. des chinesischen Blasebalgs, welcher aus einem Kasten mit einem Kolben und mehreren Ventilen besteht, brachte sie in wenigen Minuten das trockene Stroh zum Brennen und das Theewasser zum Kochen. Meine Kleidung erregte ihr grösstes Erstaunen und ihre Heiterkeit, und ihr verwundertes »*Ai ya!*« »*Ai ya!*« nahm gar kein Ende. Dass ich keinen Zopf trug, war ihr ganz unfasslich, und fragte sie mich mehrmals, ob ich etwa ein buddhistischer Priester wäre. Und dennoch war sie in ihrer Klause nicht ganz von europäischer Einwirkung unberührt geblieben, denn sie benutzte zum Feueranzünden eine Schachtel schwedischer bez. imitirter japanischer Streichhölzer.

Auf der Rückfahrt besuchte ich den Tempel und das Grab des Kriegsgotts Kuan-ti. Nur sein im Kampfe abgeschlagener Kopf soll dort begraben liegen. Kuan-yü, der später unter dem Namen Kuan-ti zum Kriegsgotte erhoben wurde, verdankt diese Ehre weniger seinen Siegen oder seiner Tüchtigkeit als Feldherr, als seiner treuen Anhänglichkeit an seinen Freund und Fürsten Liu-pei, denn er wurde häufig besiegt. Auch die Darstellungen desselben im Tempel entsprechen wenig unseren Begriffen von einem Kriegs-

gott. Eine Gipsfigur stellt ihn schlafend auf elegantem Divan dar, eine andere erwachend und die dritte im Geschichtsbuche »Frühling und Herbst« lesend. Er zeichnet sich durch seine männliche Schönheit, ganz besonders durch seinen classischen, fünfsträhnigen Bart aus. Das Holzschnitzwerk an Fenstern und Thüren der Haupthalle zeigt Scenen aus seinem Leben.

Nach Honanfu zurückgekehrt, unternahm ich gegen Abend noch in einem Miethskarren eine Fahrt in die eigentliche Stadt. Da ich voraussah, dass mein Erscheinen grosse Sensation hervorrufen würde, denn in Honanfu giebt es keine Missionare, und ist ein Europäer, zumal in europäischer Tracht, eine grosse Seltenheit, so liess ich meinen eigenen Karrenführer als unbetheiligten Dritten neben dem Wagen hergehen und nahm ausserdem einen Diener aus dem Gasthofe mit. Wir waren erst eine kurze Strecke in die Stadt hineingefahren, als einige Strassenjungen anfingen, neben dem Wagen herzulaufen und »Fremder Teufel!« zu rufen. Dieses Wort wirkte elektrisch, einer rief es dem Anderen zu, und im Nu stürzten die Leute aus allen Strassen und Häusern hervor. In wenigen Minuten war eine dichte Volksmenge versammelt, den Wagen von allen Seiten umringend und versuchend hineinzusehen. Zuletzt hielt einer die Zügel fest, doch liess er sich durch gutes Zureden des Kutschers und des Dieners, den die Leute kannten und den ich zu diesem Zweck hauptsächlich mitgenommen hatte, bewegen, die Zügel wieder loszulassen. Da ein Weiterfahren durch das Menschengewühl unmöglich war, so kehrten wir um und fuhren so schnell es ging in den Gasthof zurück, wo der Wirth, um die Neugierigen abzuhalten, das Thor schliessen liess. Die Zugänglichkeit der Chinesen für freundliches Zureden ist ein bemerkenswerther Charakterzug, auf den man in schwieriger Lage rechnen darf. Durch ein treffendes Wort erreicht man meist mehr als durch Leidenschaftlichkeit. Auch der Umstand, dass fast alle Privatstreitigkeiten zwischen Chinesen durch irgend einen Freund oder Bekannten, der sich als Friedensstifter aufwirft, auf gütlichem Wege geschlichtet werden, ist ein beredtes Zeichen für ihre Gutmüthigkeit und Nachgiebigkeit; dass die Menge feindliche Absichten gegen mich hatte, glaube ich nicht, denn ich hörte keine einzige feindliche Äusserung, und schien man mehr belustigt als ungehalten. Trotzdem war die Situation keine angenehme, da ein einziger Übelgesinnter das aufgeregte Volk sehr leicht zu Gewaltthätigkeiten hätte aufreizen können. Die Chinesen in meiner Umgebung schienen die Lage ernster aufzufassen, wenigstens erklärte der Karrenführer des Miethswagens, dass, wenn letzterer vom Volke zerschlagen würde, ich für den Schaden aufkommen müsse.

Am nächsten Morgen wagte ich mich noch einmal in die Stadt hinein, um in einem Laden einige alte Münzen zu kaufen und mir bei der Gelegenheit die Stadt etwas näher anzusehen. Die Läden waren meist einstöckig und ziemlich einfach. Honanfu gilt als wichtiger Handelsplatz für Baumwolle und Opium. Die eigentliche Stadt ist nicht sehr gross, dagegen sind die Vorstädte sehr ausgedehnt. Als ich des Morgens früh ausfuhr, hatte man, da es etwas regnete und wenig Leute sich auf den Strassen aufhielten, keine Notiz von mir genommen, bei meiner Rückkehr entstand

dagegen auf's Neue ein kleiner Auflauf, und drang eine so grosse Menschenmenge mit in den Gasthof ein, dass fast der ganze Hof davon angefüllt war. Sie kamen bis an mein Zimmer heran, und ich konnte sie vom Betreten desselben nur dadurch abhalten, dass ich mich ihnen zeigte und, indem ich auf dem Hofe zwischen ihnen auf- und abging, mich mit ihnen unterhielt. Das grösste Contingent der Neugierigen bildeten die Prüfungscandidaten. Ich hielt ihnen entgegen, dass sie als zukünftige Beamte wenig von Sitte und Anstand zu wissen schienen, indem sie mich auf diese Weise durch ihre Zudringlichkeit belästigten, was sie natürlich nicht wahr haben wollten. Sie erwiderten, dass, wenn ein Chinese in Deutschland reiste, er gewiss ebenso angestaunt werden würde. Das Unangenehme war, dass, wenn ich einen Trupp fortcomplimentirt hatte und schon hoffte, mich in mein Zimmer zurückziehen zu können, sich inzwischen schon wieder ein neuer, der mich noch nicht gesehen, angesammelt hatte. Da sich der Dialekt von Honanfu kaum vom hauptstädtischen unterscheidet, so machte mir die Verständigung gar keine Schwierigkeit. Sonst war mir die Unterhaltung mit Leuten aus dem Volke ganz lieb, und hatte ich sie früher, solange ich noch nicht unter der grenzenlosen Neugier zu leiden hatte, sogar gesucht. Um ein Gespräch anzuknüpfen, pflegte ich häufig eine Cigarette anzuzünden, worauf denn immer mehrere Chinesen, die, da sie selbst nur Pfeifen rauchen, eine Cigarette noch nie erblickt hatten, näher herankamen, um sich das Rauchen derselben genauer anzusehen und einige darauf bezügliche Fragen an mich zu richten. Auch baten sie sich öfter die angerauchte Cigarette aus, um sie zu probiren, und gaben sie mir dann, nachdem sie die Runde gemacht und jeder ein paar Züge daraus gethan hatte, wieder zurück. Wenn ich ihnen eine anbot, so steckten sie sie in ihre engen messingenen Pfeifenköpfe und rauchten sie mit grossem Vergnügen. Einen Hauptgesprächsstoff gab immer meine Kleidung, die sie, indem sie sich nach dem Stoff erkundigten, stets anfühlten; auch vergassen sie nie nach dem Preise jedes einzelnen Stücks zu fragen. Am meisten schienen ihnen die Lederstiefel zu imponiren, doch bewunderten sie eigentlich Alles und erklärten wiederholt, dass sie, die Chinesen, viel zu ungeschickt seien, um solche Sachen zu fabriciren, was, wie ich glaube, keine Höflichkeitsphrase war. Sehr grosses Vergnügen machten den Leuten die vielen Knöpfe und Taschen meines Anzugs, da diese bei der chinesischen Kleidung fehlen, und ich erregte mehrmals grosse Verwunderung durch das blosse Zuknöpfen meines Rockes. Flanell hielt man allgemein für Pelz; dass er aus Baumwolle verfertigt, gerade so wie ihre rohen Baumwollenkittel, wollte den Leuten gar nicht in den Sinn. Im Übrigen erkundigte man sich angelegentlich nach den europäischen Verhältnissen, ob wir auch Ackerbau und Handel trieben, welche Obst- und Getreidesorten wir hätten, was wir ässen, ob wir in befestigten Städten lebten, ob es bei uns Gelehrte und Beamte gäbe, wie Ehen geschlossen würden u. s. w. Fast jeder gab seiner Verwunderung darüber Ausdruck, dass ich in meinem Alter schon einen Bart habe, denn die Chinesen lassen den Bart erst nach dem vierzigsten Jahre stehen, und dass ich noch nicht verheirathet sei. Die Chinesen werden allerspätestens

im Alter von 24 oder 25 Jahren von ihren Eltern oder sonstigen Gewalthabern verheirathet. Zum Schluss sagte dann der eine oder der andere, dass die ganze Welt von ein und denselben Grundprincipien beherrscht würde, wodurch man mir zart andeuten wollte, dass ich kein Barbar und fremder Teufel sei, sondern mit den Chinesen auf gleicher Stufe stände. Daraus, dass ich Chinesisch sprach und auch bisweilen einige chinesische Zeichen aufschrieb, zogen sehr viele die eigenthümliche Folgerung, dass man in Europa auch Chinesisch spräche und die chinesische Schrift benutze.

Von Leuten aus dem Volke wurde mir niemals unfreundlich begegnet, auch in Honan nicht, und ich erhielt auf alle Fragen, auch auf die man in Europa oft mit einem barschen »Was geht Sie das an?« erwidert haben würde, eine freundliche Antwort; man erwartete dafür aber auch, dass ich die üblichen Fragen, woher ich käme und wohin ich ginge, sowie nach meinem Namen, Stand und Alter, der Höhe meiner monatlichen Einnahme und dem Zweck meiner Reise beantwortete.

Nachdem ich mich über eine Stunde lang dem erstaunten Volke gezeigt hatte, liess ich, da keine Aussicht vorhanden war, noch irgend etwas ungehindert zu sehen, meine Sachen packen und fuhr um 9 Uhr früh von Honanfu ab. Als wir die Stadt hinter uns hatten, sagte mein Diener aufathmend: »Gottlob, dass wir aus dieser Räuberhöhle heraus sind«. Er begründete seine Ansicht damit, dass die meisten Honanesen etwas Banditenhaftes an sich hätten, weshalb bei dem grossen T'aip'ing-Aufstande in den fünfziger Jahren die Rebellen sich zum grossen Theil aus Honanesen recrutirt hätten. So viel steht allerdings fest, dass die Honanesen wegen ihres Muthes und ihrer Verwegenheit sehr gern als Soldaten genommen werden, während man andererseits die Shansi-Leute, deren Fähigkeiten besonders auf mercantilem Gebiete liegen, für sehr schlechte Soldaten hält.

Ehe wir am 12. Juni unser Nachtquartier, Yen-shih-hsien[1], erreichten, hielten wir unterwegs bei einem kleinen, an der Chaussée gelegenen Häuschen an, um uns etwas zu erfrischen. Als wir für den genossenen Thee bezahlen wollten, wies der Hauswirth das Geld entschieden zurück, wobei er auf die über der Hausthür befindlichen Zeichen: »*Ching fêng ch'a shui*« »Ich biete ergebenst Thee und Wasser dar« zeigte. Er hatte ein Gelübde gethan, allen Vorüberfahrenden unentgeltlich Thee und Trinkwasser zu reichen, welches er treulich innehielt. Um ihn für diese Freigebigkeit etwas zu entschädigen, kauften wir ihm Aprikosen ab, die er nebenbei feil hielt. — Auf den umliegenden Feldern waren eine Anzahl niedriger Lehmhütten aufgebaut, die den Feldwächtern als Wohnung dienten.

Bei dem Orte Pu-chou, etwa 100 Li östlich von Honanfu, musste ich noch einmal den Lo überschreiten, diesmal aber auf einer Fähre, da der Fluss hier schon sehr breit und trotz seiner vielen Sandbänke für Segelbarken schiffbar ist. Eine grosse Menge dieser Barken nahmen Bruchsteine ein, die bei Pu-chou an den Bergen gehauen wurden. Man hörte weithin das Picken und sah in der Höhe menschliche Gestalten an den Felsen arbeiten.

[1] 偃師.

Die Häuser in Pu-chou waren zum grössten Theil daraus gebaut, einige ganz, andere nur in ihrer unteren Hälfte. Auch Steinkohlen müssen in dieser Gegend gewonnen werden; ich sah sie auf verschiedenen Gehöften in Haufen zum Verkauf liegen und auf Maulthieren transportiren.

Die felsige Gegend nimmt bereits vor Kung-hsien[1] wieder ein Ende und der Löss mit seinen tiefen Hohlwegen und Abgründen beginnt von Neuem. Auf dem Wege nach Kung-hsien, den ich streckenweise zu Fuss zurücklegte, knüpfte ich eine Unterhaltung mit einem Commis aus Honanfu an, der sich zu Fuss nach Hank'ou, seiner Heimatstadt, begab, um daselbst Waaren einzukaufen. Er legte die Strecke, die er schon öfter gemacht, in 14 Tagen zurück, indem er täglich 80 Li marschirte. Über der Schulter trug er einen Quersack mit dem Namen seiner Firma, in dem seine Decke für das Nachtlager und verschiedene Kleidungsstücke aufgerollt lagen, in der Hand einen kurzen Knüttel. Ein Quersack, auf dem der Name eines Geschäftes gemalt steht, und ein polirter Knüttel, durch dessen Ende zum bequemeren Tragen ein Lederriemen gezogen ist, sind die Abzeichen der wandernden Händler. Der Knüttel dient ihnen zur Vertheidigung und, wenn sie streckenweise einen Esel miethen, zum Antreiben desselben. Fast alle Fussgänger, welche man auf den Landstrassen trifft, sind entweder wandernde Händler oder Feldarbeiter; Landstreicher sieht man eigentlich nie. Da indess die Bauern sehr ärmlich gekleidet sind, so kann es einem Europäer wohl begegnen, dass er friedliche Leute für Vagabunden hält. Eine typische Figur, der man auf allen Landstrassen begegnet, ist der Depeschenreiter, welcher die amtliche Correspondenz von einer Stadt zur anderen befördert. Er trägt keine Uniform, man erkennt ihn nur an dem gelben Tuche, welches er als Gürtel um den Leib gewickelt trägt und worein er die Briefe steckt, und an dem Schellenhalsband seines Ponys.

Ein sehr reges Leben herrschte in der östlichen Vorstadt von Kung-hsien. Zahllose Barken mit zwei Masten bedeckten den Lo, welcher dort vorbeifliesst, und wurden mit Steinen, Kohlen und Getreide beladen. Auf Schubkarren wurden grosse Ladungen Fächer aus Flechtwerk transportirt. Da ich befürchten musste, dass ich in K'ai-fêng-fu noch grössere Schwierigkeiten haben würde als in Honanfu, so schickte ich in Sse-shui-hsien[2], woselbst ich übernachtete, meinen Diener mit meiner Karte und Pass zum Districtsmagistrat und liess ihn um eine Unterredung ersuchen. Meine Absicht war, ihn zu bitten, den Chih-hsien (Stadtmagistrat) von K'ai-fêng-fu im Voraus von meinem Kommen zu benachrichtigen und ihm meine Bitte zu übermitteln, mir erforderlichen Falls eine Escorte zu stellen und feindliche Kundgebungen der Bevölkerung zu verhindern. Nachdem mir der Magistrat schon eine Stunde bestimmt hatte, liess er durch einen Unterbeamten sich nach dem Zweck meines Besuchs erkundigen, und als er denselben erfahren, erinnerte er sich plötzlich, dass er zu der festgesetzten Stunde Examen abhalten müsse, so dass er mich doch nicht empfangen könne. Da er nicht von der letzten Station aus, die ich vor Sse-shui-hsien

[1] 鞏縣. [2] 汜水.

passirt, von meiner Ankunft in Kenntniss gesetzt sei, so könne er deswegen auch nicht nach K'ai-fêng-fu schreiben, doch würde er mich durch zwei Soldaten bis zum nächsten District geleiten lassen, was ich indess als zwecklos dankend ablehnte.

Am nächsten Tage hatten wir, da der Wind mit uns war, in hohem Grade vom Staube zu leiden, den die Karre aufwirbelte. Selbst der Karrenführer, der sonst an das Staubschlucken ziemlich gewöhnt war, hielt sich ein Tuch vor den Mund. Ich band mir ein dünnes, seidenes Tuch über Nase und Mund, was allerdings den Nachtheil hatte, dass es sehr erhitzte. — Mein Diener kaufte unterwegs einen Vogel, von den Chinesen kua-chi genannt, den er gleich während der Fahrt auf dem Deichselbrett sitzend schlachtete und rupfte, so dass er ihn, als wir in Chêng-chou[1] ankamen, sofort braten konnte.

Etwa 25 Li hinter Chêng-chou hören die Lössterrassen, die bis dahin den Gelben Fluss mit wenigen Unterbrechungen zu beiden Seiten eingeengt haben, auf und es beginnt das Überschwemmungsgebiet. In der Nähe von Chêng-chou war der Boden noch ziemlich fruchtbar: Baumwolle, Mais und Sorghum standen recht üppig, weiterhin wurde er immer mehr versandet, so dass die Felder immer kahler wurden und zuletzt nur noch Gras wuchs. Die Karren wälzten sich mühsam im Sande fort, der glücklicherweise zu schwer war, um als Staub aufzuwirbeln. Die Landleute benutzten für den Ackerbau vierrädrige Wagen mit grossen massiven Holzrädern. In der Tracht der Bevölkerung fielen mir die grossen Strohhüte durch ihre besondere Façon auf; die Spitze derselben hatte die Form einer Birne oder eines Pfirsichs. Die Häuser in dieser Gegend waren mit Sorghum, Stroh und Schilf gedeckt, nur ihr Unterbau bestand aus Backsteinen, für den Oberbau waren ungebrannte Erdziegel verwendet.

Nachmittags fuhren wir am Kia-lu-ho[2] entlang. Obgleich der Fluss recht schmal und seicht war, scheint er doch zur Schiffahrt benutzt zu werden, denn es lagen auf demselben eine Anzahl grosser, mit einem Verdeck versehener Barken.

Den Magistrat von Chung-mao[3], meiner letzten Station vor K'ai-fêng-fu, liess ich abermals durch meinen Diener um eine Audienz ersuchen. Auch er bedauerte, mich, weil er zu sehr beschäftigt sei, nicht empfangen zu können, doch ging er vollständig auf meinen Wunsch ein, indem er mir versprach, mich durch zwei Mann geleiten zu lassen und diesen einen Brief an den Chih-hsien von K'ai-fêng-fu mitzugeben, auch schickte er mir, nach chinesischem Brauch, eine grosse Menage mit einigen zwanzig Schüsseln Speisen. Ferner erkundigte er sich, ob er mir sonst noch irgend wie für die Weiterreise behülflich sein könne, falls ich etwa einen Wagen miethen wolle oder irgend welche sonstige Bedürfnisse hätte.

Beim Aufbruch am folgenden Morgen war die versprochene Escorte nicht zur Stelle, und fuhren wir ohne dieselbe ab. Unterwegs stiessen wir auf zwei Reisende, die sich ebenfalls nach K'ai-fêng-fu[4] begaben. Sie

[1] 鄭州. [2] 賈魯河. [3] 中牟. [4] 開封府.

hielten sich eigenthümlicherweise immer in unserer Nähe, bald waren sie etwas voraus, bald kamen sie hinter uns her. Einer derselben ritt auf einem Esel, der andere marschirte mit einem grossen Sonnenschirm in der Hand nebenher. Da beide wie alle anderen Chinesen gekleidet waren und sich im Übrigen nicht um uns kümmerten, so ahnte ich nicht, dass es die vom Chih-hsien zu meiner Begleitung abgeschickten Leute seien, als welche sie sich erst in K'ai-fêng-fu zu erkennen gaben.

In dem Gasthofe, in welchem wir Mittagsrast hielten, machte ich die Bekanntschaft eines kleinen Beamten aus K'ai-fêng-fu, bei dem ich mich nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt erkundigte.

Als ich ihm meine Besorgniss, vom Volke nicht sehr gut aufgenommen zu werden, mittheilte, meinte er, dass ein einzelner Fremder, der nicht Missionar sei, sehr wohl innerhalb der Stadt logiren könne; das Volk wünsche nur nicht, dass die Fremden in Mengen kämen, um sich dort dauernd niederzulassen.

Auf meine Frage nach der jüdischen Synagoge in K'ai-fêng-fu erklärte mir der Chinese, dass von derselben jetzt nicht die geringste Spur mehr vorhanden sei, so dass es sich nicht lohne, den Ort aufzusuchen. Seit Alters bestand nämlich in K'ai-fêng-fu eine jüdische Gemeinde, welche in früheren Jahrhunderten in grosser Blüthe gestanden zu haben scheint. Als Dr. W. A. P. Martin im Jahre 1866 die Stadt besuchte, war die Synagoge bereits vollständig zerfallen und das Material zum Bauen von Häusern verwandt. Die noch vorhandenen 408 Juden hatten die Religion ihrer Väter längst preisgegeben und waren fast ganz im Chinesenthum aufgegangen.

Je näher wir der Stadt kamen, desto trostloser wurde die Sandwüste. Gras wuchs allerdings noch in Menge, doch sah ich nirgends Vieh darauf weiden. Dörfer und Weiler mit ihren grünen Bäumen und kleinen Parcellen Ackerland erschienen von ferne wie Oasen. Dass der Sandboden an vielen Stellen, sei es durch neue Überschwemmungen, sei es durch Anwehen, im Laufe der Zeit gewachsen war, erkannte man daraus, dass verschiedene Thore ganz unpassirbar geworden waren, indem der Sand den grössten Theil der inneren Wölbung ausgefüllt hatte, sowie daran, dass manche Gebäude bis zur Mitte im Sande steckten.

Da ich nicht ohne Weiteres von der Thorwache in die Stadt hineingelassen worden wäre und der Karrenführer sich entschieden weigerte, seinen Wagen der möglichen Gefahr auszusetzen, vom Pöbel zerschlagen zu werden, so zog ich es vor, in einem der beiden sehr kläglichen Gasthäuser vor dem Thore zu logiren. In dem einen wollte man nichts von mir wissen, d. h. man wies mir, um mich abzuschrecken, eine Art Schweinekoben zum Wohnen an. In dem anderen erhielt ich dagegen, lediglich durch Fürsprache eines der beiden Abgesandten des Magistrats von Chungmao, das beste Zimmer, welches sich allerdings in ziemlich traurigem Zustande befand. Durch Ausgiessen von Wasser hatte sich auf dem ungepflasterten Erdboden eine grosse Pfütze gebildet. Ich liess sie durch meinen Diener ausfegen, was dieser in der Weise that, dass er allen Schmutz in die Mitte der Lache zusammenkehrte und dort liegen liess,

indem er meinte, sie würde so in einiger Zeit austrocknen, eine Ansicht, der ich nicht beipflichten konnte.

Nachdem meine zwei Begleiter ihren Brief an den Districtsmagistrat abgegeben hatten, schickte dieser vier Mann, die im Gasthofe Wache halten sollten. Noch ehe diese ankamen, erschienen fünf Polizisten, die mir sagen liessen, laut Befehls des Provinzialgouverneurs sei Europäern und Koreanern (sic!) das Betreten der Stadt verboten. Um weiteren Belästigungen vorzubeugen, schickte ich meinen Pass durch einen der vier Mann vom Yamen zur Thorwache, doch liess diese zurückantworten, da gerade Sträflinge eine Meuterei versucht hätten, sei die ganze Polizei in Anspruch genommen, die Central-Polizeibehörde hätte daher noch keine Zeit gehabt, meinen Pass anzusehen, ich möchte deshalb, ehe ich in die Stadt ginge, Nachricht von derselben abwarten. Das that ich indess nicht, da ich das Ganze nur für einen Versuch, mich hinzuhalten und vielleicht dadurch zum Abstehen von meinem Vorhaben zu bewegen, hielt. Am anderen Morgen liess mich denn auch die Thorwache ungehindert durchfahren. Einige Schwierigkeit hatte zuvor das Miethen einer Karre gemacht, da kein Fuhrherr seinen Wagen einem Europäer überlassen wollte; zuletzt besorgte mir ein Mann aus der Escorte ein Gefährt, aber mit der Bitte, nicht anderen Leuten gegenüber darüber zu sprechen, um ihn nicht als Fremdenfreund bei seinen Landsleuten in Misscredit zu bringen. Zwei Mann blieben zur Bewachung des Gasthofes zurück, zwei gingen in einiger Entfernung neben meiner Karre her. Unterwegs stiessen noch vier »Braves« zu uns, die, wie es schien, zu diesem Zweck detachirt waren. Nur einer derselben war in Uniform, und keiner trug eine Waffe; nicht einmal einen Stock hatten sie bei sich.

Wir bogen sogleich hinter dem Thore von der Hauptstrasse ab und kamen zunächst durch eine öde, wenig belebte Gegend, in der nur wenige ärmliche Häuser standen. Weithin sah man Grabhügel neben Grabhügel. Die Armen und Unbekannten, welche ohne Verwandte und Angehörige zu hinterlassen in K'ai-fêng-fu sterben, liegen dort begraben. Die einfachen Hügel sind nur mit etwas Tünche übergossen.

Mein nächstes Ziel war ein aus der Sung-Zeit erhaltener Palast, »Lung-ting«; K'ai-fêng-fu war nämlich Reichshauptstadt zu Anfang der Sung-Dynastie, von 960—1127 n. Chr.[1]. Damals hiess die Stadt Pien-liang[2], ein Name, der noch heute im Volksmunde der gebräuchlichere ist. Besagter Palast liegt mitten in einem künstlich angelegten See. Von einer Seite führt eine breite Fahrstrasse darauf zu, an deren Eingang ein hohes Portal mit zwei ungewöhnlich grossen Steinlöwen steht. Auf einer langen Treppe aus schwarzem Stein, auf deren mittleren Platten der kaiserliche Drache gemeisselt ist, steigt man zu einer Plattform empor, von wo man einen herrlichen Blick über den See und die Stadt hat. Man sieht die verschiedenen

[1] Die Sung-Dynastie regierte bis 1279, jedoch wurde unter der Regierung des Kaisers Kao Tsung (1127 sqq.) die Residenz von K'ai-fêng nach Lin-an (dem jetzigen Hangchou) verlegt. Anmerkung der Redaction.

[2] 汴梁.

Stadtthore, im Centrum den Glocken- und Paukenthurm, ausserhalb der Stadt eine Pagode aus der T'ang-Zeit, T'ieh-t'a-sse, und im See selbst eine kleine Insel mit einem Tempelchen.

In der höchstgelegenen Halle, die jetzt als Tempel dient, wird ein grosser, schwarzer, mit Drachen bemeisselter Steinblock gezeigt. Er soll aus der Zeit des ersten Sung-Kaisers, Chao-kuang-yin (960—976 n. Chr.), stammen, welcher darauf seinen Thronsessel stehen hatte. Der Stein ist etwa mannshoch und 2 m lang. Da er jetzt von einem Schreine umschlossen ist, so wurde ich von einem Priester mit einem Lichte hineingeführt.

Im Übrigen ist die Bauart des Palastes von der heute üblichen kaum verschieden, unter anderem ist er mit den kaiserlichen gelbglasirten Ziegeln gedeckt. Der verhältnissmässig gute Zustand, in dem sich die Gebäude befinden, deutet darauf hin, dass sie mehrfach Reparaturen unterworfen gewesen sind.

Von dort fuhr ich auf einer der Hauptverkehrsstrassen entlang am Paukenthurm vorbei. Es herrschte daselbst, wie in Hsi-an-fu, ein sehr reges Leben. Die Verkaufsläden waren nur einstöckig, viele mit einem über die Strasse ragenden Vordach versehen. Durch Ausspannen von Tuch über die sich gegeneinander neigenden Schutzdächer hatte man an mehreren Stellen die nicht sehr breite Strasse gegen die Sonnengluth geschützt, so dass vor den Wirthshäusern die Gäste zum Theil auf der Strasse sassen.

Vor dem Kloster Hsiang-kuo-sse, welches aus der T'ang-Zeit stammen soll, hielt ich an und begab mich mit meinen fünf Begleitern in das den Tempelhof erfüllende Menschengewimmel. Langsam schritt ich zwischen den aufgeschlagenen Verkaufsbuden entlang, ohne von jemand belästigt zu werden. Dass ich bei einem Verkaufstische stehen blieb und eine Tasse kalten Thee trank, schien sogar auf die Neugierigen einen recht günstigen Eindruck zu machen, indem sie daraus ersahen, dass ich wenigstens nicht ein ganz uncivilisirter Barbar war. Das im Sommer in Peking so beliebte Erfrischungsgetränk, saurer Pflaumensaft mit Eis, wurde nirgends feil geboten. Eis soll es überhaupt in der heissen Jahreszeit in K'ai-fêng-fu nicht geben. In einer der Marktbuden wurde eine eigenthümliche Waare verkauft: Schädel der verschiedensten Thiere, Gerippe und Knochen. Diese Gegenstände spielen in der chinesischen Heilkunde, mit welcher sehr viel Hocuspocus verbunden ist, eine wichtige Rolle.

An den Tempelgebäuden ist nicht viel zu sehen; von den verschiedenen Hallen fällt nur ein Rundbau von stattlichen Dimensionen mit mehreren Stockwerken in die Augen, der sich in der Mitte des Tempelhofes erhebt.

Auf der Rückfahrt zum Gasthofe kam ich am Yamen des Provinzialgouverneurs vorbei, das leicht an den riesigen Masten auf dem Vorhofe kenntlich ist. Ich bemerkte dabei auch, dass ein grosser Theil der Stadt unbebaut ist und sich ausserdem eine ganze Anzahl theils mit Schilf bewachsener Teiche innerhalb der Stadtmauer befinden. — Die Durchschnittsgrösse der Männer sowohl als der Frauen auf den Strassen erschien mir für chinesische Verhältnisse aussergewöhnlich gross. Die Mehrzahl der Frauen war sehr stattlich gebaut und sie standen an Grösse Europäerinnen kaum nach.

Unter den Männern findet man in ganz Nordchina sehr häufig athletische Gestalten. Als Transportmittel für den Personenverkehr dienten besonders einrädrige Schiebkarren, die meist mit einem Sonnendach versehen waren. Namentlich Frauen sassen mit untergeschlagenen Beinen darauf und balancirten frei auf dem über dem Rade befindlichen Sitzbrett ohne Seitenwände. Nach den in Honan vorkommenden Schiebkarren mit Windsegel schaute ich vergebens aus.

Als ich in den Gasthof zurückgekehrt war, füllte er sich in wenigen Minuten mit einer grossen Anzahl von Neugierigen. Die vier Mann konnten, da sie nicht einmal einen Stock hatten und wenig Energie entwickelten, gar nichts dagegen ausrichten. Durch jedes Loch in den Papierfenstern und durch jede Spalte blickten Augen in mein Zimmer und erspähten jede meiner Bewegungen. Nur wenn ich einen Schritt gegen die Thür machte, stoben sie aus einander. Wenn einmal, von mir dazu aufgefordert, ein Mann versuchte, die Menge von meiner Thür zu entfernen, so führte dies zu heftigen Auseinandersetzungen. Er wolle sein Verwandter sein, hörte ich jemanden entrüstet einem der vier Mann entgegenhalten, und liesse ihn nicht einmal durch die Thürspalte gucken! Längere Zeit rettete ich mich durch eine List. Ich setzte mich in unmittelbare Nähe des Fensters, an dem aussen mein eines Maulthier, das beim Fressen biss und um sich schlug, angebunden war. Vom anderen Fenster aus konnte mich keiner erblicken, und an das Maulthier wagte sich keiner heran. »Er ist verschwunden«, hörte ich die Aussenstehenden sagen, und sicher dachte mancher, dass der fremde Teufel sich unsichtbar gemacht habe oder durch die Wand spaziert sei. Leider wurde der Zauber bald gebrochen, als einige allzu Neugierige in das Zimmer eintraten und mich in meinem Versteck entdeckten.

Am Nachmittage besuchte ich einer Inschrift wegen, die ich indess nicht vorfand, zwei Tempel ausserhalb des Südthors der Stadt. In dem ersten, dem Yüeh-wang-miao, wurde ich vom Vorsteher ausserordentlich liebenswürdig aufgenommen. Trotzdem es sehr heiss war, liess er es sich nicht nehmen, mir zu Ehren seinen schwarzen Talar überzuwerfen und benahm sich auch sonst als ein vollkommener Gentleman, ein Titel, den die Mehrzahl buddhistischer Priester nicht beanspruchen kann. Durch einen Novizen liess er mir Thee und Backwerk vorsetzen, und ich hatte mit ihm ein langes, sehr anregendes Gespräch. Daran betheiligte sich auch ein Besucher des Tempels, ein Kiangsi-Mann, dem, da er in Shanghai gewesen war, Europäer nicht ganz unbekannt schienen. Das Gemach des Oberpriesters und die ganze Tempelanlage waren aussergewöhnlich reinlich und nett gehalten. Dem Äusseren der gerade anwesenden Besucher nach zu schliessen, schien der Tempel hauptsächlich von Personen der besseren Stände frequentirt zu werden. Der Priester in dem zweiten Tempel, Kuang-mi-sse, war von der gewöhnlichen Art. Als besondere Decoration hatte er zwei bunte englische Etiquetten, eine Frauengestalt und einen Sportsman, an die Wand seines Zimmers geklebt. Auch hier fand ich mehrere Besucher aus K'ai-fêng-fu. Einer derselben erzählte mir, dass er zwei Europäern, die vor einigen Jahren nach dort gekommen seien, um Auf-

nahmen am Huang-ho zu machen, als Cicerone gedient habe und führte zum Beweise an, dass einer der Herren ihn jeden Morgen mit »*Moni*« (jedenfalls: good morning) begrüsst habe, was soviel bedeute, wie »*hao pu hao*« »wie geht es Ihnen?«

Ich versuchte mir einige Notizen über den Localdialekt zu machen und zog zu dem Zweck mein Notizbuch hervor. Kaum aber hatte ich die ersten Worte niedergeschrieben, als von allen Seiten Neugierige herbeiströmten, von denen man kaum begriff, wo sie plötzlich alle herkamen, so dass im Nu das ganze Zimmer voll war. Um zu verhindern, dass sie durch ihr Gedränge Alles umrissen — der Priester blickte schon sehr besorgt umher —, sah ich mich genöthigt, die verhängnissvolle Bleifeder wieder einzustecken.

Da ich dem Chih-hsien für die gestellte Escorte gern meinen Dank aussprechen wollte, so fuhr ich auf dem Rückwege direct zu seinem Yamen. Zugleich beabsichtigte ich, dem souverainen Volk von K'ai-fêng-fu gegenüber eine kleine Demonstration zu veranstalten, da dieses es jedenfalls für ganz ausgeschlossen hielt, dass ein Beamter einen Europäer empfangen würde. Er würde dieses wohl auch schwerlich gethan haben, sondern sich irgendwie haben entschuldigen lassen, wenn nicht das Volk durch sein Gebahren mir selbst zu meinem Zwecke verholfen hätte. Kaum war ich nämlich einige Schritte in der Stadt gefahren, als ein Trupp Strassenjungen sich uns zugesellte und dieselben Scenen wie in Ho-nan-fu sich wiederholten. Die »Braves« konnten nichts weiter thun, als von Zeit zu Zeit einem gar zu frechen Subject einen Stoss mit dem Fächer geben, doch wagte zum Glück niemand, den Wagen anzuhalten, in welchem Falle die Soldaten gegen die schreiende und johlende Menge gänzlich machtlos gewesen wären. Als wir in die Nähe des Yamens des Districtsmagistrats kamen, war das Gedränge so gross geworden, dass der Wagen kaum noch von der Stelle konnte und es unmöglich gewesen wäre, in den Gasthof zurückzukehren. Unter diesen Umständen konnte der Magistrat, der natürlich durch seine Leute genaue Kunde von dem Krawall vor seinem Amtsgebäude erhalten hatte, nicht umhin, mich anzunehmen, um mich aus dieser misslichen Lage zu befreien. Als ich in den Hof des Yamens einfuhr, stand derselbe dicht vollgedrängt von Leuten. Nachdem ich im grossen Empfangssaal schnell im Beisein der gesammten Unterbeamten etwas Toilette gemacht hatte, wozu man mir einen Kübel heisses Wasser brachte, erschien der Chih-hsien im Amtsornate und liess mich auf einem Stuhle der auf der linken Seite des Zimmers aufgestellten Stuhlreihe Platz nehmen, während er sich mir gegenüber setzte. Eine Schaar von etwa 50 kleinen Beamten und Dienern in weissen Gewändern mit der Beamtenmütze auf dem Kopf stellten sich hinter ihm auf, wohl ebenso viel standen draussen und guckten durch die Fensterscheiben in den Saal. Der Magistrat erklärte mir, dass die Zusammenrottungen nichts zu bedeuten hätten und nur auf Neugier zurückzuführen seien, und versprach, mir noch einige Mann mehr als Escorte mitzugeben. Als er mich beim Abschiede bis zum Wagen geleitete, trat zuvor ein Diener hinaus und stiess einen langgezogenen Schrei aus, worauf die Menge ehrfurchtsvoll Spalier bildete. Von allen seinen kleinen Beamten umschwärmt, erschien

der Magistrat wie ein kleiner Fürst im Kreise seiner Vasallen; eine alte Bezeichnung für den Chih-hsien ist auch Hundertgraf »Po-li-hou«[1], dabei ist er aber nur ein Beamter siebenter Rangclasse. Der kleinste chinesische Territorialbeamte tritt mit mehr Pomp öffentlich auf als bei uns ein Botschafter, ja selbst ein Souverain. Er verlässt nie sein Yamen, ohne von einem grossen Gefolge begleitet zu sein und durch Gongschläge und Ausruf sein Nahen aller Welt zu verkünden. Nur in der Nähe des Sohnes des Himmels, dem gegenüber jeder Beamte sich doch nur als winzige Creatur fühlt, in Peking, fällt all dieser Pomp fort. Dort dürfen nicht einmal Vicepraesidenten der Ministerien sich in einem Stuhle tragen lassen, und nur den Stadtcommandanten gehen Ausrufer voraus.

Mein Empfang beim Chih-hsien schien auf die aufgeregten Gemüther etwas beruhigend gewirkt zu haben, denn, wenn auch noch einige Rufe ertönten, so ging die Rückfahrt in's Gasthaus doch ohne weiteres Hinderniss von Statten. Der Magistrat liess nochmals durch einen Boten anfragen, wann ich abzureisen gedächte, und schickte in der Nacht sechs Mann, die mich bis zur nächsten Districtsstadt begleiten sollten. Nur der Überbringer des Briefes an den dortigen Magistrat war beritten und trug eine Amtsmütze, die übrigen gingen zu Fuss. Morgens um 2 Uhr brach ich bei Mondenschein von K'ai-fêng-fu auf und war etwa um 6 Uhr bei der Fährstelle in Hei-kang, wo ich zum zweiten Male über den Gelben Fluss setzte. Er hatte so wenig Wasser, dass er nicht breiter als bei T'ung-kuan war, obgleich sein eigentliches Bett über 3 km maass. Man sah an der Uferformation, dass er mehrere Fuss unter der gewöhnlichen Wasserhöhe stand. Wie ich an den auf den Fähren benutzten Stossstangen wahrnahm, war er höchstens 2 m tief. Ausser den Stossstangen führen die Fähren ein grosses, malerisch zerlumptes Segel. Von hier aus fahren Segelbarken bis an die Mündung des Stromes und pflegen bei günstigem Winde stromabwärts 300 Li, bei ungünstigem und stromaufwärts nur etwa 100 Li zu machen. Auf der Südseite des Flusses ist aus Erde und Holz ein Damm von ausserordentlicher Stärke gebaut, oben so breit wie ein kleines Plateau. Er besteht aus zwei Absätzen, von denen der untere vor dem oberen vorspringt. In bestimmten Entfernungen von einander sind Steinbuhnen in den Fluss hineingebaut. Auf dem Plateau steht eine lange Reihe von Wachthäuschen. Am nördlichen Ufer findet sich ein solcher Damm nicht, da die eigentliche Strömung an dem Südufer entlang zu gehen scheint, so dass dieses stets bei wachsendem Wasserstand bedroht ist. Erst 25 Li landeinwärts ist auch am Nordufer ein grosser Erddamm gebaut. Ganz nahe am südlichen Damm breiten sich zwei grosse Seen aus, die vielleicht mit dem Huang-ho in Verbindung stehen oder von Überschwemmungen herrühren. Hunderte von wilden Enten tummelten sich darauf, ohne von den Chinesen, die sie nicht zu jagen schienen, behelligt zu werden. Auf dem Damme selbst waren an der Landungsstelle Mattenbuden aufgeschlagen, unter denen man Erfrischungen und Gebäck feilhielt. Dort pflegen auch diejenigen Leute, welche zu

[1] 百里侯.

spät des Abends ankommen, um noch überzusetzen, zu übernachten. Die Überfahrt ist nicht in das Belieben eines jeden gestellt, sondern ihm muss zuvor von einem staatlich eingesetzten Aufseher die Erlaubniss dazu ertheilt werden, was jedenfalls den Zweck hat, verdächtige Personen fern zu halten. Auch fahren die grossen Barken nicht zu jeder Zeit, sondern warten, bis sie die genügende Anzahl Passagiere haben, so dass man schlimmsten Falls durch diese Verzögerung einen halben Tag verlieren kann. Bei uns ging die Überfahrt sehr schnell von Statten, da die Fährleute grossen Respect vor meiner Escorte, als Yamenleuten, hatten, die dem Volke gegenüber immer mit grosser Unverschämtheit auftreten, besser als andere Leute behandelt zu werden erwarten und nichts bezahlen, höchstens sich selbst noch bezahlen lassen.

Am jenseitigen Ufer war wieder Lössboden, auf weite Strecken mit Hirse bepflanzt. Ich rastete in Yen-chin-hsien[1], ohne irgendwie von der Neugier der Bevölkerung zu leiden zu haben, da der dortige Magistrat mehrere Mann detachirt hatte, die am Thore des Gasthofes Wache hielten und niemand hinein liessen. Vergebens versuchte ich ihn zu bewegen, mich am nächsten Tage nicht weiter escortiren zu lassen, da ich nur für die Stadt K'ai-fêng-fu darum gebeten hätte; er liess mir zurückantworten, dass alle Districtsmagistrate durch Erlass des Provinzialgouverneurs angewiesen seien, mir bis an die Grenze der Provinz sicheres Geleit zu geben. Dabei blieb es denn auch, obgleich ich noch mehrmals den Versuch machte, mich der unnützen Begleitung zu entledigen. Jeder Chih-hsien liess mich bis zur nächsten Districtsstadt geleiten und daselbst den Geleitbrief abgeben, worauf die alte Escorte zurückging und eine neue dafür eintrat. Allmählich schrumpfte sie allerdings zusammen, später waren es nur noch zwei Mann und zuletzt nur einer.

Das Land bis Wei-hui-fu[2], das ich am folgenden Tage (19. Juni) erreichte, ist zum grossen Theile versandet, sowohl in Folge von häufigen Überschwemmungen, als auch, weil in jener Gegend das alte Bett des Huang-ho sich befand, welches er einnahm, als er sich noch bei Tientsin in das Meer ergoss. Er hat nämlich im Laufe der Jahre sein Bett im Unterlaufe neunmal verändert; viele Jahrhunderte lang mündete er auch bei Huai-an-fu in der Provinz Kiang-su, südlich von Shantung, wo er heute seine Wasser dem Meere zuführt. Stellenweise war der Flugsand so zusammengeweht, dass er hohe Hügel bildete. Wo der Boden für Getreide nicht zu gebrauchen war, wuchs meist wenigstens noch Gras; auch hatte man ihn mit Bäumen, namentlich Weiden, bepflanzt, die oft so dicht standen, dass sie kleine Haine bildeten. Ausser den Weiden zog man ferner eine Art von Büschen (*hung-ching-shu*), deren biegsame Zweige zum Korbflechten benutzt werden. Sie standen gerade in Blüthe, was nach Ansicht der Leute auf Regen hindeutete. Etwas seltener waren Safranbüsche, Distelgewächse mit pauschigen goldrothen Blüthen, welche, um als Färbstoff zu dienen, ausgezupft und in Körben gesammelt wurden.

---

[1] 延津. [2] 衛輝府.

Wei-hui-fu, am Wei[1] gelegen, ist eine grosse und volkreiche Handelsstadt. Der Wei, weiter unterhalb Yü-ho genannt, steht mit dem Kaiserkanal in Verbindung, es fahren daher die auf ihm liegenden geräumigen Hausböte bis nach Tientsin hinunter. Sie legen, je nach dem Winde, 100 bis 200 Li pro Tag zurück. Die Strassen der Stadt sind zum grossen Theil gepflastert und machen einen nicht üblen Eindruck. Durch die vielen Laternen und Lichter der zahlreichen Verkaufsläden wurde des Abends fast eine Art Strassenbeleuchtung erzeugt.

Als ich am nächsten Morgen in aller Frühe weiter fuhr, wehte uns ein sehr angenehmer, kühler Wind entgegen. Um den 15 Li nördlich von Wei-hui-fu gelegenen Tempel des Pi-kan zu besuchen, musste ich einen kleinen Abstecher vom eigentlichen Wege machen. Linker Hand begleitete uns ein Höhenzug in der Ferne. In dem Tempel steht eine Anzahl Tabletts mit grösstentheils aus der Ming-Dynastie herrührenden Inschriften. Die weitaus interessanteste ist die auf Pi-kan, den Minister des letzten Shang-Kaisers, Chou-hsin (1154—1122 v. Chr.), bezügliche, welche eine Nachbildung der auf einem verloren gegangenen Opferbecken eingravirten Inschrift sein soll, welches vom Kaiser Wu-wang, (1122—1116 v. Chr.) dem Andenken des Pi-kan geweiht wurde. Hinter dem Tempel führt eine gemauerte Plattform zum Grabhügel des Pi-kan.

Zwischen Schilfpflanzungen, die Manneshöhe um ein Beträchtliches überragten, hindurch langte ich Mittags in Ch'i-hsien[2] an. Nachmittags fuhren wir auf einem überaus steinigen Wege über den Ch'i[3]-Fluss, der durch ein steinernes Wehr eingedämmt wird, und kamen Abends nach I-kou. Dort brach ein kleines Gewitter los, welches sich indess schon nach einer Viertelstunde wieder verzog.

Über T'ang-yin-hsien[4] fuhr ich am 21. Juni nach Chang-tê-fu[5], der letzten grossen Stadt, welche ich in Honan passirte. In der Umgegend derselben wird viel Baumwolle gebaut. Ich sah sie in riesigen Ballen auf den Märkten liegen und auf Schiebkarren fahren. Ein Mann schob, ein Esel oder zwei Mann zogen vorn an Stricken. In allen Dörfern sassen die Frauen vor den Thüren, meist mehrere zusammen, auf der Erde und spannen mit einer sehr einfachen Maschine, die nur aus einem Rade und einer Spindel bestand, Baumwolle. Während die rechte Hand das Rad an einem Griff drehte, zupften und drehten sie mit der linken Hand die Watte, welche sie, um sie bequemer halten zu können, in längliche Streifen zertheilt hatten. Sie spinnen an einem Tage etwa 60—90 g. Das fertige Garn wird auf einen Stock gewickelt, in dessen Mitte ein Querholz senkrecht eingefügt ist (⊥). An allen Böschungen und in allen Gräben zirpten die Cicaden; besonders eine Art derselben, die sogenannten Scissor-grinders »Scheerenschleifer«, machten einen betäubenden Lärm, ein Zeichen, dass der Sommer herangekommen.

In Fêng-lo-chên[6], an der Grenze der beiden Provinzen Honan und Chihli, übernachtete ich. Da zufälligerweise sich ein besseres Restaurant

[1] 衛河. [2] 淇縣. [3] 淇. [4] 湯陰. [5] 彰德府. [6] 豐樂鎮.

in unmittelbarer Nähe meines Gasthofes befand, so bestellte ich bei einem Kellner, der in den Gasthof kam, um Aufträge entgegenzunehmen, ein gebratenes Huhn. Zu meinem Erstaunen wurden mir ausser dem Huhn, das übrigens sehr schmackhaft zubereitet war, noch vier Extragänge vorgesetzt. Die Kellner des Restaurants hatten sich nach chinesischer Sitte die Freiheit genommen, mir diese Gänge zu offeriren. Da ich mir natürlich nichts von ihnen schenken lassen wollte, so musste ich mich für die mir erwiesene Aufmerksamkeit durch ein sehr hohes Trinkgeld revanchiren, auf das es auch lediglich abgesehen war.

In der Frühe des nächsten Morgens (22. Juni) fuhren wir durch das Grenzflüsschen, den Chan, hindurch, auf dessen jenseitigem Ufer sich ein weites, ödes Sandfeld ausbreitet. In dem ersten Dorfe, welches wir etwa um 6 Uhr passirten, sassen die Leute in der Hauptstrasse, im Schatten der Bäume, und nahmen ihren Morgenimbiss. Ein jeder hielt in der einen Hand ein Schälchen Hirsesuppe, in der anderen ein grosses Stück Schwarzbrot aus Sorghomehl.

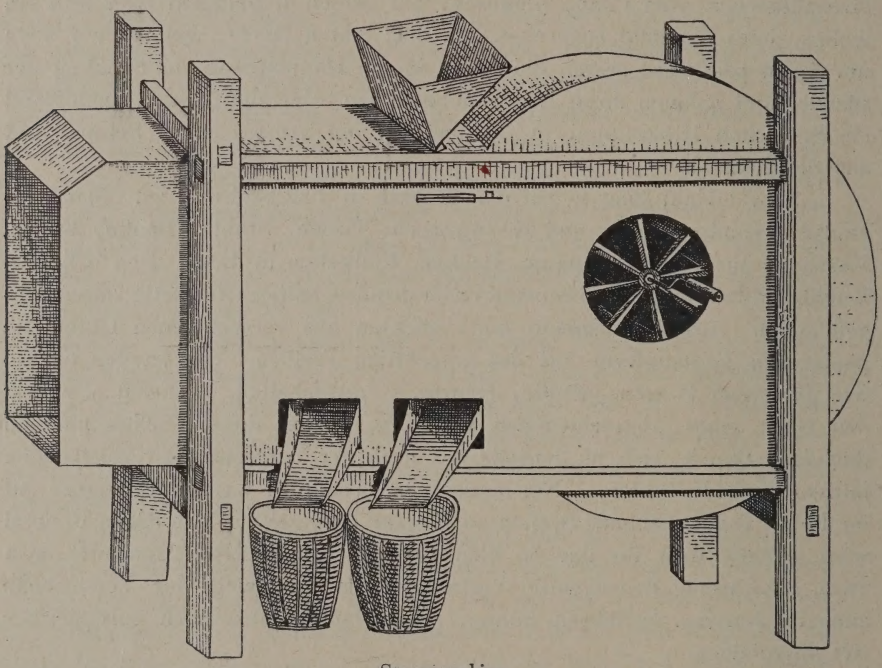
Sehr lebhaft ging es auf dem Markte in Tsz'ĕ-chou[1] zu. Man verkaufte besonders Holz- und Eisenwaaren: Tische, Stühle, Bänke, Körbe, Vorhänge aus Bambus, Spaten, Hacken, Füllkellen u. dergl. Den beliebten Knoblauch hatte man des bequemeren Transports halber strickartig zusammengeflochten. Als ein memento mori blickten aus verschiedenen Läden die papierenen Todtenpferde auf das geschäftige Treiben. Sie werden ebenso wie papierene Wagen, Schiffe, Häuser, Geräthschaften, Diener u. s. w. für den Geist eines Abgeschiedenen verbrannt, damit dieser, selbst nur ein flüchtiger Hauch, sich im Jenseits der nach der Verbrennung verbleibenden luftigen Gebilde bediene. Für angesehene Personen werden oft ganze auf ihr Leben Bezug habende Scenen aus Papier dargestellt. Von einem General wird erzählt, dass für ihn ein kleines Lager voll Soldaten, darunter auch zwei europäische Instructeure, verbrannt wurden, damit der Verstorbene auch im Jenseits fortfahren könne, seine Mannschaften nach europäischer Art auszubilden.

Im öffentlichen Interesse scheint in Tsz'ĕ-chou wenig zu geschehen, denn nicht nur waren mehrere Portale zusammengebrochen, sondern es war auch eine schöne neue Steinbrücke auf der Hauptstrasse zur Hälfte eingestürzt, so dass dadurch der Verkehr unterbrochen war und wir, um wieder auf die Landstrasse zu kommen, einen grossen Umweg machen mussten.

Die Landschaft bei Han-tan[2] und Sha-ho-hsien[3] bot wenig Reize. Weite, nur mit Gras bewachsene Sandflächen wechselten mit fruchtbarem Boden ab. Bei Han-tan wurden grosse Ziegenherden auf die Weide getrieben. Die Ziegen zeichneten sich durch ihre langen, eigenthümlich über einander gewachsenen Hörner aus. An vielen Orten war man damit beschäftigt, den neuen Weizen zu dreschen und zu mahlen. Der Ausdruck »dreschen« ist nicht ganz zutreffend, denn die Chinesen entkernen die Ähren nicht durch Schlagen mit dem Dreschflegel, sondern indem sie die Halme

[1] 磁州. [2] 邯鄲. [3] 沙河.

auf der aus festgestampfter Erde hergestellten Tenne ausbreiten und mit einer Steinwalze darüber weg rollen. Man sondert die Spreu von den Körnern einfach in der Weise, dass man beide zusammen in die Luft wirft, worauf die Körner in der Nähe zu Boden fallen, während die Spreu weiter fortfliegt. Weit seltener bedient man sich dazu einer besonderen Maschine, des sogenannten shan-ch'ê[1], »Fächerwagens«. Es ist ein grosser Holzkasten mit einem Fächerrade im Innern. Das oben in die Maschine geschüttete Getreide wird durch den starken, durch Drehen des Rades vermittels einer Kurbel erzeugten Wind von der Spreu gereinigt. Das Mahlen des Getreides geschieht, wie schon früher erwähnt, fast überall mit Handmühlen. Sie



Spreumaschine.

bestehen aus einem festliegenden Mühlstein, auf dem, durch eine Holzstange bewegt, eine Steinwalze herumrollt oder sich ein zweiter Mühlstein dreht. Sie werden von Menschen oder Thieren, namentlich Eseln, gedreht. Das ausgedroschene Stroh wurde in der Umgegend von Shun-tê-fu[2] in Dimmen zusammengebaut, welche die Form eines grossen Puddings hatten.

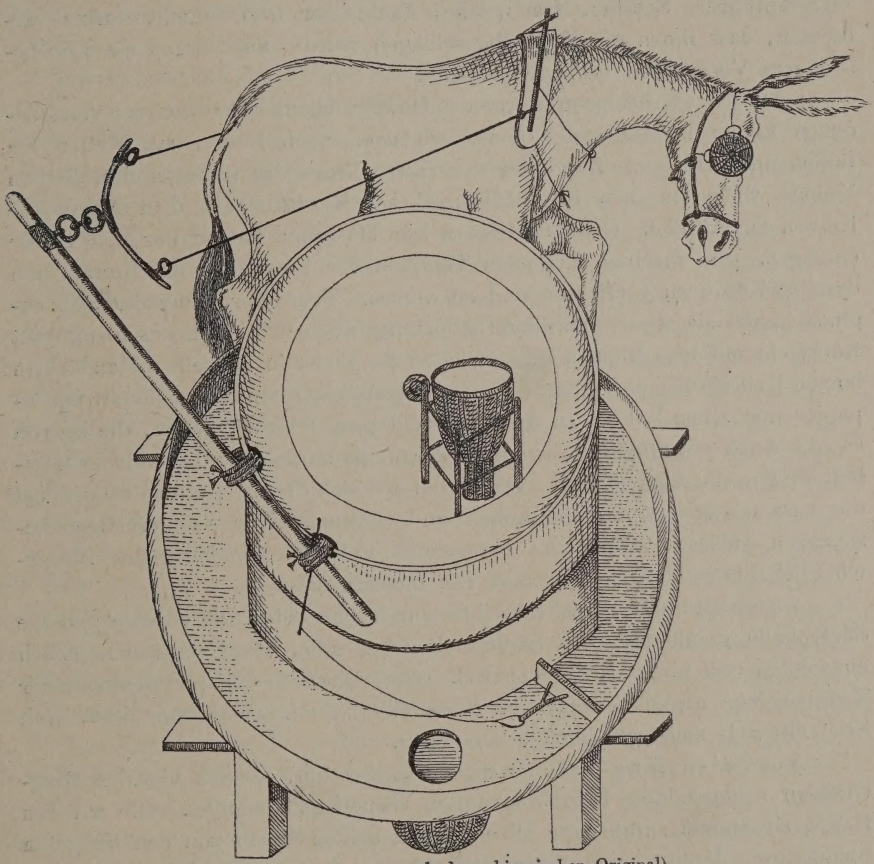
Die Bauart mancher Häuser in den Dörfern war eine von der gewöhnlichen etwas abweichende. Sie hatten kleine, viereckige oder runde, nach der Strasse gekehrte Fenster und flache Dächer, auf denen hier und da Frauen Wäsche zum Trocknen aufhingen.

Dicht vor Shun-tê-fu kamen wir durch grosse Pfirsichpflanzungen. Die Stadt selbst zeichnet sich wie Chêng-ting-fu durch ihre stark befestigten

---

[1] 扇車. [2] 順德府.

Thore aus. Jedes Thor besteht aus drei durch Mauern von einander getrennten Höfen mit vier einzelnen Thoren. Die Fahrstrasse führt im Bogen durch alle vier hindurch. Nahe am Nordthore liegt die katholische Mission, ein schlichtes chinesisches Gebäude mit eisernem Kreuz. Noch spät Abends fuhr ich zum Districtsmagistrat, um persönlich die Aufhebung meiner Escorte zu erwirken, wurde jedoch nicht empfangen, da der betreffende Beamte angeblich dienstlich abwesend war. In Shun-tê-fu scheint Abends eine aussergewöhnlich strenge polizeiliche Controle geübt zu werden, denn auf



Handmühle (getreu nach dem chinesischen Original).

dem Heimwege zum Gasthof wurde mein Wagen von einem Polizisten angehalten. Er leuchtete, um zu sehen, wer darin sass, mit einer Laterne hinein, liess uns dann aber ungehindert weiter fahren. Im Gasthofe theilte mir mein Diener mit, dass der Karrenführer auf das Trinkgeld, welches er zu erhalten erwarte, einige Dollar von ihm geliehen habe. Obgleich er ihm schon das noch ausstehende halbe Reisegeld in Raten ausbezahlt habe — wozu ich ihn übrigens gar nicht ermächtigt hatte —, behaupte jener, kein Geld mehr zu besitzen, um die Reise fortsetzen zu können. Ich nahm hiervon mit dem Bemerken Kenntniss, dass, wenn er dem Karrenführer Geld

leihe, er dies auf eigene Gefahr thue und ich den letzteren, falls er sich weigere weiter zu fahren, schon durch die Localbeamten dazu zwingen lassen würde. Hierauf fuhr er denn auch, ohne weitere Erpressungsversuche zu machen, ruhig weiter. Die ganze Classe der Karrenführer ist auch bei den Chinesen wegen ihrer Geldgier und Eigenwilligkeit übel beleumdet. Ein chinesisches Sprüchwort sagt sehr drastisch:

Ch'ê ch'uan tien chiao ya,
Wu tsui yeh kai sha[1],

»Karrenführer, Schiffer, Gastwirthe, Eseltreiber und Commissionäre verdienten, dass ihnen der Kopf abgeschlagen würde, auch wenn sie kein besonderes Verbrechen begangen haben«.

Als ich am nächsten Morgen aufbrach, lagen unter den vor verschiedenen Läden befindlichen Colonnadengängen noch Bettler auf Matten am Boden und schliefen. Zur Feier des ersten Tages des sechsten chinesischen Monats waren in dem Kuanti-Tempel am Nordthor auf dem Altare die Kerzen angezündet. Grosse Schaaren von Matronen kamen uns vom Lande entgegen. Sie machten bei allen Tempeln der Umgegend die Runde, um daselbst Kotou zu verrichten und zu opfern. Trotz der glühenden Sonnengluth hatten sie weder eine Kopfbedeckung noch einen Sonnenschirm. Mit Rücksicht auf ihre kleinen Füsse hielten sie meist in der einen Hand einen langen Krückstock als Stütze. In einem Handkörbchen trugen sie ihr Opferpapier und einen Imbiss, in der Regel ein paar frische Gurken, die sie roh assen. Auch vor allen Schreinen am Wege, ganz gleichgültig, welcher Gottheit er geweiht sein mochte, verneigten sie sich dreimal, wobei sie dreimal die zusammengelegten Arme hoben und senkten. Nur bei derartigen besonderen Anlässen strömt das chinesische Volk zu den Tempeln; für gewöhnlich findet man sie leer und von niemand besucht.

Ausserhalb der Stadt fuhr ich durch eine über die Strasse gebaute Säulenhalle, gebildet aus vier Säulenreihen aus Stein. Das Dach war natürlich eingefallen und nicht wieder reparirt. Der eigentliche Zweck dieses, einer Tempelanlage gegenüberliegenden Bauwerks ist mir nicht ganz klar. Ich habe nirgends sonst ein ähnliches gesehen.

Vor Pai-hsiang-hsien[2], meiner Raststation, sah ich vier den Ming-Gräbern nachgebildete Begräbnissstätten vornehmer Familien. Die auf den Haupt-Grabhügel zuführende Allee war zu beiden Seiten von den obligaten Steinfiguren flankirt, von denen sich immer zwei gleichartige gegenüberstanden. Die kleinen Löwen auf den am Eingang stehenden Säulen sahen genau wie Frösche aus, auch die übrigen Figuren: Widder, gesattelte Pferde u. s. w. waren sehr plump gemeisselt.

Die Nacht, welche ich in Pai-hsiang-hsien verbrachte, war ganz unerträglich durch die tropische Hitze. Selbst die Chinesen sassen auf dem

---

[1] 車船店脚牙
無罪也該殺.

[2] 栢鄉.

Hofe umher, ohne Schlaf finden zu können. Ich versuchte lange Zeit vergebens, mich durch ein nasses Handtuch etwas abzukühlen, erst nach mehreren Stunden gelang es mir, einzuschlafen. Glücklicherweise erhob sich am nächsten Morgen ein angenehm kühler Nordwind.

Durch eine etwas öde Gegend, in der die Dörfer recht spärlich waren, gelangte ich am 26. Juni Mittags nach Chêng-ting-fu, von wo ich auf demselben Wege, auf welchem ich gekommen, wieder nach Peking zurückkehrte. Obgleich der Boden bei Chêng-ting ziemlich sandig war, gediehen doch Bohnen und Sorghum zusehends recht gut und hatten schon eine beträchtliche Höhe erreicht.

Das allmähliche Vordringen europäischer Waaren in China wurde mir in Chêng-ting-fu durch einen Hausirer veranschaulicht. Derselbe bot neben kleinen schwarzen Feuersteinen und Zunder Triester Schwefelhölzer zum Verkauf. Ganz ausgespielt hat der Feuerstein seine Rolle noch nicht, namentlich bei kleinen Leuten ist er noch ausschliesslich im Gebrauch. Die österreichischen Zündhölzer in kleinen runden Schachteln mit Sandreibfläche erfreuen sich bei den Chinesen besonderer Beliebtheit, sowohl wegen ihrer bunten Köpfe als auch, weil sie besser anbrennen, als die meist sehr schlecht imitirten schwedischen Streichhölzer. — Da durch das beständige Hin- und Herschütteln im Wagen mein von Peking mitgebrachter Sonnenschirm ganz zerrieben worden war, so dass ich ihn, damit die Sonne nicht durchschien, sehr geschickt drehen und wenden musste und mich deshalb sogar etwas vor den Chinesen genirte, so kaufte ich mir in einem Laden in Chêng-ting-fu einen neuen. Neu war er gerade nicht mehr, sondern ein schon stark verblichener Ladenhüter von grossen Dimensionen, der einzige seiner Art, der in der ganzen Stadt zu haben war. Er kostete allerdings auch nur halb so viel, als ein europäischer Kaufmann in China dafür gefordert haben würde. Schwarzseidene Regenschirme, welche die Chinesen mehr benutzen, waren in grosser Auswahl vorhanden. Ich kaufte ausserdem noch einige Stück Seife. Sie waren so klein, dass sie mehr zum Schmuck als zum Waschen bestimmt zu sein schienen.

Von Chêng-ting-fu ab fuhr ich wieder mit drei anderen Karren zusammen. In einer derselben sass ein Commis einer Suchou-Seidenfirma. Er führte seine Geschäftsflagge und hatte zum Schutz gegen Räuber einen Säbel und einen Carabiner bei sich, die er an den beiden Seitenwänden seiner Karre angebunden hatte, so dass der Lauf des Gewehres nach aussen gerichtet war. In der Mündung desselben steckte ein rother Haarbüschel, der vielleicht den Feuerstrahl markiren sollte. In Folge der drückenden Hitze hielt unsere Wagencolonne fast unter allen grossen schattigen Bäumen am Wege an, und stiegen wir insgesammt aus, um uns einige Minuten im kühlen Schatten zu lagern. Ich fand, dass meine chinesischen Mitreisenden die Hitze kaum weniger schwer empfanden als ich selbst. Am Abend blitzte und donnerte es stark und fiel auch ein wenig Regen, der indess die Temperatur kaum wesentlich veränderte.

In Ting-chou kam ein Verkäufer von Augensalben und rothen Stiften, die zur Beseitigung von Hautunreinigkeiten dienen sollen, zu mir in's Gast-

haus. Die Augenmittel von Ting-chou haben grossen Ruf. Da ich nichts von seinen Medicamenten kaufte, drehte er den Spiess um und fragte mich, ob ich ihm nicht einige Mittel zur Heilung von allerhand Geschwüren verschreiben könnte.

Auf der nach Ting-chou führenden Chaussee waren die Weidenschösslinge, welche ich bei meiner Ausreise in die Erde gesteckt sah, zum grössten Theil eingewachsen und hatten schon Zweige bekommen. In verschiedenen Dörfern sassen die Jungen in den Weidenbäumen, in einem sogar ein Mädchen von etwa 10 Jahren, das trotz seiner verkrüppelten Füsse hinaufgeklettert war, und hackten Zweige. Wozu diese dienen sollten, bemerkte ich in Tang-shan-chiao. Dort waren vor allen Häusern Thongefässe aufgestellt und Weidenzweige hineingesteckt. Auf die Gefässe hatte man gelbe Zettel mit Aufschriften wie: »Die 9 Ströme und die 8 Flüsse«, »Die 5 Seen und die 4 Meere[1]« geklebt. Zweck davon war, den Regengott, dem die Weide heilig, dadurch zum Regnen zu bewegen. An einem anderen Orte hatte man zu einem energischeren Mittel gegriffen. Um den Regengott die unerträgliche Hitze selbst fühlen zu lassen und dadurch zur Einsicht zu bringen, hatte man seine blaue Statue aus seinem kühlen Tempel herausgeholt und mitten in die Sonne gesetzt, während die Tempelaufseher für sich selbst daneben eine Mattenbude aufgeschlagen hatten. Ich fragte sie, ob sie den Drachenkönig etwa ein wenig erwärmen wollten, um ihn zum Regnen zu veranlassen, was sie grinsend bejahten. Dies Mittel blieb nicht ganz ohne Wirkung, denn in der folgenden Nacht blitzte es sehr stark und regnete ein wenig. Die Freude darüber bei der Landbevölkerung war gross, am nächsten Morgen sah ich die jubelnde Dorfjugend mit Weidenkränzen im Haar wie toll umherspringen. Als ich mich An-su-hsien näherte, tönte mir von allen Dörfern das Dröhnen der Pauken entgegen. Von allen Ortschaften brachte man die Götterbilder, nicht nur das des Regengottes, sondern auch die der übrigen Gottheiten des Himmels: der Sonne und des Mondes, des Blitzes und Donners, sowie auch einige Tabletts mit den Namen der Gottheiten in feierlicher Procession in die Districtshauptstadt, damit dort der Districtsmagistrat vor denselben opfere. Voran zogen Jung und Alt, alle mit Weiden bekränzt, dann kamen, von Kindern an Stangen getragen, die Gongs und die Kesselpauken, darauf die übrige Musik: Flöten, Hörner, Clarinetten, Schalmeien und zuletzt, von etwa zwanzig Mann getragen, auf einem Throne sitzend das grünbekränzte Götterbild. An den Lehnen des Thronsessels waren lange Hölzer mit Glocken befestigt, die bei der hüpfenden Bewegung der Träger hin- und herschwangen. Es schien Gebrauch zu sein, die Glocken nie verstummen zu lassen, denn auch wenn einen Augenblick ein Halt eintrat, hüpften die Träger dennoch auf der Stelle, so dass die Hölzer auf- und niederflogen. Länger konnte der Drachenkönig dem Flehen seiner Gläubigen nicht widerstehen, in der nächsten Nacht vom 29. auf den 30. Juni kam ein strömender Regen mit solcher Gewalt, dass am nächsten Tage die Wege schon fast unpassirbar

[1] 九江八河, 五湖四海.

waren. Wir mussten, bevor wir am nächsten Morgen aufbrachen, erst das Aufhören des Regens abwarten. Ein Chinese, dessen Bekanntschaft ich im Gasthofe zu Pei-ho machte, da er mein Zimmernachbar war, unterbrach seine Reise wegen des Regens, vermuthlich, weil seine Amme, die er bei sich hatte, zu ängstlich war. Es war dies ein junger Mann von etwa 20 Jahren aus Shantung, der in Begleitung dreier Diener und seiner Amme zur Audienz beim Kaiser nach Peking fuhr. Die Amme spielt in vornehmen chinesischen Familien eine grosse Rolle, der junge Herr steht zu ihr in einer Art Pietätsverhältniss und hat ihren Weisungen ebenso wie denen der Eltern und des Lehrers unweigerlich Folge zu leisten. Die Amme des jungen Beamten schien indess ganz gutmüthig zu sein, denn sie gestattete ihrem Schutzbefohlenen, sich einige recht leichtsinnige Lieder von den Sängerinnen vorsingen zu lassen.

Da die Fahrstrasse an den meisten Stellen tiefer als die Felder lag und keine Abflussgräben hatte, so war das Wasser von den Äckern auf die Strasse herabgesickert und hatte diese auf weite Strecken in einen Morast verwandelt. Dem düsteren, schwarz gestrichenen katholischen Missionsgebäude bei Hou-pei-tien gerade gegenüber hatte das Wasser einen förmlichen Teich auf der Chaussée gebildet und stieg bei der Durchfahrt bis an die Wagenachse. Nackte Männer wateten vom einen Ende des Teiches zum anderen und führten für einige Käsch die störrischen Maulthiere am Zügel durch das Wasser. In den Dörfern badeten die Kinder in den über Nacht entstandenen schmutzigen Sümpfen. Die Felder, welche wegen der Dürre bislang brach gelegen hatten, wurden jetzt überall schleunigst bestellt. Die Brücke über den Fluss bei Pei-ho war bereits abgebrochen, und wir mussten deshalb auf Fähren übersetzen. Die Maulthiere wateten bis an den Hals im Wasser durch den reissenden Strom hindurch.

Bei Sung-lien-tien wurden vier schwere Verbrecher mit wirrem Haar und langen struppigen Bärten auf zwei Karren an uns vorüber transportirt. Während der Gefangenschaft dürfen Sträflinge nicht rasirt werden. Sie hatten eiserne Reifen um Hals, Arme und Beine. Drei derselben waren daran mit Ketten an einander geschmiedet. Einen anderen Sträfling sah ich am folgenden Tage in Liang-hsiang an einem eisernen Halsband mit Kette, die Hände gefesselt, durch die Strassen führen. Drei Mann in Civil, mit Regenschirmen und Fächern bewaffnet, gingen hinter ihm her.

Als wir die Liu-li-ho-Brücke passirten, brach einer der vor uns her fahrenden Karren durch die furchtbaren Stösse auf dem holperigen Steinpflaster die Achse. Die Folge war, dass alle folgenden Karren sofort von der Brücke hinunter und unterhalb derselben durch den Morast fuhren. Bald darauf blieb mein Wagen im Koth stecken, und es gelang dem Kutscher nur mit grosser Mühe, ihn wieder flott zu machen. Das Ziehen durch den stellenweise fusshohen Dreck war für die Maulthiere so beschwerlich, dass sie alle 10 Schritt einen Augenblick anhalten mussten, um zu verschnaufen und neue Kraft zu sammeln. Den grössten Nutzen von dem Regen hatten die Eseltreiber. Ihre Thiere wurden überall von Reisenden gemiethet, die unter anderen Umständen zum grössten Theil zu Fuss gegangen wären. Auf

den verhältnissmässig trockenen Fusspfaden bewegten sie sich mit Leichtigkeit vorwärts.

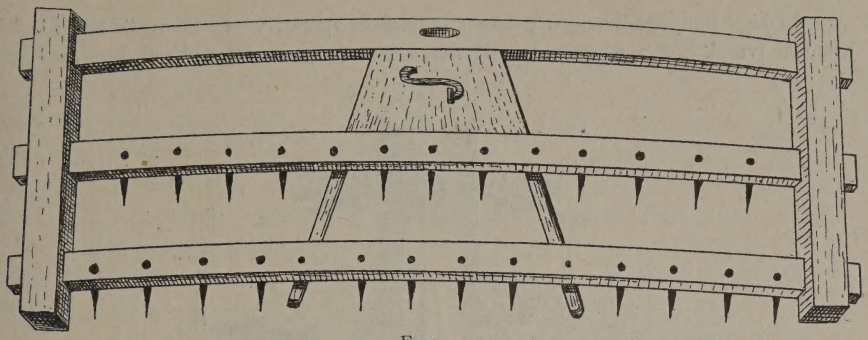
Dicht vor Ch'ang-hsing-tien, meinem letzten Nachtquartier vor Peking, wurde unsere Weiterfahrt durch eine grosse Lastkarre gehemmt, die sich auf der Chaussée mitten in einem Sumpfe festgefahren hatte. Ich forderte meinen Karrenführer auf, in unserem eigenen Interesse seine beiden Thiere vorzuspannen. Er entgegnete, dass er wohl für einen Freund und Bekannten, aber nicht für einen ganz fremden Menschen seine Maulthiere hergeben könne. Auch mein Diener erklärte, dass das ganz gegen die chinesische Sitte sei. Ein anderer Fuhrmann, der mit dem festgefahrenen bekannt zu sein schien, spannte zuletzt seine Maulthiere vor und liess sie auf dem höher gelegenen Fusswege mitziehen. Aber auch so rührte sich die Karre nicht vom Fleck, obgleich die Fuhrleute von ihren Peitschen ausgiebigen Gebrauch machten. Das einzige Resultat war, dass die vorgespannten Maulthiere beim Anziehen ausglitten und auf die Chaussee in das Wasser hinunterfielen, wo sie, da sie sich in ihrem Geschirr verwickelten, fast ertrunken wären, wenn nicht sofort die Karrenführer nachgesprungen wären und ihnen den Kopf über Wasser gehalten hätten. Nachdem wir über eine Stunde gewartet hatten, gelang es meinem Karrenführer, im Bogen um die im Koth steckende Karre herumzufahren. Bei der Gelegenheit war das »Häschen« über und über mit Dreck bespritzt. Da der Karrenführer seine Bürste verloren hatte, so kratzte er es, als es trocken geworden war, mit den Fingern rein.

In meinem Gasthofe in Ch'ang-hsing-tien befand sich eine Schule. Als wir gegen 7 Uhr Abends ankamen, gingen die Kinder gerade nach Haus und waren am nächsten Morgen um 6 Uhr, als wir abfuhren, schon wieder versammelt. Das Loos eines chinesischen Schulknaben ist kein beneidenswerthes. Einen Tag wie den anderen hat er vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang in der Schule zu sitzen. Spazierengehen und Turnen kennt er nicht. Nur zu Neujahr und bei Familienfesten hat er Ferien.

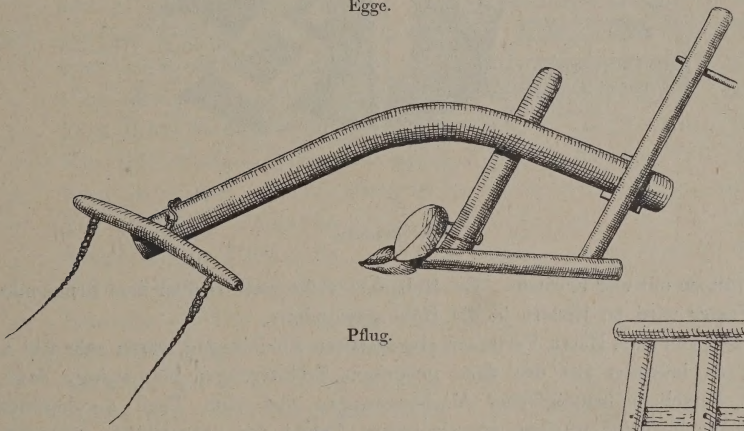
In der Nacht brach wieder ein starkes Gewitter los. Der Hun-ho war zu einem starken Strome angeschwollen und floss rauschend um die Pfeiler der Lu-kou-ch'iao-Brücke. Da die Wege ziemlich hoch lagen, so erreichte ich Peking am 2. Juli gegen Mittag ohne weiteren Zwischenfall. Hätte ich noch etwas gezögert, so würde ich zu Wagen nicht mehr haben nach Peking gelangen können, denn es begann jetzt die Regenzeit, die in kürzester Frist alle Verkehrswege für Karren unfahrbar machte.

Einige weitere Abbildungen.
(Bemerkung der Redaction.)

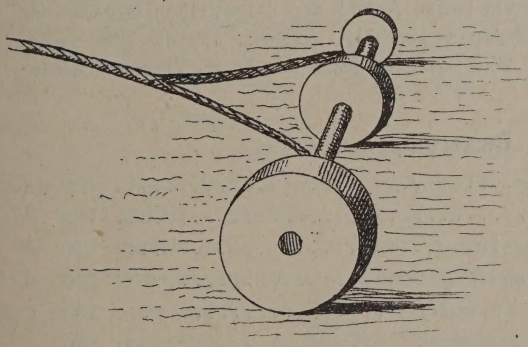
(Die aus mehrfachen Gründen empfehlenswerthe Einrichtung, die von dem Herrn Verfasser eingesandten Abbildungen an den betreffenden Stellen in den Text der Reisebeschreibung selbst aufzunehmen, wurde leider erst getroffen, nachdem der Druck der beiden ersten Bogen vollendet war. Es folgen daher nachstehend noch diejenigen Abbildungen, welche an frühere Stellen des Aufsatzes gehören. Es sind dies: 1. Eine Egge. 2. Ein Pflug. 3. Eine Säemaschine. 4. Walze mit drei Steinrollen. 5. Ein Ackerschlitten.



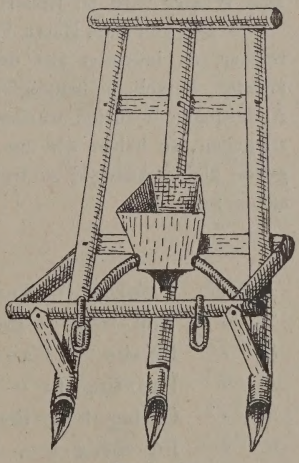
Egge.



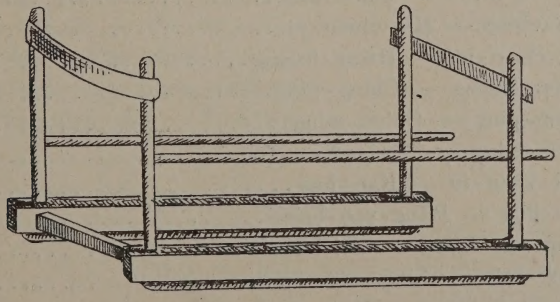
Pflug.



Steinrolle.

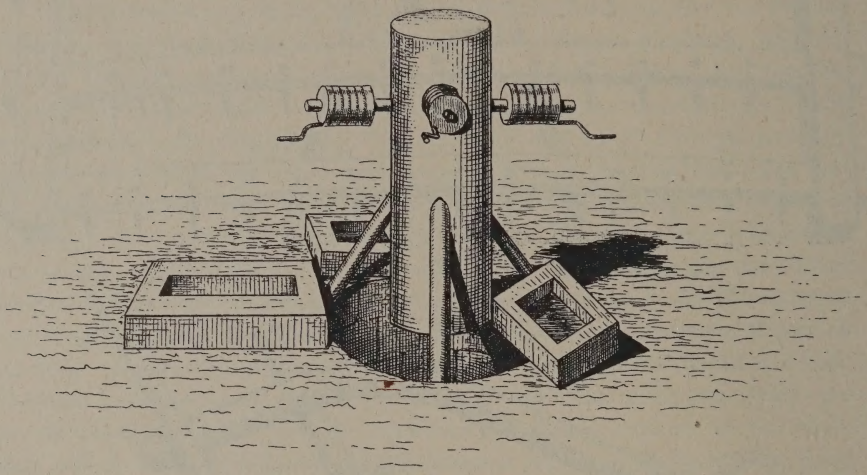


Säemaschine.



Ackerschlitten.

Obige fünf Abbildungen gehören sämmtlich zu S. 15. Endlich: 6. Ein Feldbrunnen (vergl. S. 22), wozu noch folgende Erläuterung des Herrn Verfassers gehört:



Feldbrunnen.

»Feldbrunnen mit vier Kurbeln. Ein Holzpfahl steht gestützt über dem Brunnenloche. Das Wasser wird an Eimern in die Höhe gewunden«.

Die von dem Herrn Verfasser eingesandten Abbildungen waren sehr viel zahlreicher, da indessen aus den dazu gehörigen Erläuterungen hervorging, dass die meisten derselben mannigfacher Verbesserungen und zum Theil durchgreifender Änderungen bedürfen würden, um ein treues Abbild der dargestellten Gegenstände zu geben, so haben wir uns mit Bedauern genöthigt gesehen, nur die jetzt vorliegende kleine Auswahl zu treffen. Wir lassen nunmehr den Herrn Verfasser wieder selbst reden.)

Reiseroute.

1.	Mai.	Peking — Tou-tien	100 Li
2.	»	Tou-tien — Pei-ho	130 »
3.	»	Pei-ho — Pao-ting-fu	110 »
4.	»	Pao-ting-fu — Ch'ing-fêng-tien	120 »
5.	»	Ch'ing-fêng-tien — Fu-chêng-i	130 »
6.	»	Fu-chêng-i — Huo-lu-hsien	130 »
7.	»	Huo-lu-hsien — Pan-chiao	85 »
8.	»	Pan-chiao — Hsi-chiao-pu	100 »
9.	»	Hsi-chiao-pu — Hsing-hsiang	60 »
10.	»	Hsing-hsiang — Ching-ping	95 »
11.	»	Ching-ping — Chien-ming	90 »
12.	»	Chien-ming — T'ai-yüan-fu	50 »
14.	»	T'ai-yüan-fu — Kao-hua	100 »
15.	»	Kao-hua — P'ing-yao-hsien	110 »
16.	»	P'ing-yao-hsien — Chieh-hsiu	85 »
17.	»	Chieh-hsiu — Ling-shĭh-hsien	85 »
18.	»	Ling-shĭh-hsien — Huo-chou	90 »

19. Mai.	Huo-chou	Hung-tung	85 Li
20. »	Hung-tung	P'ing-yang-fu	60 »
22. »	P'ing-yang-fu	Kao-hsien-chên	100 »
23. »	Kao-hsien-chên	Wên-hsi-hsien	110 »
24. »	Wên-hsi-hsien	Yün-ch'êng	110 »
25. »	Yün-ch'êng	Yü-hsiang-hsien	90 »
26. »	Yü-hsiang-hsien	Han-yang-chên	98 »
27. »	Han-yang-chên	Hua-shên-miao	90 »
28. »	Hua-shên-miao	Chih-shui	100 »
29. »	Chih-shui	Lin-t'ung	95 »
30. »	Lin-t'ung	Hsi-an-fu	50 »
2. Juni.	Hsi-an-fu (Si-ngan-fu)	Lin-t'ung	50 »
3. »	Lin-t'ung	Chih-shui	95 »
4. »	Chih-shui	Hua-shên-miao	100 »
5. »	Hua-shên-miao	Pan-tou-chên	90 »
6. »	Pan-tou-chên	Ling-pao-hsien	110 »
7. »	Ling-pao-hsien	Tse-chung	100 »
8. »	Tse-chung	Ying-hao	90 »
9. »	Ying-hao	T'ieh-mên	90 »
10. »	T'ieh-mên	Honanfu	90 »
12. »	Honanfu	Yen-shïh-hsien	70 »
13. »	Yen-shïh-hsien	Sse-shui-hsien	120 »
14. »	Sse-shui-hsien	Chêng-chou	110 »
15. »	Chêng-chou	Chung-mao-hsien	70 »
16. »	Chung-mao-hsien	K'ai-fêng-fu	70 »
18. »	K'ai-fêng-fu	Yen-chin-hsien	100 »
19. »	Yen-chin-hsien	Wei-hui-fu	70 »
20. »	Wei-hui-fu	I-kou	120 »
21. »	I-kou	Fêng-lo-chên	120 »
22. »	Fêng-lo-chên	Han-tan-hsien	120 »
23. »	Han-tan-hsien	Shun-tê-fu	120 »
24. »	Shun-tê-fu	Pai-hsiang-hsien	130 »
25. »	Pai-hsiang-hsien	Luan-chêng	110 »
26. »	Luan-chêng	Fu-chêng-i	100 »
27. »	Fu-chêng-i	Ch'ing-fêng-tien	130 »
28. »	Ch'ing-fêng-tien	Pao-ting-fu	120 »
29. »	Pao-ting-fu	Pei-ho	110 »
30. »	Pei-ho	Cho-chou	90 »
1. Juli.	Cho-chou	Ch'ang-hsin-tien	90 »
2. »	Ch'ang-hsin-tien	Peking	50 »

Ortsnamen auf Reiseroute.

Peking	*Liang-hsiang	Liu-li-ho
*Feich'êng	Tou-fu-tien oder Tou-tien	Cho-chou
Ch'ang-hsin-tien		Sung-lin-tien

Hou pei-tien
*Ting-hsing
Pei-ho
*An-su
Pao-ting-fu
Fang-shun-ch'iao
*Wang-tu
Ch'ing-fêng-tien
Ting-chou
Ming-yüeh-tien
Fu-chêng-i
Chêng-ting-fu
*Huo-lu
Yü-shui-tien
*Ching-hsing
Pan-chiao
Hsi-chiao-tien
P'ing-ting-chou
*Shou-yang
T'ai-an-i
Shïh-tieh
Ma-lien-tien
T'ai-yüan-fu
Hsiao-tien
*Hsü-kou
Chia-ling-tien
*Ch'i-hsien
*P'ing-yao
*Chieh-hsiu
Liang-tu-chên
*Ling-shïh-hsien
Jên-i
Huo-chou
*Chao-ch'êng
*Hung-tung
P'ing-yang-fu
Kao-hsien-chên
*Wên-hsi
Pei-tu
*Lu-t'sun
Chieh-chou
*Yü-hsiang
Han-yang
T'ung-kuan
*Hua-yin
Hua-chou
Chih-shui
*Wei-nan
Ling-kou
*Lin-t'ung
Hsi-an-fu (Si-ngan-fu)
P'an-tou
*Wên-hsiang
*Ling-pao
Shan-chou
Tsz'ë-chung
Chang-mao
Chia-shih
Kuan-yin-tang
Ying-hou
*Mien-ch'ïh
T'ieh-mên
*Hsin-an
Tsz'ë-chien
Ho-nan-fu
Pai-ma-ssë
*Yen-shïh
Pu-chou
*Kung-hsien
*Ssë-shui
*Yung-yang
Chêng-chou
Chung-mao
K'ai-fêng-fu
Hei-kang
*Yen-chin
Wei-hui-fu
Pi-kan-mu
*Ch'i-hsien
T'ang-yang
Chang-tê-fu
Fêng-lo
Tsz'ë-chou
*Han-tan
Ta-lien
*Sha-ho
Shun-tê-fu
Nei-chiu
*Pai-hsiang
Chao-chou
*Luan-chêng
Shih-li-p'u

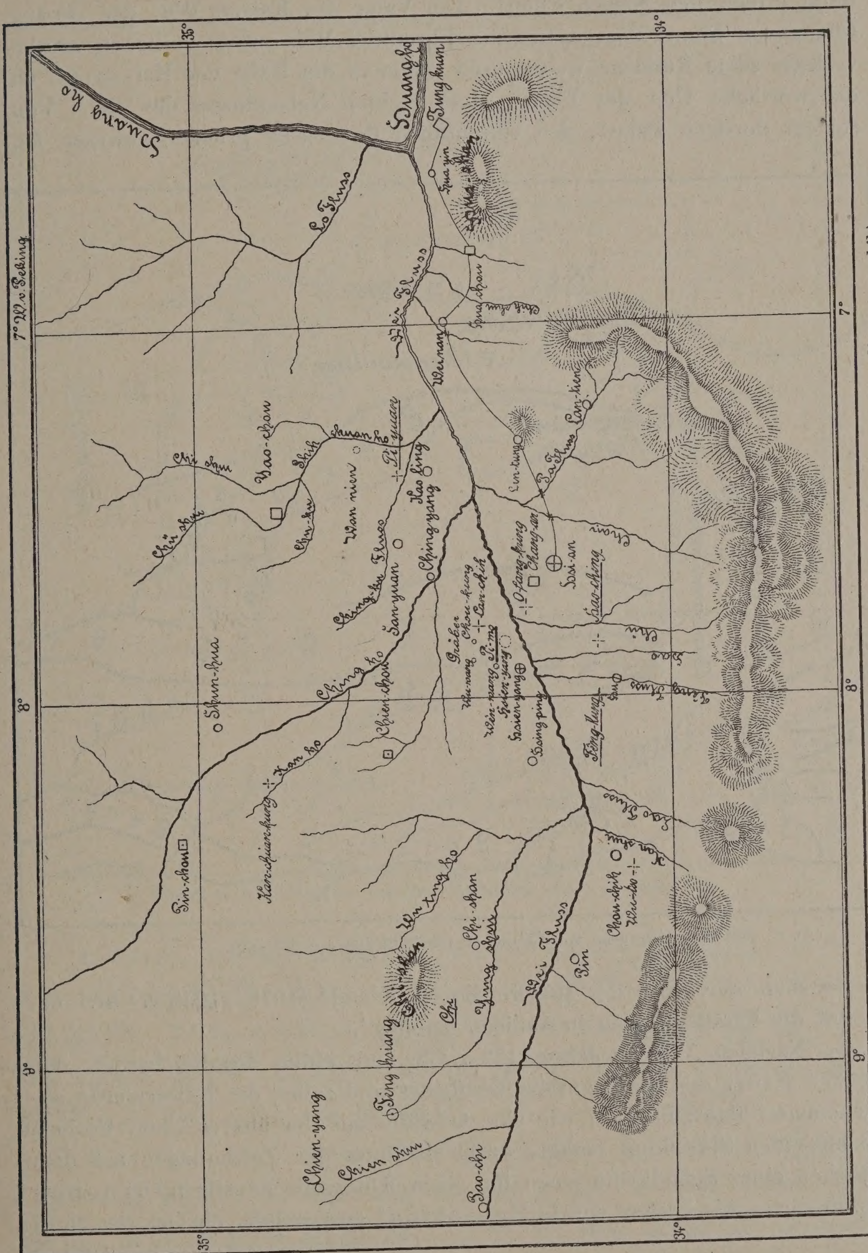
Anhang.

I. Ch'ang-an im Alterthume.

Das Fürstenhaus der Chou war bereits Jahrhunderte lang in der Provinz Shensi ansässig, bevor es seine Residenz in die Nähe des heutigen Hsi-an-fu verlegte. Ein Vorfahr des ersten Chou-Kaisers Wu-wang, T'an-fu[1], später T'ai-wang[2], »der prinzliche Ahn« titulirt, war Fürst von Pin[3], dem heutigen Pin-chou[4]. Da er beständig von den nördlichen Barbaren, den

[1] 亶父. [2] 太王. [3] 豳. [4] 邠州.

Ti[1], bedrängt wurde und durch alle seine Tributsendungen, bestehend aus Fellen, Seidenstoffen, Edelsteinen, Hunden und Pferden, den Frieden nicht

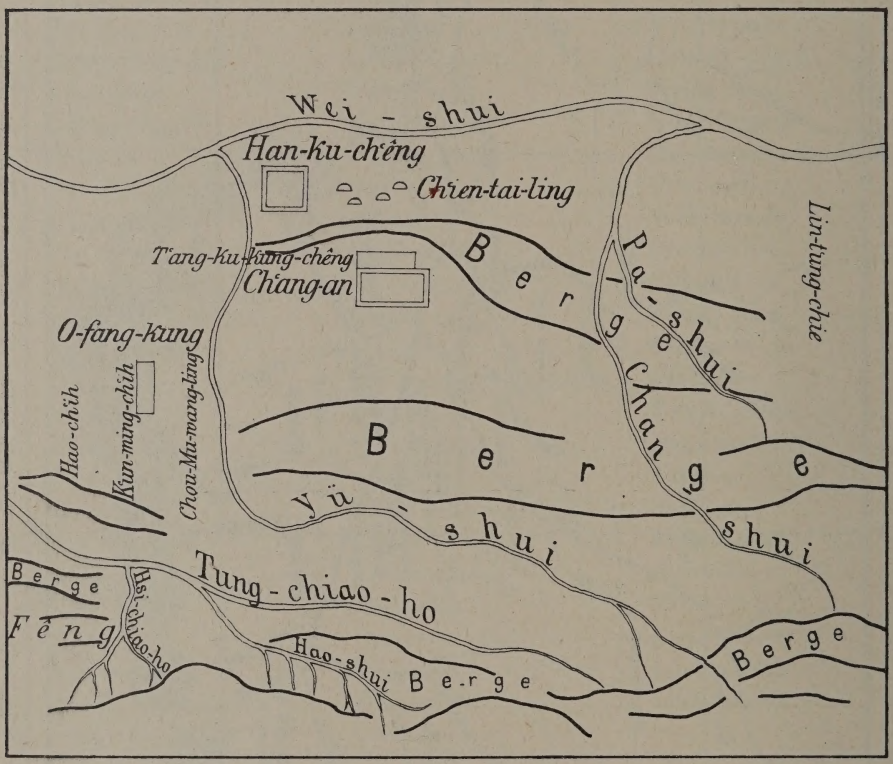


Hsi-an-fu und Umgegend (nach dem Ch'un-ch'iu-ti-li-k'ao-shih-fu und dem Ch'ang-an-chih).

erkaufen konnte, so wanderte er im Jahre 1327 v. Chr. mit seinen Mannen aus und liess sich am Berge Ch'i-shau[2] in der heutigen Praefectur Fêng-

[1] 狄. [2] 岐山.

hsiang-fu[1] nieder. Anfangs zählte die neue Niederlassung nur 3000 Familien, doch strömte bald immer mehr Volk dort zusammen. Das neue Fürstenthum erhielt den Namen Chou[2]. Der Vater des Kaisers Wu, der Herzog Chang von Chou, dem später der Ehrentitel Wên-wang verliehen wurde, verlegte seine Residenz weiter nach Osten in die Nähe von Hsi-an-fu, an das westliche Ufer des Fêng[3], eines rechten Nebenflusses des Wei. Von seinem dortigen Palast, der vermuthlich noch sehr primitiv gewesen ist,



Umgegend von Ch'ang-an (nach Ch'ang-an-chih-t'u).

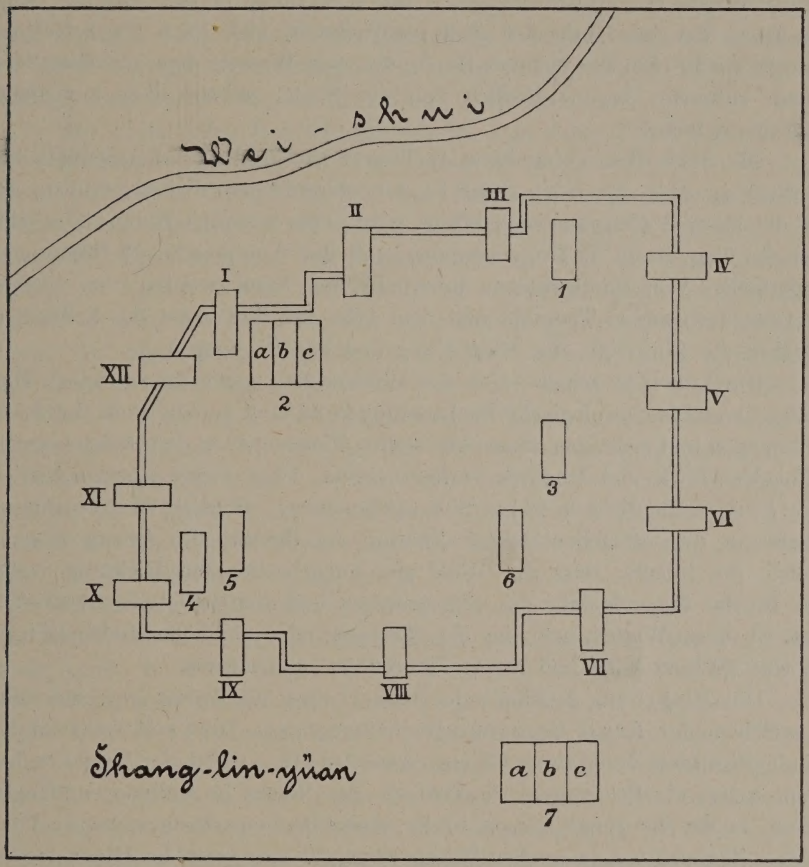
weiss man nur, dass der spätere Kaiser K'ang[4] (1078—1053 v. Chr.) daselbst die Vasallenfürsten in Audienz empfing[5].

Nachdem Wu im Jahre 1122 v. Chr. mit Hülfe des Reichsadels den letzten Kaiser der Yin-Dynastie vernichtet und selbst die Kaiserwürde angenommen hatte, liess er, wie eine Ode des aus der älteren Chou-Periode stammenden Shih-king besagt, durch Prüfung der Zeichnungen auf dem Rücken einer Schildkröte einen für einen Königssitz günstigen Ort vorausbestimmen. Als solcher wurde Hao-ching[6] ausgewählt, ein Ort, der 25 Li

---

[1] 鳳翔. [2] 周. [3] 澧 oder 豐. Shiking Part. III B. 1 (10). [4] 康王. [5] Der Palast soll im heutigen District 鄠縣 Hu-hsien gelegen haben. [6] 鎬京.

von Fêng[1], der Residenz des Wên-wang, an der östlichen Seite des gleichnamigen Flusses und 30 Li südlich von Ch'ang-an gelegen haben soll. Die



Grundriss von Ch'ang-an zur Han-Zeit (nach Ch'ang-an-chïh-t'u).

1. Thore. I Hêng-mên 橫門. II Lo-ch'êng-mên 洛城門. III Li-ch'êng-mên 利城門. IV Hsüan-p'ing-mên 宣平門. V Ch'ing-ming-mên 清明門. VI Pa-ch'êng-mên 霸城門. VII Fu-ang-mên 覆盎門. VIII An-mên 安門. IX Hsi-an-mên 西安門. X Chang-ch'êng-mên 章城門. XI Chïh-ch'êng-mên 直城門. XII Yung-mên 雍門.

2. Paläste. 1 Ch'ang-hsin-kung 長信宮. 2 *a* Pei-kung 北宮. *b* Kuei-kung 桂宮. *c* Ming-kuang-kung 明光宮. 3 Ch'ang-lo-kung 長樂宮. 4 Po-liang-t'ai 柏梁臺. 5 Wei-yang-kung 未央宮. 6 Kao-ti-miao 高帝廟. 7 *a* Pi-yung 辟雍. *b* Ming-t'ang 明堂. *c* Ling-t'ai 靈臺.

[1] 豐 oder 酆.

Stadt scheint vom Hao[1], einem rechten Nebenfluss des Fêng, ihren Namen erhalten zu haben. An ihrer Stelle soll später, 120 v. Chr., vom Han-Kaiser Wu-ti ein künstlicher See, der K'un-ming-ch'ih[2], angelegt worden sein, der im Laufe der Zeit austrocknete und jetzt als Ackerland benutzt wird. Ein See Namens Hao[3], der sein Wasser dem gleichnamigen Flusse zuführte, lag nordöstlich von der Stadt, existirt aber heutzutage auch nicht mehr.

Die Stadt Hao-ching hatte 12 Thore; die Zahl 12 ist jedenfalls absichtlich gewählt, denn sie spielt in der chinesischen Wahrsagekunst, die auf die ältesten Kaiser zurückgeführt wird, eine wichtige Rolle. Der chinesische Tag ist in 12 Doppelstunden und der Kompass in 12 Richtungen eingetheilt. Von Baulichkeiten innerhalb der Stadt werden von älteren Schriftstellern ausser Tempeln und dem Altar für die Geister des Erdbodens erwähnt die Ling-t'ai, die Ming-t'ang und der Pi-yung.

Die Ling-t'ai scheint eine Art Wetterwarte gewesen zu sein. Man stellte darauf meteorologische Beobachtungen an und suchte nach den Luftströmungen und sonstigen atmosphaerischen Phaenomenen dem Reiche bevorstehendes Glück und Unglück vorherzusagen. Über diesen Aberglauben ist man heute noch nicht in China hinausgekommen. Jährlich zu Neujahr erscheint in der officiellen Peking-Zeitung ein Bericht des Astronomischen Amtes, des Inhalts, dass der Wind aus einer bestimmten Richtung wehe, was für das folgende Jahr das oder jenes zu bedeuten habe. Es ist zweifelhaft, ob diese Wetterwarte nur eine Terrasse oder ein hohes Gebäude war; sie war 20 Fuss hoch und maass 120 Schritt im Umkreis.

Die Ming-t'ang (»Glänzende Halle«) muss ein Palast gewesen sein, in welchem der Kaiser Regierungsgeschäften oblag. Dort soll während der Minderjährigkeit des Kaisers Ch'êng-wang[4] (1115—1079) der Graf von Lu, Chou-kung, als Prinzregent die Grossen des Reichs in Audienz empfangen haben, an der der junge Kaiser, hinter einem Seidenvorhang stehend, Theil nahm. Zugleich wurde in dem Palaste Shang-ti der Gott des Himmels verehrt und mit ihm zusammen auch dem Geiste des Wên-wang, des virtuellen Begründers der Dynastie, geopfert, der dadurch dem Shang-ti als ebenbürtig an die Seite gestellt werden sollte. Falls eine Notiz des Lü-shih-ch'un-ch'iu aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. zutreffend ist, war die Ming-t'ang-Halle ein ganz einfaches Gebäude mit Strohdach, bei dem Rohr und Binsen die Stelle der Balken vertraten und zu dem drei Stufen aus Erde hinaufführten. Man wollte durch diese primitive Art des Baues dem Volke ein Beispiel der Sparsamkeit geben. Es soll unten viereckig, oben rund gewesen sein, was vielleicht bedeutet, dass es ein Rundbau auf einer viereckigen Plattform war bez. dass es eine Kuppel hatte.

In einem künstlich angelegten Teiche lag der Pi-yung, eine Halle, in welcher der Kaiser Bankette zu geben pflegte. Das Shih-king spricht auch von musikalischen Aufführungen mit Trommeln und Glocken, welche da-

---

[1] 滈. [2] 昆明池. [3] 鎬池. [4] 成王.

selbst stattfanden[2]. Die Examenhalle Pi-yung-kung in Peking hat mit dem Pi-yung der Chou-Zeit das gemeinsam, dass sie rings von einem Wasserbassin umgeben ist, über das mehrere marmorne Brücken führen. Von anderen Anlagen wäre vielleicht der Kaiserliche Wildpark noch zu erwähnen, der nach Aussage des Philosophen Meneius (372—289 v. Chr.) 70 Li im Umfange maass und voll von Hasen und Fasanen war.

Hao-ching blieb Reichshauptstadt bis zum Jahre 770 v. Chr., in welchem der Kaiser Yu-wang[3] in Folge seiner Liebe zu der schönen Pao-ssę[4] Thron und Leben verlor. Da nie ein Lächeln auf ihre Lippen kommen wollte, verfiel der Kaiser auf den unglücklichen Gedanken, plötzlich ohne Grund die Signalfeuer auf den Bergen anzünden und die Kriegstrommeln wirbeln zu lassen, worauf der Reichsadel von allen Seiten herbeiströmte, und als er sah, dass man ihn nur zum Besten gehabt, verstimmt wieder abzog. Auf die Kaiserin verfehlte dieser Scherz seine Wirkung nicht, hatte aber die sehr üble Folge, dass, als später der Kaiser die Vasallenfürsten in ähnlicher Weise zum Kampf gegen die Ch'üan-jung aufbot, niemand erschien, der Kaiser selbst im Kampfe fiel, und seine Hauptstadt von den Feinden erobert und zerstört wurde. Sein Nachfolger verlegte deshalb seine Residenz nach Lo-yang in Honan und belehnte den Herzog von Ch'in, welcher ihn bei der Niederwerfung der Barbaren thatkräftig unterstützt hatte, mit dem Gebiet bei Hao-ching.

Als im Jahre 221 v. Chr. Ch'in-shih-huang-ti als erster Kaiser aus dem Hause der Ch'in den Thron bestiegen hatte, fand er, dass der Palast seiner Ahnen in Hsien-yang[4], nördlich von Hsi-an-fu, zu klein sei und liess deshalb im Kaiserlichen Park, 20 Li westlich von Hsi-an — nach einigen Quellen 14 Li nordwestlich — ein Schloss, das berühmte O-fang-kung[5] erbauen, welches an Grösse, Glanz und Pracht alles bisher dagewesene übertraf. Der Ort ist noch heute im Volke bekannt. Die Schilderungen der Bauten dieses Kaisers sind selbst bei zeitgenössischen Schriftstellern so abenteuerlich, besonders was Zahlen anbetrifft, dass man sie nur mit einiger Reserve aufnehmen darf und vieles nur als Phantasiegebilde betrachten kann. Beim O-fang-kung erklärt sich dies zum Theil daraus, dass er überhaupt nur einige Jahre bestand. 700 000 Sträflinge und Eunuchen sollen bei Anlegung dieses Palastes und anderer am Li-shan mitgewirkt haben. Um das nöthige Baumaterial herbeizuschaffen, mussten sie bis in die Provinzen Hunan und Ssech'uan gehen. Das Gebälk des O-fang-kung war aus wohlriechendem Holz. In der Haupthalle soll im oberen Stock für 10 000 Personen Raum gewesen sein, im unteren konnten 50 Fuss hohe Fahnen aufgestellt werden. Um dieselbe herum liefen Galerien, ein als Weg dienen-

---

[1] 於論鼓鐘
於樂辟廱
Shiking Part III B. 1 (8). Nach einigen chinesischen Quellen wäre der Pi-yung eine Art Gymnasium für die königlichen Prinzen gewesen.

[2] 幽王. [3] 褒姒. [4] 咸陽. [5] 阿房宮.

der Hochbau führte von derselben direct zum Kamme des südlich gelegenen Gebirges, ein ähnlicher Brückenbau nördlich über den Wei-Fluss hinüber nach Hsien-yang.

Eins der Hauptthore des O-fang-kung war das berühmte Tsz'ĕ-shĭh-mên oder »Magnetsteinthor«[1], welches ganz aus Magnetstein gebaut gewesen sein soll. Jeder Krieger im Eisenpanzer, welcher dasselbe zu passiren suchte, wurde von demselben angezogen, ja es genügte schon, heimlich eine Waffe bei sich zu tragen, um auf der Stelle festgebannt zu werden. Das Waffentragen scheint Ch'in-shĭh-huang-ti sehr ungern gesehen zu haben, denn als er seine Feinde besiegt und das Reich geeint hatte, forderte er alle Waffen heraus und liess daraus Glocken und zwölf Männerstatuen giessen, die in seinem neuen Palaste aufgestellt wurden. Es sollen Darstellungen der Kin-Ti[2]-Barbaren gewesen sein; jede Statue war 1000 chin. Pfund schwer und hatte auf der Brust eine kurze, auf die Regierung des Kaisers bezügliche Inschrift. Später stellte ein Han-Kaiser diese Statuen in seinem Palaste Ch'ang-lo-kung auf. Dort ereilte sie 192 n. Chr. ihr Schicksal, der Usurpator Tung-cho[3] liess sie bis auf zwei zerschlagen und Käsch daraus prägen. Die beiden übrig gebliebenen versuchte der Kaiser Wei Ming-ti[4] (227—239 n. Chr.) nach Loyang zu überführen, sie kamen aber nur bis zur Stadt Pa-ch'êng, wo man sie, weil sie zu schwer zu transportiren waren, stehen liess. Was dann daraus geworden ist, ist nicht bekannt.

Der O-fang-kung war, wie bereits erwähnt, nur von kurzer Dauer. Mit dem Tode des Ch'in-shĭh-huang-ti brach auch seine Dynastie zusammen. In den sich nach seinem Tode zwischen den einzelnen Fürsten entspinnenden Kämpfen wurde 206 v. Chr. Hsien-yang von Hsiang-yü zerstört und der O-fang-kung in Brand gesteckt. Drei Monate soll das Feuer gewüthet haben.

Ausser dem O-fang-kung liess Ch'in-shĭh-huang-ti innerhalb seines Stammesfürstenthums von Hsien-yang ab westlich bis Ch'i-shan-hsien[5] 270 und ausserhalb desselben 400 andere Paläste erbauen. Entweder sind diese Angaben sehr übertrieben, obwohl sie von Sse-ma-ch'ien herrühren, oder aber wir haben unter Palast »kung«[6] jede einzelne, innerhalb eines Palastes sich befindende Halle zu verstehen, die bisweilen auch als »kung« bezeichnet werden. Solcher Thronhallen hat aber ein grosser Palast gegen 30 und mehr. Alle diese Paläste standen mit einander durch erhöhte Fahrstrassen und Fusspfade in Verbindung. Ihr Gebälk war mit gestickten Seidenstoffen überkleidet und der Fussboden zinnoberroth gefärbt. »Vorhänge und Draperien, Glocken und Pauken und schöne Frauen« belebten das Innere der Paläste. Besonderer Erwähnung verdient darunter der Lan-ch'ih-kung[7], 24 Li SO von Hsien-yang. Durch Ableitung des Wei wurde ein grosser,

---

[1] 磁石門. [2] 金狄. [3] 董卓. [4] 魏明帝. [5] 岐山. [6] 宮. [7] 蘭池宮. Von verschiedenen Schriftstellern wird bestritten, dass dieser Palast von Ch'in-shĭh-huang-ti erbaut worden sei, indem sie ihn für ein Bauwerk der Han-Dynastie erklären.

künstlicher See gebildet und darin eine Insel, welche P'êng-lai-shan[1], eine der drei Inseln der Seligen, darstellen sollte, angelegt. Dort liess der Kaiser ausserdem einen, wie es heisst, 1000 Fuss langen Walfisch aus Stein aushauen.

3 Li nördlich von Ch'ang-an baute Ch'in-shih-huang-ti eine Brücke über den Wei nach Hsien-yang zu[2]. Da man beim Bau auf Schwierigkeiten stiess, so liess der Kaiser Steinfiguren starker Männer, vielleicht eine Art Karyatiden, meisseln und ihnen opfern, worauf sofort die Schwierigkeiten gehoben waren. Einige Steinbilder sollen Ende vorigen Jahrhunderts noch vorhanden gewesen sein. Die Brücke war 60 Fuss breit und 380 Schritt lang und ruhte auf 68 Bogen. Im Jahre 190 n. Chr. wurde sie von Tung-cho, und 417 von Liu-yü 劉裕 auf ihren Feldzügen gegen Ch'ang-an zerstört, aber jedesmal wieder aufgebaut. Seit 618 liess man sie zerfallen und baute an einer anderen Stelle eine neue Brücke, die heute noch existiren soll.

Sieben Jahre nach seiner Thronbesteigung (also 200 v. Chr.) liess der erste Han-Kaiser Kao-tsu in Ch'ang-an, an einem Orte, wo ein Lustschloss der Ch'in sich befand, eine Palaststadt anlegen, die er alsbald bezog. Damit wurde zugleich der Grund zu der eigentlichen Stadt Ch'ang-an[3] gelegt. Anfangs war sie sehr klein und eng, erst Hui-ti, der Nachfolger Kao-tsu's, gab ihr grössere Ausdehnung. Im Jahre 192 v. Chr. siedelte er alle Männer und Frauen, welche 600 Li im Umkreise wohnten, zusammen 146000 Personen, daselbst an, zwei Jahre darauf fügte er ihnen noch 145000 zu[4]. Die Stadt maass 65 Li im Umkreise. Ihre Mauer, aus der Erde des einige Li südwestlich von der Stadt gelegenen Lung-shou-shan[5] (d. h. »Drachenkopfberges«) gebaut, war 35 Fuss hoch, unten 15 und oben 9 Fuss breit. Sie hatte 12 Thore, 8 Haupt- und 9 Querstrassen, 9 Marktplätze und 16 Brücken.

Um die Stadtmauer herum lief ausserhalb ein 30 Fuss breiter und 20 Fuss tiefer Stadtgraben mit Steinbrücken. Die Form der Stadt war eine unregelmässige, der nördliche Theil soll dem Sternbild Pei-tou[6], Ursa major, der südliche dem Sternbild Nan-tou[7] ähnlich gewesen sein, weshalb die Stadt im Volksmunde auch wohl Tou-ch'êng[8] hiess. Bis zur Sui-Dynastie blieb das alte Ch'ang-an bestehen; der Kaiser Wên-ti verliess es im Jahre 582 n. Chr. und verlegte seine Residenz nach dem modernen Hsi-an-fu, worauf die Stadt allmählich zerfiel, so dass zuletzt nur noch ein Erdwall

---

[1] 蓬萊山.

[2] Wei-ch'iao 渭橋 oder Hêng-ch'iao 橫橋 genannt. [3] 長安.

[4] Diese Zahlen stimmen nicht zu einer anderen Angabe, wonach der District Ch'ang-an-hsien, also die Stadt nebst umliegenden Dörfern, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, 2 n. Chr., nur 246200 Einwohner hatte. Die Präfectur, damals Ching-chao-yin (京兆尹) genannt, zählte zu gleicher Zeit 682468 Einwohner. 742 n. Chr. hatte sie sich auf 1960188 vermehrt, also fast verdreifacht, wonach auch die Einwohnerschaft der Stadt Ch'ang-an selbst zur T'ang-Zeit zwischen 6—700000 betragen haben mag.

[5] 龍首山. [6] 北斗. [7] 南斗. [8] 斗城.

als Rest der früheren Stadtmauer übrig blieb. Ich sah denselben, als ich den Ort am 1. Juni aufsuchte. Einschnitte in dem Erdwall bezeichnen die Stellen, wo die 12 Thore lagen. Die alte Han-Stadt ist heutzutage in Hsi-an-fu allgemein unter dem Namen Yang-chia-ch'êng[1] »Stadt der Familie Yang« bekannt, ein Name, der wahrscheinlich daher stammt, dass diese Familie den grössten Theil des Ackerlandes innerhalb der alten Stadtmauer besitzt. Vom heutigen Hsi-an-fu liegt sie 8 Li[2] nordwestlich. Abgesehen von mehreren Weilern ist das ganze Terrain bebautes Ackerland, von allen Bauten ist auch nicht ein Stein übrig geblieben. Auch der Stadtgraben scheint mit der Zeit ausgefüllt worden zu sein.

Der erste Palast, welcher im Jahre 200 v. Chr. von Hsiao-ho[3], einem Minister Kao-tsu's, in der Südwestecke der Stadt erbaut wurde, war der Wei-yang-kung[4]. Anfangs war der Kaiser darüber ungehalten, dass sein Minister trotz der kritischen politischen Lage einen Palast in so grossartigem Stile habe erbauen lassen, wurde aber von diesem durch die Bemerkung beschwichtigt, dass nur ein solcher Palast eines Kaisers würdig sei. Die Angaben über die Grösse desselben schwanken, sie wird von 22 Li im Umkreis bis auf 31 Li angegeben. Er erhob sich auf einer Anhöhe, welche ebenfalls künstlich durch Aufschüttung von Erde vom Lung-shou-shan hergestellt war und die Stadtmauer an Höhe überragte. Auf dieser Anhöhe fand ich eine stark verwitterte Inschriftentafel des Kaisers K'ang-hi (1662 bis 1722 n. Chr.), welche bezeugt, dass an dieser Stelle einst der Wei-yang-kung gestanden hat. In einiger Entfernung davon war ein kleiner Tempel errichtet, dem man in Erinnerung an den Wei-yang-kung den Namen Wei-yang-sse gegeben hatte.

Unter den Gebäuden des Wei-yang-kung zeichnete sich der Palast der Kaiserin Chao-yang[5] durch seine besondere Eleganz aus. Dort lebte einst die berühmte Courtisane Chao-fei-yen[6] d. h. Chao, die fliegende Schwalbe, so genannt wegen ihres wunderbaren Tanzens, welche im Jahre 16 v. Chr. vom Kaiser Ch'êng-ti zur Kaiserin erhoben wurde. Die inneren Gemächer dieses Palastes waren zinnoberroth bemalt, die Decken roth lackirt. Die einzelnen Theile der Wände wurden durch vergoldete Klammern aus Kupfer zusammengehalten[7], die Treppen waren aus Marmor. Auf den Balken waren sich schlängelnde Drachen und Schlangen geschnitzt und zwar ihre

---

[1] 楊家城.

[2] Einige chinesische Quellen geben die Entfernung auf 12 oder 13 Li an. Ich fuhr vom Westthore von Hsi-an-fu ab bis zur alten Stadtmauer nur 8 Li, bis zum Wei-yang-kung 14—15 Li. Letztere Entfernung wird von den chinesischen Schriftstellern correct angegeben.

[3] 蕭何. [4] 未央宮. [5] 昭陽殿 Chao-yang-tien oder 昭陽舍 Chao-yang-shê genannt. [6] 趙飛燕.

[7] Dieses scheint mir der Sinn des schwer verständlichen Satzes: 砌皆銅沓黃金塗 im 漢書 zu sein.

Schuppenhaut so naturgetreu nachgebildet, dass niemand sie ohne Entsetzen ansehen konnte. Mit goldenen Ampeln, eingelassenen Edelsteinen, Perlen und Federn des Königsfischers waren die Wände geschmückt. Alle Vorhänge waren aus Perlen, alle Fenster und Thürflügel aus Glas, welches zu jener Zeit an Kostbarkeit mit Edelsteinen gleich hoch geschätzt wurde. Als besonderer Vorzug desselben wird gerühmt, dass es so durchsichtig sei, dass auch das feinste Haar nicht dahinter verborgen bleibe.

In den drei nördlich vom Hauptgebäude liegenden Hallen: T'ien-lu-ko, Shih-ch'ü-ko und Ch'i-lin-ko[1], welche ebenfalls Hsiao-ho ihre Entstehung verdanken, wurden die geheimen Staatsarchive aufbewahrt. In der Shih-ch'ü-ko hielt 51 v. Chr. die zur Revision der klassischen Bücher eingesetzte Commission ihre Sitzungen. Diese Halle nebst der Ch'i-lin-ko war mit den Bildern von 12 früheren, ausgezeichneten Beamten geschmückt, die der Kaiser eigens hatte malen lassen. Die Ch'i-lin-Halle soll ihren Namen von den darin gemalten Ch'i-lin's (Einhörnern) geführt haben.

Zu beiden Seiten des sogenannten Chin-ma-mên[2] standen zwei kupferne Pferde, welche dem Kaiser Wu-ti geschenkt worden waren.

In nächster Nähe des Wei-yang-kung, etwas nördlich davon, wie die einen, mehr westlich, wie die anderen behaupten, erhob sich die Po-liang-t'ai[3]. Man wird darunter wohl eine aus duftendem Cedernholz gebaute Halle zu verstehen haben und nicht eine aus 5 Reihen aus Kupfer gegossener Cedern bestehende, was auch behauptet wird. In dieser Halle soll der Kaiser Wu-ti mit den Grossen seines Reichs einen litterarischen Wettstreit abgehalten haben. Wer die beste siebenzeilige Strophe machte, sollte als Sieger vor allen anderen den Vorsitz haben[4]. Im Jahre 104 v. Chr. wurde die Po-liang-t'ai durch eine Feuersbrunst zerstört.

Innerhalb des Wei-yang-kung pflegten bereits die Han-Kaiser im Frühling die Ceremonie des Pflügens zu verrichten[5].

Einige Monate, nachdem die Po-liang-t'ai durch eine Feuersbrunst niedergebrannt war, liess Wu-ti, auf den Rath einer Priesterin bez. Zauberin, um dadurch die Macht des Feuergottes zu bannen, einen neuen grossen Palast bauen, den Chien-chang-kung[6], welcher ebenfalls über 20 Li im Umfange maass. Derselbe lag nicht innerhalb der alten Han-Stadt, sondern etwas westlich davon, vom heutigen Hsi-an-fu aus 20 Li NW. Als einzige Reste desselben sollen während der Sung-Zeit noch 10 über 30 Fuss hohe Erdschüttungen vorhanden gewesen sein, auf denen als Fundament

---

[1] 天祿閣, 石渠閣, 麒麟閣.

[2] 金馬門. [3] 柏梁臺.

[4] Der Vers des Kaisers selbst lautete: »Sonne, Mond und Sterne stehen in Harmonie zu den vier Jahreszeiten«, ein General sagte: »Unter den Barbaren Eintracht und Frieden aufrecht zu erhalten, ist wahrlich keine leichte Sache«, der Oberhofmeister meinte: »Ein herzhafter Kuss von den Lippen einer Hofdame schmeckt süss wie Confect« 嚙妃女脣甘如飴.

[5] 漢書. [6] 建章宮.

sich einst die einzelnen Hallen erhoben. Mit dem Wei-yang-kung und dem Kwei-kung[1] war er durch eine Fahrstrasse verbunden. Die Verbindung war durch einen jener, bereits beim O-fang-kung erwähnten, brückenartigen Hochbaue hergestellt, der über die Stadtmauer und den Stadtgraben hinwegführte und auf welchem die kaiserlichen Wagen bequem von einem Palast zum anderen fahren konnten. Es standen auf diese Weise die Kuang-ming-tien[2]-Halle im Kwei-kung und die Shên-ming-t'ai[3] im Chien-chang-kung direct in Verbindung. Die Shên-ming-t'ai, deren Höhe 500 Fuss betrug, war ausserdem durch eine Galerie, auf der die kaiserlichen Wagen hin und herfuhren, mit einem anderen, ebenfalls 500 Fuss hohen Gebäude, dem Ching-kan-lou[4] verknüpft. Wie der Name andeutet, war die Shên-ming-t'ai eine Art Tempel, in dem Naturgottheiten verehrt wurden. Entsprechend der Neuntheilung des taoistischen Himmels befanden sich in ihrem oberen Stock 9 Räume, in denen stets 100 taoistische Priester lebten. Oben auf dem Tempel liess der Kaiser Wu-ti ein bronzenes Götterbild aufstellen, das in der ausgestreckten Hand eine Schale hielt[5]. Auf dieser stand ein aus einem kostbaren Stein gearbeiteter Becher, in dem der Kaiser den Thau auffangen liess, den er mit Edelsteinstaub vermischt als Lebenselixir trank. Er hoffte dadurch unsterblich und selbst einer jener Götter zu werden, denen er auf der Shên-ming-t'ai opferte. Trotz seiner grossen geistigen Fähigkeiten liess sich Wu-ti von dem schon damals von den Taoisten in ausgedehntem Maasse getriebenen Mysticismus und Charlatanismus gänzlich bestricken. Seine Alchimisten wussten aus Zinnober Gold und aus Schnee Silber zu machen und die verschiedensten Lebenselixire zu brauen. Die Grösse der Hand, welche besagtes kupferne Becken hielt, wird auf 7 Handspannen im Umfang angegeben. Später versuchte der Wei-Kaiser Wên-ti (220—226 n. Chr.) das Standbild zu entfernen, dabei brach indess das Kupferbecken mit donnerähnlichem Krach entzwei. Auf zwei 250 Fuss hohen, etwa 200 Schritt von einander entfernt liegenden Thoren[6] des Chien-chang-kung sassen je ein kupferner Phoenix. Eins derselben, das sogenannte »Phoenixthor« bestand noch, als bereits alle anderen Bauten aus der Ch'in- und Han-Zeit längst zerfallen waren. Der Phoenix des anderen wurde im Jahre 30 v. Chr. vom Rebellen Ch'ih-mei[7] zerschlagen. In einem alten Liede heisst es, dass, sobald diese beiden Phoenixe einmal ihre Stimme ertönen

---

[1] 桂宮. [2] 光明殿. [3] 神明臺. [4] 井幹樓.

[5] So das San-fu-huang-t'u gestützt auf das 廟記. Nach dem Ch'ang-an-chih, dessen Gewährsmänner 張衡 (78—139 n. Chr.) und 顏師古 sind, war keine eigentliche Statue vorhanden, sondern das Becken ruhte in einer Hand auf einer frei stehenden 200 Fuss hohen Kupfersäule. Das Vorhandensein einer derartigen Säule erscheint wenig wahrscheinlich. — Das 漢儀注 Han-i-chu nimmt an, dass dieses Becken sich auf der Tung-tien-t'ai im Palaste Kan-ch'üan-kung, einige Autoren, dass es sich auf der Po-liang-t'ai befunden habe. Vergl. v. Fries, Abriss der Geschichte Chinas S. 88.

[6] 圓闕 und 鳳凰闕 oder 別風闕. [7] 赤眉.

liessen, sofort das Getreide hervorwuchs, und reif war, wenn sie zum zweiten Male schrieen[1].

Ein kupferner, vergoldeter Phoenix sass auch auf der sogenannten »Edelsteinhalle« Yü-t'ang[2]. Derselbe war 5 Fuss hoch; er scheint als Wetterfahne gedient zu haben, denn er sass auf einer Angel und drehte sich nach dem Winde, so dass es aussah, als ob er flatterte. Ein ebendaselbst befindliches Thor, das »Jade-Thor« Pi-mên[3], führte seinen Namen davon, dass an demselben alle Balkenköpfe mit Jade bekleidet waren.

Ein Pavillon lag mitten in einem künstlichen See, im Norden der Palaststadt. In diesem See befanden sich auch drei Inseln, welche die drei Inseln der Seligen darstellen sollten. Um die wirklichen Inseln der Seligen zu suchen, liess der Kaiser Wu-ti von seinem Hauptalchimisten Li-shao-chün[4], der im Besitz der Unsterblichkeit zu sein vorgab, eine Wallfahrt dahin unternehmen und war nicht wenig erstaunt, als dieser unterwegs starb. Noch grösser aber war seine Verwunderung, als er beim Öffnen des Sarges nur die Kleider des Alchimisten darin fand. Natürlich bildete er sich nun ein, der Magier sei gen Himmel gefahren und ergab sich in Folge dessen nur um so mehr der Alchimie[5]. — Am Nordufer dieses Sees war ein 30 Fuss langer und 5 Fuss hoher Fisch aus Stein gemeisselt[6], am Westufer lagen drei 6 Fuss lange steinerne Schildkröten.

Dicht neben dem Chien-chang-kung lag ein Zeughaus bez. Schatzkammer, Ch'i-hua-tien[7] genannt. Ausser Waffen, Geräthschaften und Trachten der östlichen Barbaren wurden darin Juwelen und werthvolle Gegenstände, so z. B. ein Tuch, welches sich nur mit Feuer waschen liess — wohl aus Asbest —, und ein Schwert, welches Edelsteine zerschnitt, aufbewahrt. Ausserdem standen darin grosse Figuren, Vögel, Löwen, Pferde und sonstige Thiere.

Der Kwei-kung[8], einige Li nördlich vom Wei-yang-kung gelegen, wurde 101 v. Chr. von Wu-ti erbaut. Er stand nicht nur mit dem Chien-chang-kung, wie oben erwähnt, sondern auch mit dem Wei-yang-kung durch einen Hochbau, der als Fahrstrasse diente, in Verbindung. Auf einem seiner Thore, dem Lung-lou-mên[9], ruhte ein drachenartiges Thier aus Kupfer, welches einige Ähnlichkeit sowohl mit einem Kranich als auch mit einem Fei-lien[10] hatte, vermuthlich irgend ein phantastisches Ungeheuer mit

---

[1] San-fu-huang-t'u. — Das Ch'ang-an-chïh, Cap. 3, spricht nur von einem Phoenixthor.

[2] 玉堂. [3] 璧門. [4] 李少君.

[5] Vergl. v. Fries, Abriss der Geschichte Chinas S. 86.

[6] Diese Masse sind nicht unnatürlich. Der Wallfisch des Ch'in-shïh-huang-ti im Lan-ch'ih-kung wird wohl auch nicht viel grösser gewesen sein.

[7] 奇華殿. [8] 桂宮. [9] 龍樓門.

[10] 飛廉, ein Thier mit dem Leibe und den Hörnern eines Hirsches, dem Kopf eines Vogels, einem Pardelfell und dem Schwanz einer Schlange. Es soll Wind erzeugen können und gilt daher den Chinesen als Aeolus.

einem Schlangenschwanz. Strahlend von Gold, Marmor, Perlen und Edelsteinen war die »Halle des leuchtenden Glanzes« Ming-kuang-tien[1]. Eine ganz ähnliche Schilderung wird vom Ming-kuang-kung[2], einem Palast, der nach einigen Schriftstellern neben dem Kwei-kung gelegen haben soll, entworfen. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, dass es nur eine andere Bezeichnung für die Halle Ming-kuang-tien ist. Dieser Palast scheint dem Kaiser Wu-ti als Harem gedient zu haben, er hielt darin 2000 (?) schöne Frauen aus Yen und Chao (der Gegend um Peking und K'ai-fêng-fu), die also zu jener Zeit wegen ihrer schönen Frauen berühmt gewesen sein müssen. Sie waren alle im Alter von 15—20 Jahren; sobald sie das 30. Lebensjahr überschritten hatten, wurden sie aus dem Serail entlassen und verheirathet. Nach der Ansicht eines Schriftstellers[3] hätte es ausser diesem Palaste noch zwei Hallen gleichen Namens, eine im Pei-kung[4], die andere im Kan-ch'üan-kung[5], gegeben, wo die Minister dem Kaiser ihre Vorträge hielten. Der Pei-kung soll mit dem Kuei-kung zusammengelegen haben.

Der Kan-ch'üan-kung soll nach einigen mit dem Lin-kuang-kung[6], einem Lustschloss der Ch'in, identisch gewesen sein. Letzteres lag im Distrikt Shun-hua-hsien[7], 200 Li von Ch'ang-an entfernt[8], und verdankte dem Sohne des Kaisers Ch'in-shih-huang-ti seine Entstehung. Wu-ti hatte es weiter ausbauen lassen. Andere Quellen behaupten, dass Kan-ch'üan-kung ein besonderer Palast neben dem Lin-kuang-kung war. Wuti pflegte im Kan-ch'üan-kung vom Juni bis October seinen Sommeraufenthalt zu nehmen, auch opferte er daselbst dem Himmel auf einem Hügel. Zur Verehrung der Geister und Dämonen liess er ein 300 Fuss hohes Gebäude, die T'ung-t'ien-t'ai[9], erbauen. Jedesmal, nachdem er den einzelnen Göttern geopfert, liess der Kaiser, während er das Nahen der Geister erwartete, von 300 achtjährigen Knaben und Mädchen auf der T'ung-t'ien-t'ai Tänze aufführen. Sobald dann die Götter zum Opferschmause wie die Sternschnuppen vom Himmel herabkamen, wurden Fackeln und Laternen angezündet und der Kaiser begab sich, um sie zu begrüssen, in die Chu-kung[10]-Halle.

Vor einem Thore des Kan-ch'üan-kung sollen zwei menschliche Figuren aus Bronze gestanden haben.

Wie der Kan-ch'üan-kung, lag auch der Wu-tso-kung[11] ziemlich weit von der Hauptstadt entfernt. Er wurde im Jahre 87 v. Chr. von Wu-ti in Chou-chih-hsien[12] erbaut. Auf einer seiner Hallen, dem Fei-lien-kuan[13]

---

[1] 明光殿. [2] 明光宮. [3] 程大昌, ähnlich auch das San-fu-huang-t'u. [4] 北宮. [5] 甘泉宮. [6] 林光宮. [7] 渭化.
[8] Die Entfernung wird auch auf 300 Li angegeben. [9] 通天臺. [10] 竹宮.
[11] 五柞宮. Danach scheint das Dorf 五柞鄉 in Chou-chih-hsien seinen Namen erhalten zu haben. Es befindet sich vermuthlich dort, wo einst der gleichnamige Palast gestanden hat.
[12] 盩厔. [13] 飛廉觀.

soll sich ein kupferner Fei-lien befunden haben. Er wurde wie die Männerstatuen des Ch'in-shïh-huang-ti vom Usurpator Tung-cho zerschlagen und zu Kupfermünzen ausgeprägt. Zwei steinerne Einhörner, 13 Fuss hoch, welche ursprünglich beim Grabe des Ch'in-shïh-huang-ti standen, fanden später im Wu-tso-kung Aufstellung. Ihre Flanken waren mit Charakteren bemeisselt. Dem in östlicher Richtung aufgestellten Einhorn war das linke Bein abgebrochen. Da das Geäder des Steines an der Bruchstelle eine blutrothe Färbung hatte, so sah das Volk die beiden Sculpturen als mit übernatürlichen Kräften ausgestattete höhere Wesen an[1].

Ausser den angeführten sind noch zahlreiche Paläste aus der Han-Zeit dem Namen nach bekannt, doch bieten die Angaben darüber für einen Europäer nichts Interessantes.

Dem Beispiele der Chou-Kaiser folgend, liess Han-Wu-ti ein Pi-yung, eine Ming-t'ang und eine Ling-t'ai errichten. Sie sollen alle südlich von Ch'ang-an gelegen haben[2]. Die Ming-t'ang datirt aus dem Jahre 109 v. Chr. Es befanden sich darin vier offene Hallen ohne Seitenwände mit Strohdächern. Um die äussere Umfassungsmauer herum führte ein Wassergraben. Auf dem Brückengange erhob sich ein Thurm, in welchem Wu-ti dem Shang-ti, dem Gott des Himmels, und zugleich auch seinem Ahn, Han-kao-tsu, opferte. Ausserdem empfing Wu-ti die Reichsfürsten in der Ming-t'ang. Der Usurpator Wang-mang (9—23 n. Chr.) soll später die Ming-t'ang vergrössert und verschönert haben.

Auf dem Observatorium, der Ling-t'ai, standen ein kupferner Vogel als Wetterfahne, eine Sphaere und ein aus Kupfer gearbeitetes Instrument »piao«[3] genannt. Die Sphaere war von dem Historiographen und berühmten Astronomen Chang-hêng[4] (78—139 n. Chr.) construirt. Das »piao« muss irgend ein Mess- oder Praecisionsinstrument gewesen sein. Es war 8 Fuss hoch, 13 Fuss lang und 1 Fuss 2 Zoll breit. Sollte es vielleicht eine mechanische Uhr gewesen sein? Piao bedeutet heutzutage eine Taschenuhr, der ursprüngliche Sinn ist aber nur der eines Instrumentes, das die Stunden anzeigt. Eine Sonnenuhr oder Klepsydra kann es kaum gewesen sein, dagegen spricht die Gestalt, die für eine grosse Thurmuhr etwa passen würde. Als Herstellungsjahr wird 101 v. Chr. angegeben.

Die Kaiser der älteren Han-Dynastie hatten in oder um Ch'ang-an ihre Ahnentempel, in denen ihnen von ihren Nachkommen geopfert wurde. Der des Han-kao-tsu soll innerhalb Ch'ang-an's etwas nach Nordwesten gelegen haben. Man hatte in demselben vier, oder wie andere Quellen sagen, zehn grosse Glocken, die man aus einem Tempel der Ch'in-Kaiser fortgenommen, aufgestellt. Der Wu-ti-miao, westlich von Ch'ang-an, führte

---

[1] So das 西京雜記 Hsi-ching-tsa-chi.

[2] Nach dem Ch'ang-an-chïh. — Nach dem San-fu-huang-t'u lagen Pi-yung und Ling-t'ai 7 bez. 8 Li nordwestlich von Ch'ang-an und nur Ming-t'ang 7 Li südwestlich.

[3] 表. [4] 張衡.

nach einem fliegenden Drachen aus Kupfer auch den Namen Lung-yüan[1]. Zwei Opfergefässe aus Jade und zwei Weihrauchbecken aus massivem Golde sollen im Ahnentempel des Kaisers Wên-ti vorhanden gewesen sein[2].

Als Wang-mang[3] im Jahre 9 n. Chr. der älteren Han-Dynastie ein Ende gemacht und selbst die Regierung an sich gerissen hatte, hielt er es für erforderlich, sich neun neue Ahnentempel zu errichten. Er verwendete dazu das Holz und die Ziegel von zehn Palästen, welche er im kaiserlichen Parke westlich von Ch'ang-an hatte zerstören und niederreissen lassen. Die Stützbalken der Dächer waren aus Kupfer, mit Gold, Silber und Schnitzereien wurden die inneren Räume geschmückt.

Von den verschiedenen künstlichen Seen, welche von den Han-Kaisern angelegt wurden, dürfte allein der K'un-ming-ch'ih[4], auf welchen schon im Vorstehenden hingewiesen wurde, zu erwähnen sein. Er soll 20 Li südlich bez. südwestlich von Ch'ang-an gelegen und 40 Li im Umkreis gemessen haben. Wu-ti liess ihn im Jahre 120 v. Chr. in einer sumpfigen Niederung ausgraben. Sein Zweck soll dabei gewesen sein, seine Soldaten auf dem See in der Schiffahrt auszubilden, um sie später zum Kampfe gegen den K'un-ming-Stamm in Yünnen zu verwenden, da diese seine Gesandten aufgehalten hatten. Dieselben wohnten um den Tien-See[5] und es war vermuthlich zu besorgen, dass sie, von den kaiserlichen Truppen bedrängt, sich auf diesen See flüchten würden. Die Unterwerfung verschiedener Stämme in Yünnen erfolgte schon im Jahre 130[6]. Es wurden für den See zwei verschiedene Arten Schiffe gebaut; die einen waren für die mit Lanzen und Speeren bewaffneten Mannschaften bestimmt, die anderen hatten mehrere Decks und dienten vielleicht für die Bogenschützen. Der Kaiser vergnügte sich auch damit, seine vielen Frauen auf Drachenschiffen unter Musikbegleitung mit Trommeln und Flöten auf dem Wasser umherfahren zu lassen, wobei er selbst von einer der am und im See angelegten Hallen zusah. Die Drachenboote hatten einen Drachenkopf am Bug. Für die Balken verschiedener Hallen hatte man Zimmetholz genommen.

Der See war reich an Fischen; einen Theil derselben liess der Kaiser in den Mausoleen früherer Herrscher als Opfer darbringen. Im See lag auch ein aus Stein gehauener, 30 Fuss langer Walfisch, ein ausgezeichneter Wetterprophet, denn jedesmal, wenn ein Gewitter bevorstand, stiess er einen Schrei aus und bewegte seine Schwanz- und Rückenflosse. Man opferte ihm deshalb, wenn man um Regen flehte[7].

---

[1] 龍淵.

[2] Die Lage desselben wird verschieden angegeben. Nach einigen lag er innerhalb, nach anderen südlich von Ch'ang-an, wieder andere verlegen ihn nach 萬年縣 Wan-nien-hsien, dem heutigen 咸寧 Hsien-ning.

[3] 王莽. [4] 昆明池. [5] 滇池.

[6] Mayers, Chinese Reader's Manual Nr. 863.

[7] 三輔故事 San-fu-ku-shih.

Auf dem rechten und linken Ufer des Sees standen zwei Steinbilder des »Hirten« und der »Spinnerin«[1]. Die Sternbilder dieses Namens, denen etwa Aquila und Vega entsprechen, stehen in ähnlicher Weise zu beiden Seiten der Milchstrasse. Nur an einem Tage des Jahres, in der Nacht des 7. Tages des 7. chinesischen Monats kommen sie in unmittelbare Nähe zu einander, was Veranlassung zu einem sehr poetischen Mythus gegeben hat[2].

Als Park diente den Han-Kaisern der unter den Ch'in angelegte. Die Angaben über seinen Umfang sind sehr schwankend, sie variiren zwischen 24 bis 400 Li. Von Ch'ang-an betrug die Entfernung 14 Li in westlicher Richtung. Es wurden darin allerhand seltene Thiere und Vögel gehegt, z. B. Rhinocerosse und weisse Papageien. Im Frühling und Herbst jagte der Kaiser im Parke. Für die Verschönerung desselben erhielt er von den Vasallenfürsten und Grosswürdenträgern des Reiches schöne und seltene Gewächse zum Geschenk. Chao-t'o[3], der Colonisator Cantons (240—137 v. Chr.) soll unter anderem einen 12 Fuss hohen Korallenbaum geschickt haben, welcher des Nachts leuchtete.

Chinesischen Quellen zufolge befinden sich die Gräber der Kaiser, welche in den ältesten Zeiten in der Nähe von Hsi-an-fu residirten, fast alle auf der Nordseite des Wei-Flusses, um Hsien-yang herum. Dort sollen unter anderen die Begründer der Chou-Dynastie, Wên-wang und Wu-wang und der Herzog von Chou[4] begraben liegen. Nach dem Han-shu wurden alle drei in Pi[5] begraben, von Wên-wang behauptet dieses bereits Mencius, von Chou-kung das Shu-king. Nun giebt es aber zwei Gegenden, die in alter Zeit den Namen Pi führten, ein Pi-mo[6], 15 Li nördlich von Hsien-yang gelegen, und ein Pi-yüan[7], 28 Li südwestlich von Wan-nien-hsien[8], nördlich von Kao-ling[9] und nordwestlich von Ch'ang-an-fu, im heutigen

---

[1] 牽牛 Ch'ien-niu und 織女 Chih-nü.

[2] Die Tochter des Shang-ti, des Königs des Himmels, spann unablässig von Morgen bis Abend und hatte für nichts auf der Welt Sinn als für ihren Webstuhl. Ihr Vater fand, dass sie es sich zu sauer werden liess, und, um ihr ein müheloseres und angenehmeres Leben zu verschaffen, verheirathete er sie an einen Nachbar, der am Ufer des Himmelsstromes (der Milchstrasse) seine Kühe weidete. Diese Verheirathung aber schlug anders aus, als der Himmelskönig erwartet hatte. Die junge Frau gab das Spinnen ganz und gar auf, verbrachte ihre Zeit mit Müssiggang und lebte nur noch der Liebe zu ihrem Gatten. Darüber erzürnt, beschloss der gestrenge Vater, beide von einander zu trennen; er versetzte den Hirten auf die eine und seine Tochter auf die andere Seite des Himmelsstromes. Nur einmal im Jahre gestattete er beiden eine Zusammenkunft. Er liess viele tausend Elstern zusammenfliegen und eine Brücke über den Himmelsstrom bilden. Auf dieser eilt jedes Jahr am 7. Tage des 7. Monats die getrennte Gattin zu ihrem Gemahl hinüber. — Vergl. die in Williams Middle Kingdom Vol. II pag. 77 gegebene Abbildung und die ganz ähnliche japanische Version dieser Mythe. Auch die Koreaner haben sie von den Chinesen entlehnt.

[3] 趙佗. [4] 周公. [5] 畢. [6] 畢陌. [7] 畢原. [8] 萬年. [9] 高陵.

Distrikt Ching-yang-hsien, dem Ch'ih-yang[1] der Han Zeit. Die Mehrzahl der Schriftsteller sind der Ansicht, dass die drei Gräber in Pi-yüan im Distrikt Ching-yang, und nicht nördlich von Hsien-yang zu suchen sind. Es wird jedoch auch behauptet, dass sie in der Nähe der alten Stadt Hao-ching[2], 40 Li westlich von Ch'ang-an, sich befänden.

Die Gräber der Chou-Kaiser Ch'êng-wang[3] (1115—1079 v. Chr.) und K'ang-wang[4] (1078—1053 v. Chr.) sollen 20 Li nordwestlich bez. 15 Li nördlich von Hsien-yang liegen.

In der Nähe von Hsien-yang befinden sich ferner die Begräbnissstätten mehrerer Fürsten aus dem Hause der Ch'in[5], Vorgänger des Ch'in-shih-huang-ti. 14 Li nordwestlich von Hsien-yang soll der Grabhügel des Ch'in Hui-wên-wang[6], 14 Li westlich der des Ch'in Tao-wu-wang[7], und nordwestlich von An-ling[8], welches jetzt mit zu Hsien-yang gehört, der des Ch'in Wu-wang[9] sein. In Folge der gleichlautenden Namen werden diese Gräber, wie es heisst, oft fälschlich für die der Chou-Kaiser gehalten.

Die Gräber der Kaiser der älteren Han-Dynastie gruppiren sich um Hsien-yang herum, besonders in nördlicher Richtung. Die Entfernungen von letzterer Stadt werden vielfach verschieden angegeben.

Im Chou-chih[10]-Distrikte, westlich von Hsi-an-fu, liegt der Tradition zufolge das Grab des Philosophen Lao-tse, bestehend aus einem grossen Erdhügel. Nach einem Ausspruche des Chuang-tse ist Lao-tse im Königreich Ch'in gestorben. Ch'in-shih-huang-ti soll dem Lao-tse daselbst auch einen Tempel errichtet haben.

II. Loyang im Alterthume.

Die Nachrichten, welche das Hon-nan-fu-chih[11] über Loyang giebt, sind viel spärlicher als die im Ch'ang-an-chih enthaltenen. Dies mag vielleicht seinen Grund darin haben, dass die in Loyang residirenden Kaiser der jüngeren Chou- und der jüngeren Han-Dynastie weniger prunkliebend waren als die Kaiser der Ch'in- und der älteren Han-Dynastie in Ch'ang-an.

In der Nähe des heutigen Honanfu lagen vor Alters zwei Städte: Wang-ch'êng und Hsia-tu[12], die eigentliche und die zweite Residenzstadt. Die Zeit der Gründung von Wang-ch'êng, auch Lo-i[13] genannt, des Ho-nan-ch'êng[14] der Han-Zeit, ist nicht ganz genau bestimmbar, da eine der ältesten Quellen, das Tso-chuan[15], sich nicht klar darüber ausspricht. Darin heisst es nämlich, dass der Kaiser Wu-wang nach Besiegung der Shang-Dynastie die neun Dreifüsse, die Insignien seiner kaiserlichen Würde, nach

---

[1] 池陽 = 涇陽. [2] 鎬京. [3] 成王. [4] 康王. [5] 秦. [6] 秦惠文王. [7] 秦悼武王. [8] 安陵. [9] 秦武王. [10] 盩厔.

[11] 河南府志. Das Lo-yang-hsien-chih stand mir leider nicht zur Verfügung. [12] 王城, 下都. [13] 洛邑. [14] 河南城. [15] 左傳.

Lo-i geschickt habe, andererseits aber, dass der Kaiser Ch'êng-wang[1] die Dreifüsse daselbst habe aufstellen lassen. Der Widerspruch erklärt sich vielleicht in der Weise, dass Wu-wang die Opfergefässe in der Gegend von Lo-i aufstellen liess, aber erst sein Nachfolger Ch'êng-wang die Stadt selbst anlegte. Der Hauptantheil an der Erbauung der Stadt fällt nach dem Shu-king dem Herzog von Lu, Chou-kung[2], dem Bruder des Kaisers Wu-wang zu, dem ersten Minister sowohl dieses Kaisers als seines Sohnes Ch'êng-wang. Nachdem der Herzog von Shao[3] den Ort für die Stadt besichtigt hatte, bestimmte Chou-kung durch Divination eine günstige Lage und liess mit dem Bau beginnen. Dieses soll nach dem Shu-king im Jahre 1098 v. Chr. gewesen sein, also fast gleichzeitig mit dem Gründungsjahr der alten Hauptstadt Hao-ching. Lo-i soll östlich vom Chien-Flusse, westlich vom Ch'an[4], nördlich vom Lo[5] und südlich vom Hsia-shan[6]-Berge gelegen haben. Eigenthümlich ist, dass Wu-wang und Ch'êng-wang die neun Dreifüsse, die Insignien ihrer Kaiserwürde, nach Lo-i bringen und dort aufstellen liessen, während sie selbst in Hao-ching residirten. Vielleicht bestand ursprünglich die Absicht, Lo-i schon damals zur Reichshauptstadt zu erheben, die aber, nachdem die Dreifüsse bereits abgeschickt, wieder fallen gelassen wurde. Die Dreifüsse sollen nach der Tradition aus dem Jahre 2202 v. Chr. stammen. Der Kaiser Yü liess sie aus dem Metall giessen, welches ihm von den Fürsten der neun Provinzen, in welche damals das chinesische Reich getheilt war, als Tribut geschickt worden war. Auf den Dreifüssen befanden sich Abbildungen der neun Provinzen nebst Angaben über ihre Bevölkerung und Eintheilung[7]. Nach dem Tso-chuan sollen nicht die neun Provinzen, sondern verschiedene Gegenstände der Natur zur Belehrung des Volkes darauf abgebildet gewesen sein[8]. Diese Dreifüsse gingen später auf die Chou-Dynastie und von dieser auf die Ch'in-Dynastie über, scheinen dann aber verloren gegangen zu sein. Südwestlich von Honanfu soll ein Tempel Ting-chung-kuan[9] existirt haben, später führte eine Halle des ebenfalls südwestlich liegenden Tempels des Chou-kung den Namen Ting-ting-t'ang[10]. Es ist nicht unmöglich, dass dort ursprünglich die Dreifüsse aufgestellt waren.

Erst nachdem Hao-ching im Jahre 770 v. Chr. von den Ch'üan-Jung geplündert worden war und der Kaiser Yu-wang seinen Tod gefunden hatte, siedelte sein Nachfolger P'ing-wang[11] nach Lo-i über, wo er und seine elf Nachfolger residirten. Ching-wang[12] (519—476 v. Chr.) verlegte die Residenz nach Hsia-tu = Lo-yang und erst der vorletzte Kaiser der Chou-Dynastie, Nan-wang[13] (314—256 v. Chr.), ging nach Lo-i zurück.

---

[1] 成王, 1115—1079 v. Chr. [2] 周公. [3] 召公.

[4] Im Shu-king, Lo-kao (洛誥) heisst es: 周公曰我乃卜澗水東瀍水西惟洛食.

[5] 洛. [6] 郟山. [7] So das 史記 und 漢書.

[8] Vergl. Mayers, Manual Pt. II Nr. 290.

[9] 鼎中觀. [10] 定鼎堂. [11] 平王. [12] 敬王. [13] 赧王.

Hsia-tu, auch Ch'êng-chou[1] und Lo-yang genannt, lag östlich vom Ch'an-Flusse, von Lo-i 40 und vom heutigen Honanfu 30 Li östlich. Demnach muss Lo-i von der heutigen Stadt etwa 10 Li in westlicher Richtung zu suchen sein[2]. Als Erbauer Lo-yangs wird ebenfalls Chou-kung genannt und zwar soll er es im fünften Jahre seiner Regentschaft für den minderjährigen Kaiser Ch'êng-wang, also im Jahre 1111 v. Chr. angelegt haben. Unter Lü-pu-wei, welchem Lo-yang von den Ch'in zu Lehen gegeben wurde, erhielt es grössere Ausdehnung.

Lo-i war mit einer Stadtmauer umgeben und hatte die Gestalt eines Vierecks. Auf jeder Seite lagen 3 Thore, so dass im Ganzen 12 vorhanden waren. Die Wege, welche unter ihnen hindurch führten, wurden in der Weise benutzt, dass die Männer auf der rechten Seite, die Frauen auf der linken gingen und die Wagen auf dem in der Mitte befindlichen erhöhten Fahrwege fuhren. Die Hauptstrassen waren zwölf Schritt breit. Die Nord-Süd-Strasse, welche das grössere Nord- mit dem Südthore verband, führte mitten auf den Palast zu. Die Frontseite desselben bildete ein Hof, auf welchem Audienzen abgehalten wurden, auf der Rückseite lag ein Markt. Zur Linken befand sich der Ahnentempel, zur Rechten der Altar für den Gott des Erdbodens[3]. Die Ming-t'ang-Halle, in welcher der Kaiser den Shang-ti verehrte, lag 30 Li vom Palaste entfernt, ausserhalb der Stadt. Der Palast selbst war sehr einfach; dem Kaiser standen nur sechs Gemächer zur Verfügung, ein grösserer Raum, der wahrscheinlich als Empfangssaal diente und fünf kleinere Zimmer[4]. Die Kaiserin und die Nebenfrauen bewohnten ebenfalls sechs Gemächer, welche im Innern des Palastes lagen.

Der Altar für den Gott des Erdbodens war ganz aus Erde hergestellt, und zwar war auf der Ostseite blaue, auf der Südseite rothe, auf der Westseite weisse und auf der Nordseite schwarze Erde aufgeschüttet und die Mitte mit gelber Erde ausgefüllt. Die Reichsgrafen hatten ein jeder die in seinem Gebiet vorkommende Erde ausgraben lassen und in Matten verpackt zum Bau des Altars geschickt. Die fünf Farben haben jedenfalls eine symbolische Bedeutung. Gelb, weiss, roth, blau und schwarz sind z. B. die Farben der fünf im Erdboden enthaltenen Metalle[5]: Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, sowie auch die von den Chinesen den fünf Planeten[6]: Jupiter, Mars, Saturn, Venus, Mercur, auch genannt der blaue, rothe, gelbe, weisse und schwarze Herrscher, zugeschriebenen Farben. Der Altar mass 50 Fuss im Umfange.

Dergleichen Erdaltäre gab es ferner je einen im Norden, Süden, Osten und Westen ausserhalb der Stadt. Sie waren alle 4 Fuss hoch und hatten 96 Fuss im Umfang. Auf ihnen pflegte der Kaiser an der Spitze des Reichs-

---

[1] 成周. [2] Von einigen chinesischen Schriftstellern wird Lo-i mit Ch'êng-chou-ch'êng und Lo-yang mit Wang-ch'êng identificirt und angegeben, dass Lo-i 30 Li nordöstlich vom heutigen Honanfu, Loyang = Wang-ch'êng aber 5 Li westlich davon lag. Diese, meiner Ansicht nach unrichtigen Angaben, sind auch in die Reichsstatistik aufgenommen. Vergl. Legge, Shuking B. XII P. 1. [3] 社.
[4] 王應麟玉海 und 周官宮人注. [5] 五金. [6] 五帝.

adels zu opfern. Im Frühling und Sommer verehrte er die Sonne auf dem östlichen und südlichen Altare, im Herbste Flüsse, Berge und Hügel auf dem westlichen, und im Winter Sonne und Mond und die vier Ströme[1] auf dem Nordaltar[2].

Vom Ahnentempel lässt sich mit einiger Sicherheit nur so viel sagen, dass er auf bemalten Holzpfeilern ruhte und dass sein Gebälk mit Blattornamenten bemeisselt bez. bemalt war. Die zu ihm empor führenden Stufen, die Estraden und die Thürschwellen waren aus schwarzem Stein[3].

Ähnlich soll auch der Tempel zur Verehrung der Götter der Feldfrüchte und des Bodens[4] beschaffen gewesen sein. Der Tradition zufolge wurde dieser auch von Confucius auf seiner Reise nach Lo-i besichtigt. Darin stand eine menschliche Figur aus Bronze, deren Mund mit 3 Schlössern verschlossen war und welche auf dem Rücken die Inschrift führte: »Dies ist ein Mann aus dem Alterthume, welcher Acht gab auf das, was er redete«. Confucius soll zu seinen Schülern gewendet gesagt haben: »Merkt euch das, meine Kinder[5]«.

Unter den Han-Kaisern war es Huai-yang-wang[6] (23—25 n. Chr.), welcher seinen Hofhalt von Ch'ang-an nach Lo-yang verlegte. Er fand dort bereits einen Palast vor, ein früheres Lustschloss der Ch'in, Nan-kung[7] der »südliche Palast« genannt, im Gegensatz zu dem im Jahre 60 n. Chr. erbauten »nördlichen Palast«, dem Pei-kung[8]. Im Nan-kung soll bereits der Kaiser Han Kao-tsu 202 v. Chr. den Grossen des Reichs ein Bankett gegeben haben. Beide Paläste lagen 7 Li von einander entfernt und waren durch eine jener mehrfach erwähnten, brückenartigen Strassen, welche nur für den Gebrauch des Hofes reservirt waren, mit einander verbunden. Der Weg war ausserdem überdacht. Alle 10 Schritt war eine Wachtstation. Die Strasse bestand aus drei von einander getrennten Wegen: den mittleren benutzte nur der Kaiser, sein Gefolge ging zu beiden Seiten. Eine ähnliche Dreitheilung finden wir auch bei den Hauptstrassen der Stadt Lo-yang selbst. Der mittlere Weg, die »Kaiserstrasse«, war von den beiden Seitenwegen durch zwei 4 Fuss hohe Mauern abgetrennt. Derselbe diente nur für den Kaiser und die höchsten Reichsbeamten. Dem Volke standen nur die Seitenwege offen, und zwar hatte man von links zu kommen und rechts abzugehen[9]. Zwei oder mehrere Reihen Ulmen und Akazien beschatteten die Strasse.

Von der grossen Anzahl von Hallen, welche beim Nan-kung von chinesischen Schriftstellern erwähnt werden und an welche sich irgend welche, für uns nicht weiter interessante historische Reminiscenzen knüpfen, möchte ich nur drei hervorheben, in denen oder in deren Nähe sich Kunstgegen-

---

[1] Der Yangtse, Huang-ho, Huai und Chi. [2] 周官司儀注.

[3] Die Ausführungen des 周書 sind sehr dunkel und wären ohne den Commentar des 孔晁 überhaupt nicht zu verstehen.

[4] 后稷之廟. [5] 家語 des 王肅 240 n. Chr. [6] 淮陽王.
[7] 南宮. [8] 北宮. [9] 洛陽記 des 陸機 (261—303 n. Chr.).

stände befunden haben sollen. Vor der Hsüan-tê-tien[1]-Halle stand ein aus Kupfer gegossenes Pferd, gerade so wie vor dem Chin-ma-mên-Thore im Wei-yang-kung zu Ch'ang-an. Auch das betreffende Thor der Hsüan-tê-tien-Halle hiess nach diesem Pferde Chin-ma-mên[2] »Metall-Pferd-Thor«, und die Halle selbst wurde auch wohl »Kupfer-Pferd-Halle« T'ung-ma-tien[3] genannt. Das Pferd wurde dem Kaiser Kuang-wu-ti von dem berühmten Feldherrn Ma-yüan[4], dem Besieger der Tibetaner und Tonkinesen geschenkt. Der Kaiser empfing den General im Jahre 28 n. Chr. in der Hsüan-tê-tien-Halle und gab Befehl, das kupferne Pferd vor derselben aufzustellen.

Die »Neun-Drachen-Halle«[5] Chiu-lung-tien führte ihren Namen davon, dass auf dem Thore derselben drei kupferne Stangen angebracht waren, an deren jeder sich drei Drachen entlang schlängelten. Der Commentator zum Tung-ching-fu-chiu-lung[6] verlegt die Entstehung dieser Halle in die Zeit der Chou-Dynastie, das Yü-hai[7] vermuthet dagegen, dass sie aus der Ch'in-Dynastie stamme und von Lü-pu-wei in dem damals üblichen Stile erbaut wurde.

Das Yü-t'ang-tien[8] wurde im Frühling des Jahres 186 n. Chr. vom Kaiser Ling-ti[9] restaurirt. Derselbe liess zugleich in demselben vier Männerstatuen aus Kupfer, sowie ein kupfernes T'ien-lu[10] und einen kupfernen Frosch aufstellen und vier grosse Glocken aus Messing darin aufhängen. Letztere hatten alle zusammen einen Rauminhalt von über 200000 l, jede einzelne also von etwa 50000 l. Das T'ien-lu ist ein Fabelthier, eine Art Hirsch mit einem einzigen Horn. Dass der Frosch auch zu der Ehre kam, mit in der Halle aufgestellt zu werden, erklärt sich vielleicht daraus, dass er zu jener Zeit eine grössere Rolle in der chinesischen Mythologie spielte als heutzutage, wo nur seine dreibeinige Genossin, die gestreifte Kröte Ch'an, noch allgemein verehrt wird. Sporadisch kommt der Froschcultus allerdings auch jetzt noch vor[11].

---

[1] 宣德殿. [2] 金馬門. [3] 銅馬殿. [4] 馬援.
[5] 九龍殿. [6] 東京賦九龍. [7] 玉海. [8] 玉堂殿.
[9] 靈帝. [10] 天祿.

[11] So z. B. in der Districtsstadt Tê-hua-hsien in Fukien. Dort lebt in dem Teiche eines Yamens ein Froschkönig, welcher sich durch seine Grösse und Dicke vor allen anderen Fröschen auszeichnet. Wenn er einmal sein feuchtes Reich verlässt, wagt es niemand, ihm etwas zu Leide zu thun, denn dadurch würde er sich und seiner Familie Krankheit und anderes Unheil zuziehen. Vielmehr naht sich ihm, um ihn in seinem Territorium zu begrüssen und Kotou vor ihm zu machen, der betreffende Beamte in Amtstracht. Trägt der Froschkönig eine Krone auf dem Haupt, d. h. hat er gelbe Flecken auf dem Kopfe, so bedeutet dies Glück für den Beamten, er ersieht daraus, dass er eine glänzende Carriere machen und zu hohen Ehren gelangen wird. Fehlt dagegen die Krone, so droht dem Beamten Unglück: Krankheit, Verlust seines Amtes u. dergl. Doch wie dem auch sein mag, er lässt unter allen Umständen dem Froschkönig einen Praesentirteller vorsetzen, auf welchen dieser von selbst hüpft. Darauf wird derselbe auf einen Altar getragen, auf welchem man ihm opfert. Zu gleicher Zeit wird ihm zu Ehren ein grosses Concert gegeben. Sobald

In der Tê-yang-tien[8]-Halle des Nordpalastes nahm der Kaiser am Neujahrstage die Glückwünsche seiner Beamten und der Tributgesandten der barbarischen Völkerstämme entgegen und gab ihnen daselbst ein Festessen. Die zu der Halle führenden Treppen sowie die vor derselben befindliche Estrade waren aus Marmor, welcher mit Ornamenten und Figuren bemeisselt war. Die Estrade lag 20 Fuss über dem Erdboden. Die einzelnen Zimmer waren inwendig bemalt, die Balken roth gefärbt, die Pfeiler vergoldet und inkrustirt. Theilweise hatte man sie auch mit dunkelrother Seide umkleidet und mit den grünlichen Federn des Königsfischers behängt. Um die ganze Halle herum floss ein Kanal, welcher vom Lo gespeist wurde.

Ausser den erwähnten gab es in Lo-yang noch fünf kleinere Paläste.

Im Jahre 26 n. Chr. liess Kuang-wu-ti sowohl einen Ahnentempel erbauen, in welchem die Begründer der älteren oder der westlichen Han-Dynastie, Han Kao-tsu und seine Nachfolger verehrt wurden, als auch, rechts davon, einen Altar für die Götter des Bodens und der Feldfrüchte. Bei letzterem befanden sich keinerlei Gebäude, er stand ganz frei und war nur von einer Mauer umgeben.

Aus demselben Jahr stammt auch ein 7 Li südlich vor der Stadt gelegener, grosser, runder Erdaltar, welcher ein wahres Pantheon gewesen sein muss. Derselbe scheint aus einer grösseren Anzahl über einander liegender Terrassen bestanden zu haben, von denen die oberen durch acht Treppen, die unteren durch vier Aufgänge mit einander in Verbindung standen. Die höchste und mittlere Terrasse war der Verehrung des Himmels und der Erde geweiht, auf der nächstfolgenden hatten die »fünf Kaiser« d. h. die Gottheiten der fünf Planeten ihren Platz, auf dem dritten Ringe Sonne und Mond und das Siebengestirn. Die übrigen Naturgottheiten waren auf die anderen Terrassen vertheilt, darunter die fünf heiligen Berge, die 28 Sternbilder des Thierkreises, die Götter des Sturmes, des Regens und des Donners, der Gott des Ackerbaus, die vier Meere, die vier grossen Ströme und sonstige berühmte Berge und Flüsse. Im Ganzen sollen es 1514 gewesen sein[1].

Für die fünf Planeten waren ausserdem noch fünf besondere Altäre, einer in der Mitte der Stadt, die anderen ausserhalb der Stadt nach den vier Himmelsrichtungen hin angelegt. Sie waren alle 3 Fuss hoch und

---

er genug davon hat — was jedenfalls sehr bald der Fall sein wird — verschwindet er spurlos, wie die Chinesen annehmen, d. h. er wird wohl selbst vom Altar herunterhüpfen und sich vor dem Spectakel in seinen Teich zurückflüchten. — Vorstehende Thatsachen sind mir in Amoy von einem sehr gebildeten Chinesen erzählt worden, der sie von einem Freunde gehört, welcher das betreffende Yamen selbst besuchte. Er bemerkte dabei triumphirend, dass hierdurch bewiesen sei, dass die wunderbaren Froschgeschichten, welche man in verschiedenen Büchern fände und die von vielen Leuten für Fabeln gehalten würden, doch wahr seien.

[1] 德陽殿.

[2] So das 後漢祭祀志. Woher die enorme Zahl von 1514 Göttern kommen soll, ist mir unverständlich. Vielleicht ist es nur eine Übertreibung.

hatten Aufgänge ohne Stufen. Wenn zu Anfang jeder Jahreszeit je ein Planet auf seinem besonderen Altar verehrt wurde, — nur für Saturn fand dies 18 Tage nach Herbstanfang statt — so mussten die Wagen, Fahnen und Trachten in der specifischen Farbe des betreffenden Planeten gehalten sein, also blau, roth, gelb, weiss oder schwarz. Zu der Ceremonie gehörte das Absingen gewisser Lieder und die Aufführung eines bestimmten Tanzes durch acht Reihen Tänzer mit Pfauenfedern.

Folgende Grabstätten sollen sich innerhalb der Stadt Loyang, wie es zur Han-Zeit bestand, befunden haben: In der Nordostecke der Stadt, an einem Orte, welcher vor der Erbauung derselben den Namen Ti-ch'üan[1] führte, mehrere Kaisergräber aus der Yin-Zeit[2] (1401—1122 v. Chr.). Zu beiden Seiten derselben lagen die Grabhügel der beiden Chou-Kaiser Ching-wang und Wei-lieh-wang[3]. Ursprünglich waren diese Gräber ausserhalb der Stadt gelegen und wurden erst in dieselbe hineingezogen, als sie in der Ch'in- und Han-Zeit weiter ausgebaut wurde.

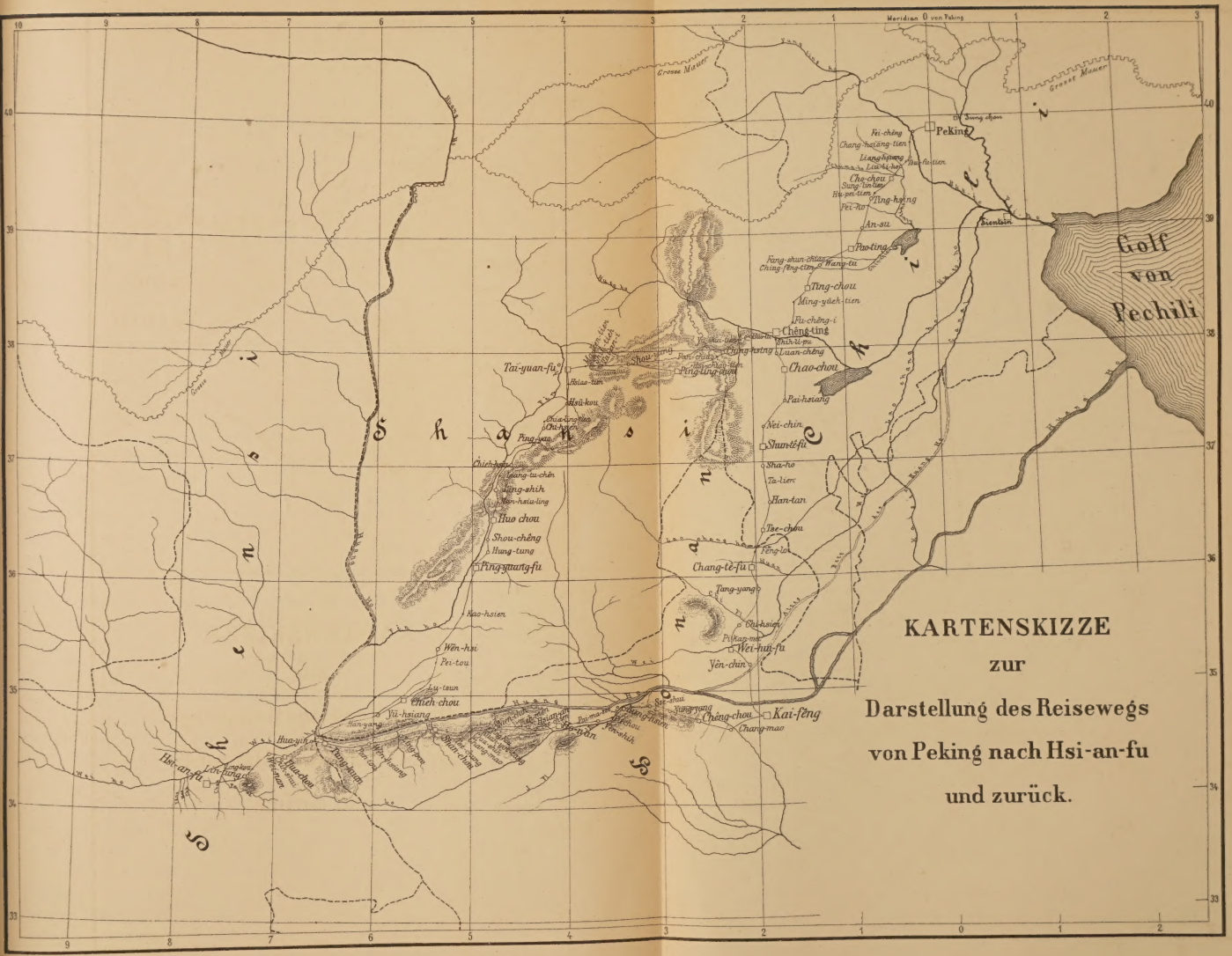
Alle Kaiser der Han-Dynastie von Kwang-wu-ti bis Ling-ti liegen um Loyang herum begraben. Die Gräber sind von der alten Stadt durchschnittlich 15—40 Li entfernt. Verschiedene liegen davon in nordwestlicher Richtung, also in der Nähe des heutigen Honanfu, andere in entgegengesetzter Richtung südöstlich. Auf meiner Fahrt von Honanfu bis Yen-shih-hsien bemerkte ich eine grosse Anzahl 50 und mehr Fuss hoher Grabhügel, von denen jedenfalls verschiedene Begräbnissstätten von Han-Kaisern waren. Das Wên-hsien-t'ung-k'ao[4] giebt die von jedem einzelnen Tumulus eingenommene Grundfläche ganz genau an, ebenso den Umfang und die Höhe des Hügels. Der Umfang schwankt zwischen 200—800 Schritt, die Höhe zwischen 50—150 Fuss. Einige Hügel waren von einer Mauer eingefasst, die meisten aber nur durch spanische Reiter abgesperrt. Fast bei allen befand sich eine Tempelhalle nebst Wohnräumen für die Aufseher, auch fehlten eine Glocke und eine Pauke nicht.

[Schlussbemerkung der Redaction. — Am Schluss des vorstehenden Aufsatzes möchte ich nur noch die Bemerkung hinzufügen, dass sich, abgesehen von einzelnen von mir herrührenden Anmerkungen, meine Thätigkeit darauf beschränkt hat: 1. einerseits die Transscription der Ortsnamen zu verbessern, indessen nur bei denjenigen, bei welchen der Herr Verfasser die chinesischen Zeichen beigefügt hatte — in der Transscription des Herrn Verfassers waren vor allem die aspirirten Buchstaben nur ausnahmsweise als solche kenntlich gemacht —, und 2. andererseits die Jahreszahlen, bei welchen sich eine grössere Anzahl Versehen vorfand, stillschweigend richtig zu stellen.

C. Arendt.]

---

[1] 狄泉. [2] 帝王世紀. — Die Namen der Kaiser sind unbekannt.
[3] 景王 und 威烈王. [4] 文獻通考.



KARTENSKIZZE

zur

Darstellung des Reisewegs

von Peking nach Hsi-an-fu

und zurück.

Das Onna daigaku.

Von R. Lange.

Unter dem Namen Onna daigaku (女大學) »die grosse Wissenschaft der Frau« oder ausführlicher Onna daigaku takara bunko (女大學寶文庫) »Schatzkästlein der grossen Wissenschaft der Frau«[1] existirt in Japan ein sehr bekanntes kleines Buch, in welchem die Anschauungen über die Pflichten und Aufgaben der Frauen in der Feudalzeit dargelegt werden. Dasselbe ist ein wichtiger Beitrag zur japanischen Culturgeschichte, und wenn auch die Stellung der Frau im Laufe der Zeit in Folge des Eindringens europäischer Begriffe und der darauf basirenden Gesetzgebung eine andere geworden ist[2] und die in dem Buche ausgesprochenen Ansichten, welche durch und durch auf chinesischen Ideen beruhen, zum Theil veraltet sind, so findet sich doch Manches darin, das auch die jetzige Denkweise und Anschauung über die Pflichten der Frau in ein helleres Licht setzt.

Der Verfasser ist der als Philosoph[3] und Gelehrter der chinesischen Wissenschaften bekannte Kaibara Ekken (貝原益軒)[4]. Geboren 1630 als Sohn eines Arztes in der Provinz Chikuzen auf Kiūshiū, beschäftigte er sich in seiner Jugend ebenfalls mit dem Studium medicinischer Schriften und daneben der buddhistischen Litteratur. In der Periode Meireki (1655 bis 1657) begab er sich nach Kyōto und studirte hier bei den berühmten

[1] Daigaku ist bekanntlich der Titel einer alten chines. Abhandlung über Moral, welche das dritte der classischen vier Bücher, der Shikyō (四經) bildet. Siehe Legge, The Chinese Classics, Bd. 1, S. 219 und Proll. Die Ansichten der chines. Commentatoren über die Bedeutung von Daigaku gehen aus einander. Siehe Anmerkung 6 S. 130. Legge übersetzt es durch »the great learning«. *takara* (寶) Schatz, *bunko* (文庫) Speicher oder Kasten zur Aufbewahrung von Büchern.

[2] Vergl. hierzu, sowie zu anderen familienrechtlichen Fragen, die in dem Buche berührt werden: Weipert, Japanisches Familien- und Erbrecht, Heft 43, Mitth. der Ostasiat. Gesellschaft.

[3] Über seine Bedeutung als Philosoph vergl. »Kurze Übersicht über die Entwickelung der philosophischen Ideen in Japan« von Dr. Inouye S. 13 und 14. Über seine Bedeutung in der jap. Litteratur s. die jap. Litteraturgeschichte (Nihon bungak'shi 日本文學史) von Mikami (三上) und Takats' (高津) II. Bd., S. 208 ff. Siehe dort sowie in 大日本人名辭書 Bd. 1 seine Lebensgeschichte.

[4] Ekken war sein Pseudonym (*gō* 号), ein anderes Pseudonym war Sonken (損軒). Sein Nanori (Name, als er erwachsen war) lautete Tok'shin (篤信), als Kind hiess er Shisei (子誠).

Gelehrten Matsunaga Sekigo (松永尺五), Yamazaki Ansai (山崎闇齋) und Kinosh'ta Junan (木下順菴) mit grossem Eifer. Er schloss sich hier zuerst der Lehre der beiden chinesischen Philosophen Riku Shōzan (陸象山) und Ō Yōmei (王陽明) an, von denen er sich jedoch später wieder abwandte. Er liess sich dann als Lehrer der chinesischen Classiker in Kyōto nieder und erlangte hier einen grossen Ruf. Er verfügte über ein ausserordentliches Gedächtniss und grosse Belesenheit, dabei blieb er sehr bescheiden und kannte keine Überhebung. Es wird erzählt, dass er einst zu Schiff nach seiner Heimat fuhr und dass sich auf demselben Schiff ein junger Mann befand, der sich mit seinen Kenntnissen der chinesischen Classiker brüstete und über dieselben einen Vortrag hielt, dem Kaibara schweigend zuhörte. Als man an's Land stieg, fragte man sich gegenseitig nach dem Namen, und als der junge Mann hörte, dass der schweigende Zuhörer Kaibara Ekken sei, ging er beschämt von dannen, ohne seinen Namen zu nennen.

Kaibara soll über 100 Werke verfasst haben, die die verschiedensten Gegenstände behandelten. So schrieb er über Philosophie, Erziehung, über den Verkehr mit Anderen, über Ackerbau, Hygiene u. s. w.; daneben beschäftigte er sich mit der japanischen Poesie. Auch besuchte er die berühmtesten Orte Japans und gab Beschreibungen derselben[1]. Er schrieb einfach und leicht verständlich und stiftete durch die populäre Darstellung in seinen Werken grossen Nutzen. Er ist ein Hauptvertreter des gemischten Stils, d. h. eines Stils, der bei japanischer Construction chinesische und echt japanische Ausdrücke zugleich enthält. In der Periode Genroku (1688 bis 1703) gab er seine Beschäftigung auf und lebte von nun an in Zurückgezogenheit bis zu seinem Tode 1714.

Der Stil des Onna daigaku bestätigt das oben angeführte Urtheil. Er ist leicht verständlich, zumal da das Buch hauptsächlich für Frauen bestimmt war, deren Bildung in damaliger Zeit auf niedrigerer Stufe als jetzt stand. Da der Stil sehr wohl für ein Studium der Schriftsprache geeignet ist, habe ich die Umschrift des japanischen Textes hinzugefügt und zwar nicht mit Beibehaltung der Orthographie in Kana, sondern so wie er gelesen wird. Die Consonanten sind dabei wie im Englischen, die Vocale wie im Deutschen zu lesen.

Die Behandlung des Themas ist keine streng logische; es finden sich hier und da Wiederholungen desselben Gedankens. Das Ganze besteht aus lose an einander gereihten einzelnen Abschnitten, und der Inhalt der-

[1] Die Titel einiger seiner Werke paedagogischen Inhalts sind: 樂訓, 初學訓, 家道訓, 五道訓, 養生訓, 童子訓, 文武訓, 大道訓, 大和俗訓, 初學知要 u. a.; über chinesische Philosophie: 愼思錄, 大疑錄, 近思錄備考; naturwissenschaftlichen Inhalts: 大和本草, 和名本草, 花譜, 菜譜; topographischen Inhalts: 扶桑紀勝, 有馬名所記, 日光名所記, 岐蘇路ノ記, 京廻, 大和廻, 筑前風土記 u. a. m.

selben deckt sich zum Theil mit dem ähnlicher Bücher, wie dem Onna Imagawa (女今川)[1].

Die Ausgabe, welche ich benutzt habe, ist die zweite Auflage aus dem Jahre 1872. Sie umfasst 33 Doppelblätter oder 66 Seiten. Über dem Texte befinden sich kleine novellistische Geschichten von berühmten japanischen Frauen in kleinerer Schrift. Nicht selten findet man im Anschluss an das Onna daigaku die bekannte Sammlung von 100 japanischen Gedichten »Hyaku nin isshu« (百人一首) von Fujiwara Teika (藤原定家). Der Text des Onna daigaku ist in der Cursivschrift geschrieben, wobei mehr oder weniger verkürzte Formen, Gyōsho und Sōsho, abwechseln. Die Form der Schriftzeichen ist die unter dem Namen On-ieryū bekannte. Eine Probe dieser Form der Schriftzeichen findet sich in meinem Lehrbuche: Einführung in die japanische Schrift, S. 129, wo der Anfang des Onna daigaku abgedruckt ist. Die zu der Cursivschrift gehörige Kana ist die Hiragana, von der ausgiebiger Gebrauch gemacht ist. Sie ist nicht nur zwischen den chinesischen Zeichen zur Angabe von Endungen, Partikeln u. s. w., sondern auch neben den chinesischen Zeichen verwandt, um die Aussprache derselben anzugeben. Die Formen der Hiraganazeichen, die in diesem Werke gebraucht werden, sind sehr mannigfach; leider ist der Druck derselben oft so undeutlich, dass man sie erst nach Vergleichung mit den chinesischen Zeichen entziffern kann. Was die Orthographie der mit Hiragana geschriebenen Wörter betrifft, so findet man hier dieselben Ungenauigkeiten und Abweichungen wie in anderen Texten. Es kommen Verwechselungen zwischen れ und を, そ und わ, 忌 und へ u. s. w. oft bei demselben Worte vor (vergl. »Einführung in die japanische Schrift«, S. 62. 63). So findet man をや (Eltern) für れや, たわむれ (Scherz) für たそむれ, ゆへ (weil) für ゆ忌, わう (Gesetz) für わふ oder そふ u. s. w. In einigen wenigen Fällen sind auch chinesische Zeichen falsch gebraucht, so 安 für 易, 奢 für 驕. Manches davon kommt vielleicht auf Rechnung desjenigen, der den Text für den Holzdruck dieser Ausgabe geschrieben hat aber nicht genannt ist.

Eine Übersetzung in's Englische findet sich bereits im »Journal of the Royal Asiatic Society«, Bd. 10, S. 332—340. Sie ist von dem bekannten Japanologen Chamberlain verfasst und wiederabgedruckt in »Things Japanese« von demselben Verfasser unter dem Abschnitt »Woman«. Man wird nur in einigen wenigen Stellen Abweichungen von derselben in meiner Übersetzung finden. Zum Schluss bemerke ich noch, dass ich einige der Anmerkungen dieses Gelehrten zum Texte seiner Übersetzung, sowie einige erläuternde Bemerkungen japanischer Freunde benutzt habe.

»Da die Mädchen, wenn sie erwachsen sind, in eine fremde Familie heirathen und den Schwiegereltern zu gehorchen haben, so müssen die Eltern bei ihrer Erziehung mehr Sorgfalt verwenden als bei den Knaben. Wenn die Eltern in übergrosser Zärtlichkeit die Töchter so erziehen, dass sie eigen-

[1] Siehe Journal of the Royal Asiatic Society Bd. 10, S. 329—332.

sinnig sind, so kann es nicht ausbleiben, dass sie im Hause ihres Gatten nach ihrem Belieben handeln und sich denselben dadurch entfremden. Oder wenn der Schwiegervater sehr streng ist[1], so hält die Frau das für unerträglich, fasst eine Abneigung gegen ihn und spricht über ihn hinter seinem Rücken. Auf diese Weise wird das Verhältniss zwischen ihnen schlecht, und die Folge ist, dass sie zu ihrer Schande das Haus verlassen muss. Es ist nicht richtig, wenn die Eltern des Mädchens dann die Schuld allein auf den Schwiegervater und den Mann schieben, indem sie nicht zugestehen wollen, dass sie das Mädchen ohne Erziehung gelassen haben. Die Ursache von alledem ist vielmehr, dass die Eltern das Mädchen nicht erzogen haben.

Bei einer Frau muss man mehr Werth auf ein gutes Herz als auf Schönheit legen. Eine Frau von schlechter Gemüthsart ist unbeständig und leichtsinnig[2], sie wird böse über Andere und macht dabei fürchterliche Augen, ihre Rede ist barsch und unfreundlich, ihre Sprache gemein. Sie hält sich für besser als Andere und ist nicht zurückhaltend, sie hasst und beneidet Andere, bildet sich selbst viel ein, redet über ihre Mitmenschen, verlacht sie und macht ein überlegenes Gesicht. In all diesem weicht sie von dem Pfade[3] der Frau ab. Eine Frau muss stillen Gehorsam, Treue gegen den Gatten, grosse Güte, Ruhe und Sanftmuth für das Beste halten.

Die Mädchen müssen von Jugend auf von dem männlichen Geschlecht getrennt bleiben, und man darf sie selbst den geringsten unzüchtigen Scherz weder sehen noch hören lassen. Nach den Sitten des Alterthums[4] sassen Männer und Frauen nicht zusammen, bewahrten die Kleider nicht an demselben Orte auf, badeten nicht an derselben Stelle, und wenn sie einen Gegenstand empfingen oder überreichten, thaten sie es nicht von Hand zu Hand. Wenn die Frau Nachts ausging, musste sie auf jeden Fall ein Licht mitnehmen. Von Fremden ganz zu schweigen, musste selbst zwischen Eheleuten und Geschwistern eine gewisse Absonderung richtig inne gehalten werden. Unter den Frauen des gewöhnlichen Volkes[5] giebt es in jetziger Zeit viele, welche nichts von derartigen Vorschriften wissen, ihrem Namen durch zügelloses Betragen Unehre machen, ihren Eltern und Geschwistern Schande bereiten und dadurch ihren Lebenszweck verfehlen. Ist das nicht eine Thatsache, die man beklagen muss? Dass eine Frau ohne Geheiss der Eltern und ohne einen Mittelsmann nicht in eheliche Verbindung tritt, steht auch in dem Buche Shōgaku[6]. Selbst auf die Gefahr hin, ihr Leben zu

---

[1] *shūto no oshie tadash'kereba*, wörtl.: wenn die Unterweisungen des Schwiegervaters richtig sind.

[2] *kokoro sawagash'ku*, wörtl.: das Herz ist unruhig.

[3] *michi* 道 kann auch durch Pflicht, Methode u. s. w. übersetzt werden.

[4] Unter den Sitten des Alterthums sind an dieser und anderen Stellen der Schrift die alten chines. Sitten zu verstehen. Die Belege für die folgenden Angaben finden sich in dem classischen chinesischen Werke Reiki 禮記 12. Buch.

[5] *minka* 民下.

[6] 小學 chinesisches Moralwerk »kleine Wissenschaft« im Gegensatz zu Daigaku; wird auch von Manchen, wie Daigaku als »Wissenschaft für Erwachsene«, mit

verlieren, soll sie bei dem bleiben, was Sitte und Zucht erfordert[1], indem sie ihren Charakter fest wie Metall und Stein macht.

Da die Frauen die Familie des Gatten als die eigene betrachten, so nannte man in China das Heirathen »zurückkehren« (*kaeru*)[2]. Wenn auch die Familie des Gatten arm und niedrig sein sollte, so darf doch die Frau dem Manne deshalb nicht grollen. Es ist eine Lehre der alten Weisen, dass es die Pflicht der Frau sei, das Haus, in das sie einmal geheirathet hat, nicht wieder zu verlassen, sie müsse vielmehr glauben, dass sie es nur ihrem bösen Stern zu verdanken habe, wenn die Familie, die ihr vom Himmel zugewiesen ist, arm und niedrig sei[3]. Verletzt die Frau diese Pflicht und wird sie vom Manne getrennt, so ist es eine Schande für ihr ganzes Leben. Nun giebt es sieben schlechte Dinge, genannt die sieben Scheidungsgründe[4]. Man muss sich von der Frau trennen, erstens, wenn sie ungehorsam gegen die Schwiegereltern ist; zweitens, wenn sie kinderlos ist, denn man nimmt doch eine Frau der Nachkommen und Erben wegen. Aber wenn die Frau ein rechtschaffenes Herz hat, ihre Aufführung tadellos ist, und sie keine Eifersucht kennt, soll man sich von ihr nicht trennen, sondern ein Kind aus demselben Geschlecht adoptiren[5]. Oder sollte das Nebenweib Kinder haben, so braucht die Frau, auch wenn sie kinderlos ist, das Haus nicht zu verlassen. Drittens soll man sich von der Frau trennen, wenn sie Unzucht treibt; viertens, wenn sie sehr eifersüchtig ist; fünftens, wenn sie Lepra oder andere böse Krankheiten hat; sechstens, wenn sie schwatzhaft ist und durch ihr achtloses Gerede die Verwandtschaft aus einander bringt, und Unfriede in die Familie kommt; siebentens, wenn sie stiehlt. Alle diese sieben Scheidungsgründe haben die Weisen gelehrt. Ein Weib, das aus dem Hause, in das es einmal geheirathet hat, verstossen wird, das weicht von dem Pfade der Frau ab und lädt eine grosse Schande auf sich, selbst wenn es sich zum zweiten Mal mit einem reichen und angesehenen Mann verheirathen sollte.

»Wissenschaft für die Jugend« erklärt. Es enthält eine Sammlung von Moralvorschriften, den verschiedensten Büchern entnommen, und wurde auch in Japan früher viel gelesen. Es ist bekannt, dass die Heirathen in Japan in der Regel Conventionalehen sind und ein Vertrauensmann (*nakōdo*, im Text *nakadachi*) eine wichtige Rolle spielt.

[1] *gi* 義.

[2] Siehe Shikyō 詩經, Buch der Oden, 1. Theil 6. Ode. 之子于歸 »this young lady is going to her future home«. Legge Chinese classics, B. 4, Theil I.

[3] Auch dies findet sich in dem oben erwähnten Reiki. Unter »Weisen« sind stets die chines. Weisen des Alterthums zu verstehen.

[4] *shichikyo* 七去; *shichi* = sieben, *kyo* = verlassen.

[5] *dōsei* 同姓 gleiches Geschlecht, d. h. Verwandte. Die in Japan so häufige Adoption ist aber in Wirklichkeit nicht auf Verwandte beschränkt. S. a. Weipert a. a. O. Für adoptiren ist im Text das Verbum *yashinau* 養 aufziehen gebraucht. Vergleiche die chines.-jap. Ausdrücke *yōfu* 養父 Adoptivvater, *yōshi* 養子 Adoptivsohn.

Ein Mädchen hat, wenn es im Elternhause lebt, gegen Vater und Mutter vor allen Dingen die Pflicht der Kindesliebe zu erfüllen; aber wenn es sich einem Gatten vermählt hat, soll es die Schwiegereltern mehr als die eigenen Eltern werth halten, sie von ganzem Herzen lieben und verehren und so gegen sie die Pflicht der Kindesliebe erfüllen. Die Frau darf nicht ihre Eltern hoch und den Schwiegervater gering schätzen. Sie darf es nicht versäumen, Morgens und Abends nach der Gesundheit der Schwiegereltern zu fragen, und sie darf nicht in der Erfüllung der Pflichten gegen sie nachlässig sein. Falls die Schwiegereltern einen Befehl ertheilen, so soll sie ihn achtungsvoll ausführen und sich nicht dagegen auflehnen. In allen Dingen muss sie sich an die Schwiegereltern wenden und Alles ihrer Weisung anheimstellen. Selbst wenn diese sie hassen und übel von ihr reden, darf sie nicht zornig werden und den Hass erwidern. Wenn sie in voller Ausübung der Kindespflichten wahr und treu ihnen dient, so wird das Verhältniss später sicherlich zwischen ihnen ein gutes.

Eine Frau hat keinen besonderen Lehnsherrn[1]; sie muss ihren Gatten als ihren Herrn betrachten und ihm mit Verehrung und Achtung dienen. Sie darf ihn nicht verachten oder verspotten. Im Allgemeinen besteht ja die Pflicht der Frau darin, Anderen gehorsam zu sein[2]. Dem Manne gegenüber muss sie in ihren Mienen und ihrer Art und Weise zu reden sehr höflich und freundlich sein; sie darf nicht ungeduldig und ungehorsam, stolz und unhöflich sein. Das ist die erste Pflicht der Frau. Wenn der Mann ihr Weisungen ertheilt, darf sie nicht gegen dieselben handeln; in zweifelhaften Dingen soll sie den Mann fragen und sich nach seinem Befehle richten. Wenn der Mann etwas zu fragen hat, soll sie ordentlich und richtig antworten; nachlässig zu antworten ist unhöflich. Wenn der Mann in Zorn geräth, muss sie voll Furcht gehorchen und darf sich nicht seinem Willen widersetzen, indem sie wieder zornig wird und mit ihm streitet. Eine Frau betrachtet ihren Mann wie den Himmel[3]; sie darf nicht dadurch, dass sie sich immer und immer wieder gegen ihn auflehnt, die Strafe des Himmels auf sich ziehen.

Ihren Schwägern und Schwägerinnen muss die Frau, als den Geschwistern ihres Mannes, mit Ehrfurcht entgegenkommen. Wenn sie die üble Nachrede und den Hass der Verwandten des Mannes auf sich lädt, so verletzt sie die Gefühle der Schwiegereltern, und es ist für sie selbst nicht gut; wenn es aber zwischen ihr und jenen gut stimmt, so gefällt sie auch ihren Schwiegereltern. Auch muss sie die Frauen der Geschwister des Mannes lieben und mit ihnen verträglich leben. Vor Allem aber muss sie der Frau des älteren Bruders des Mannes mit tiefer Ehrfurcht entgegenkommen und sie ihrer älteren Schwester gleichstellen.

Eine Frau darf auf keinen Fall den Gefühlen der Eifersucht Raum geben. Sollte der Mann ausschweifend sein, so hat sie ihn zu ermahnen,

[1] *shukun* 主君.

[2] Nach Confucius soll sie, wenn sie unverheirathet ist, dem Vater, wenn sie verheirathet ist, dem Manne, und wenn sie Wittwe ist, dem Sohne gehorchen.

[3] Bekanntlich sind die drei confucianischen Einheiten Himmel, Erde, Mensch; vergl. auch am Schluss S. 135 unten.

darf ihn aber nicht zum Zorne reizen. Wenn die Eifersucht sehr stark ist und Gesichtsausdruck und Rede der Frau sehr böse sind, so wird sie dadurch viel mehr ihrem Manne entfremdet und von ihm vernachlässigt. Sollte der Mann Unrecht thun und sich Fehler zu Schulden kommen lassen, so soll sie ihm mit sanfter Miene und ruhiger Stimme sein Unrecht vorhalten. Hört er darauf nicht und geräth in Zorn, so muss sie für's erste einige Zeit mit ihren Vorwürfen aufhören und erst nachher, wenn er sich beruhigt hat, wieder damit anfangen. Auf keinen Fall darf sie sich mit rauhem Gesichtsausdruck und zorniger Stimme dem Manne widersetzen.

Im Reden sei sie vorsichtig und kurz. Selbst nur leichthin soll sie nicht über Andere reden und Lügen verbreiten. Sollte sie üble Nachrede über einen Anderen mit anhören, so soll sie dieselbe in ihrem Herzen begraben und Niemand mittheilen. Dadurch, dass sie es Anderen mittheilt, werden die Beziehungen der Verwandten unter einander schlecht, und das Haus kann nicht in guter Ordnung gehalten werden.

Eine Frau soll stets ängstlich darauf bedacht sein, auf sich selbst streng zu achten. Sie stehe Morgens früh auf, gehe Abends spät zu Bett; sie schlafe nicht am Tage und besorge die Angelegenheiten im Hause. Sie soll emsig weben, nähen, Hanffäden drehen[1] und spinnen; auch darf sie nicht viel Thee, Sake und andere Dinge trinken. Theater und Gesang, Vortrag von Theaterstücken[2] und dergleichen lose Dinge soll sie nicht anhören und ansehen. Zu den Shintō- und Buddhatempeln und überhaupt nach allen Orten, wo viel Leute zusammenströmen, soll sie, wenn sie nicht in den Vierzigern ist, nicht so oft hingehen.

Durch Wahrsagerinnen, Medien[3] und Andere darf sie sich nicht irre führen lassen und dadurch sich gegen die Shintō- und buddhistischen Götter versündigen; auch soll sie nicht gedankenlos zu ihnen beten. Wenn man nur der Menschen Pflicht erfüllt, so werden Einen die Götter beschützen, auch ohne dass man zu ihnen betet[4].

Wenn eine Frau sich verheirathet hat, so muss sie das Haus ihres Mannes gut erhalten; wenn die Aufführung der Ehefrau schlecht ist und sie dem Laster ergeben ist, verursacht sie den Ruin des Hauses. Sie muss in allen Sachen sparsam sein und keine Verschwendung üben. An Kleidern,

---

[1] *umu* 績. Im Genkai erklärt: *asao wo hosoku sakite nagaku awasete yoru* Hanf wird fein zerzupft und dann zu langen Fäden gedreht.

[2] *jōruri*; werden auch in Vortragshäusern (*yose*) recitirt. Der Besuch von Theatern u. dergl. war früher bei den höheren Ständen verpönt.

[3] *miko kannagi* 巫, 覡; ersteres sind nur Mädchen oder Frauen, letzteres auch Männer, die nach vorangegangener bestimmter Ceremonie durch andauerndes Beten im Stande sind, den Willen und die Ansichten der Gottheit zu erfahren. Eine Art solcher Ceremonien heisst *yutate* 湯立, s. Genkai s. v.

[4] Den gleichen Gedanken drückt das bekannte *uta* aus:
kokoro dani makoto no michi ni kanainaba
inorazu tote mo kami ya mamoran
Wenn dein Herze nur stets verbleibt auf dem Pfade der Wahrheit,
Schützen die Götter dich doch, säumest du gleich im Gebet.

Speise u. s. w. soll sie nur so viel gebrauchen, als ihrem Stande geziemt, und keinen Luxus treiben.

Während sie jung ist, soll sie sich nicht in vertrautes Gespräch mit den jüngeren Verwandten, Freunden und Untergebenen ihres Mannes einlassen und muss die Grenze zwischen Männern und Frauen streng inne halten. Mag es zu thun geben, was es auch sei, auf keinen Fall darf sie mit jungen Leuten Briefe wechseln.

Sie muss dafür sorgen, dass ihr Schmuck, die Farbe der Kleider, die Muster u. s. w. nicht auffällig sind; es genügt, wenn Körper und Kleider nur nicht schmutzig sind. Es ist nicht gut, wenn sie zu sehr an die Reinlichkeit denkt, so dass es auffällig wird, sie darf dies nur so weit treiben, wie es ihrem Stande gemäss ist.

Ihren eigenen Eltern darf sie nicht die Eltern ihres Mannes hintenansetzen. Zu Neujahr und zu den grossen fünf Festen[1] soll sie zuerst die Verwandten des Mannes besuchen[2] und dann erst ihre eigenen Eltern. Ohne Erlaubniss ihres Mannes darf sie nirgend wohin gehen und für sich selbst Niemand Geschenke machen.

Eine Frau hat nicht die Nachfolge im Hause ihrer Eltern. Da sie diese vielmehr im Hause der Schwiegereltern hat, so soll sie die letzteren für wichtiger halten als die eigenen Eltern und die Pflicht der Kindesliebe gegen sie erfüllen. Nach ihrer Verehelichung darf sie nur selten ihre Eltern besuchen, geschweige denn andere Leute. In der Regel schicke sie einen Boten dahin. Auch soll sie nicht mit den Vorzügen ihres Elternhauses prahlen.

Wenn sie auch viel Dienerschaft hat, muss sie sich doch selbst in allen Dingen der Mühewaltung unterziehen und arbeiten; das ist Frauenregel. Für die Schwiegereltern muss sie Kleider nähen und das Essen bereiten, dem Manne die Kleider ordentlich hinlegen, den Teppich ausfegen, die Kinder erziehen, schmutzige Kleider waschen, immer muss sie zu Hause sein und das Haus nicht zu ungeeigneter Zeit verlassen.

Auf die Behandlung der Dienstmädchen muss sie sehr achten. Die niedere Dienerschaft, welche ganz untauglich ist, hat schlechte Gewohnheiten, keinen Verstand, ein böses Herz, und ihre Rede ist gemein. Wenn etwas am Ehemanne, den Schwiegereltern, Schwägern und Anderen diesen Leuten nicht gefällt, so kommt es ihnen gar nicht darauf an, über jene zur Frau zu reden, indem sie glauben, dass es für die Herrin zum Nutzen ist. Wenn nun eine Frau unverständig genug ist, dies zu glauben, so entsteht dadurch leicht eine Abneigung; denn da selbstverständlich die Verwandten des Mannes Fremde sind, so entsteht leicht Hass und feindselige Stimmung, und die Liebe zu ihnen schwindet leicht. Sie darf durchaus nicht dadurch, dass sie glaubt, was die Mädchen erzählen, die Zuneigung ihrer

---

[1] *sekku* 節句 oder *go sekku* 五節句 genannt, am 1. des 1. Monats, 3. des 3., 5. des 5., 7. des 7., 9. des 9. Monats a. K. Das Neujahrsfest, das im Text durch 正月 »erster Monat« bezeichnet wird, gehörte mit zu den Sekku.

[2] *tsutomete* von *tsutomu*, wörtl.: dienen.

so werthen Schwiegereltern und Schwäger abschwächen. Sollte ein Dienstmädchen hervorragend viel schwatzen und schlecht sein, so ist es schnell zu entlassen. Solche Personen werden durch ihr Gerede und den dadurch entstandenen Zwiespalt unter den Verwandten die Ursache, dass die Familie in Unfrieden geräth. Vor ihnen muss man sich hüten. Wenn man ungebildete[1] Leute unter sich hat, kommt es oft vor, dass Einem Manches nicht gefällt. Wenn man sie im Zorne oft schmält und damit gar nicht aufhört, wenn man engherzigen Sinnes oft laut poltert und zornig ist, ist keine Ruhe im Hause. Wenn sie etwas Schlechtes thun, so soll man es ihnen gelegentlich sagen und ihre Fehler corrigiren. Kleine Versehen soll man ertragen und nicht gleich darüber böse werden. Im Herzen soll man mit ihnen Mitleid fühlen und äusserlich sie streng unterweisen, so dass sie ihre Pflicht erfüllen. Tritt der Fall ein, dass man ihnen eine Unterstützung geben muss, so soll man mit dem Gelde nicht kargen. Dagegen darf man Niemand, der nichts nütze ist, Geschenke machen, nur weil er Einem gefällt.

Im Allgemeinen sind die bösen Fehler[2] der Frauenherzen folgende: Nicht sanft und gehorsam sein, zornig werden und hassen, über Andere reden, neidisch sein, einfältig sein. Diese fünf Fehler finden sich unter zehn sicher bei sieben oder acht; in dieser Beziehung stehen die Frauen unter den Männern. Sie müssen auf sich selbst achten und sich selbst ermahnen und dadurch diesen Fehlern abzuhelfen suchen. Besonders weil die Frauen einfältig sind, entstehen diese Fehler. Frauen haben die Natur, welche die Chinesen »*in*«[3] nennen. Dieses *in* ist die Nacht und dunkel und deshalb ist die Frau mit dem Manne verglichen dumm und weiss selbst das nicht zu thun, was unmittelbar vor den Augen liegt. Sie weiss auch nicht zu beurtheilen, was Andere tadeln werden, weiss auch nicht, was ihrem Gatten und ihren Kindern Unglück bringen kann. Sie denkt zwar, sie allein ist gut und trefflich, hasst ganz unschuldige Leute und wünscht ihnen Böses oder beneidet Andere, aber sie weiss nicht, dass sie sich dadurch Anderen verhasst macht und sich ihnen entfremdet, und dass Alles zu ihrem Unglück wird. Das ist sehr unsinnig nnd thöricht. Sie erzieht zwar die Kinder, aber sie ist zu sehr in sie verliebt und verzieht sie. Da sie so thöricht ist, sollte sie in allen Dingen sich bescheiden und dem Manne folgen. Nach den alten Gesetzen liess man, wenn ein Mädchen geboren wurde, dasselbe drei Tage lang auf dem Fussboden[4] liegen. Auch dies zeugt davon, dass man den Mann dem Himmel, die Frau der Erde vergleicht. Daher muss

---

[1] *iyash'ki mono* 卑き者.

[2] *yamai* 病, eigentlich Krankheit.

[3] 陰, Gegensatz *yō* 陽, oft »weibliches und männliches Princip« übersetzt, Chamberlain übersetzt hier passiv und activ. Sonne, Feuer, Süden u. s. w. repraesentiren nach chines. Idee das männliche, Mond, Wasser, Norden das weibliche Princip.

[4] Das männliche Kind wurde zum Zeichen seiner höheren Bestimmung auf ein Bett gelegt, s. Buch der Oden Theil II, Buch IV Ode 5, Stanze 8 vom Knaben, der geboren ist: 載寢之牀, 9 vom Mädchen: 載寢之地. Es steht dort aber nicht, dass das Liegen auf dem Fussboden drei Tage lang dauerte.

die letztere in allen nur möglichen Dingen den Mann als den Ersten betrachten, sich aber an zweite Stelle setzen und selbst, wenn sie etwas Lobenswerthes gethan hat, soll sie sich nicht damit brüsten, und ferner, wenn sie etwas versehen hat und es ihr von Anderen vorgehalten wird, doch nicht mit ihnen streiten, sondern schnell ihren Fehler verbessern, so dass es ihr nicht wiederholt von Anderen gesagt werden braucht. Mag sie auch von ihren Mitmenschen missachtet werden, so darf sie nicht darüber in Zorn gerathen, sondern muss es zu ertragen und sich zusammenzunehmen wissen. Wenn sie das beherzigt, so wird das Verhältniss zwischen den Ehegatten ganz von selbst gut; sie bleiben in Zukunft immer zusammen, und die Ruhe des Hauses wird nicht gestört werden.

In den obigen Lehren muss man die Frauen von klein auf unterweisen, auch soll man dieselben aufschreiben und von Zeit zu Zeit lesen lassen, damit die Frauen sie nicht vergessen. Die gute Unterweisung in diesen Sätzen wird ein Schatz für das Leben sein, mehr als die Kleider und Möbel, welche die Leute in jetziger Zeit beim Heirathen mitgeben. Ein alter Spruch heisst: Man weiss wohl ein Mädchen zu verheirathen, indem man eine Million Sen ausgiebt, aber man versteht es nicht, ein Kind zu erziehen, indem man nur hunderttausend Sen ausgiebt. Welch tiefe Wahrheit liegt darin! Es wäre gut, wenn alle Eltern von Mädchen dies Princip wüssten.«

Sore nyoshi wa seichō sh'te tanin no ie ye yuki, shūto shūtome ni tsukōru mono nareba, nanshi yori mo oya no oshie yuruyaka ni subekarazu. fubo chōai sh'te hoshiimama ni sodatenureba, otto no ie ni yukite kanarazu kizui nite otto ni utomare, mata wa shūto no oshie tadash'kereba, taegataku omoi, shūto wo urami soshiri, naka ash'ku narite tsui ni wa oïdasare, haji wo saras'. nyoshi no fubo waga oshie naki koto wo iwazu sh'te shūto otto no ash'ki to nomi omou wa ayamari nari. kore mina nyoshi no oya no oshie naki yue nari.

onna wa katachi yori mo kokoro no sugureru[1] *wo yoshi to subeshi. kokorobae yoshinaki onna wa kokoro sawagash'ku manako osorosh'ku miidash'te hito wo ikari, kotoba araraka ni mono ii, saganaku kuchi kikite hito ni sakidachi, hito wo urami netami, waga mi ni hokori, hito wo soshiri warai, ware hito ni masarigao naru wa mina onna no michi ni tagaeru nari. onna wa tada yawaraka ni sh'tagaite teishin ni nasake fukaku shizuka naru wo yoshi to su.*

nyoshi wa itokenaki toki yori nannyo no wakachi wo tadash'ku sh'te karisome ni mo tawamuretaru wo mikikashimubekarazu. inishie no rei ni nannyo wa seki wo onajiku sezu, ishō wo mo onaji tokoro ni okazu, onaji tokoro nite yuami sezu, mono wo uketoriwatas' koto mo te yori te ye jiki ni sezu, yoru yuku toki wa, kanarazu tomoshibi wo tomosh'te yukubeshi; tanin wa iu ni oyobazu fūfu kyōdai nite mo betsu wo tadash'ku subeshi tonari. imadoki no minka wa kono yō no hō wo shirazu sh'te gyōgi wo midari ni sh'te na wo kegashi, oya kyōdai ni haji wo atae, isshō mi wo itazura ni suru mono ari. kuchiosh'ki koto ni arazu ya? onna wa fubo no ōse to nakadachi to ni arazareba, majiwarazu to Shōgaku ni mo mietari. tatoi inochi wo ushinō to mo, kokoro wo kinseki no gotoku ni kataku sh'te gi wo mamorubeshi.

---

[1] Formen der Umgangssprache wie diese kommen im Texte bisweilen vor.

fujin wa otto no ie wo waga ie to suru yue ni, Morokoshi ni wa yomeiri wo kaeru to iu nari. tatoi otto no ie hinsen nari to mo, otto wo uramubekarazu. ten yori ware ni ataetamaeru ie no mazush'ki wa waga shiawase no ash'ki yue nari to omoi, hitotabi yomeiri sh'te wa sono ie wo idezaru wo onna no michi to suru koto inishie seijin no oshie nari. moshi onna no michi ni somuki sararuru toki wa, isshō no haji nari. sareba fujin ni shichikyo tote ash'ki koto nanats' ari. hitots' ni wa shūto shūtome ni sh'tagawazaru onna wa sarubeshi. f'tats' ni wa ko naki onna wa sarubeshi. kore tsuma wo metoru wa shison sōzoku no tame nareba nari. shikaredomo fujin no kokoro tadash'ku gyōgi yoku sh'te netamu kokoro nakuba, sarazu to mo, dōsei no ko wo yashinaubeshi; aruiwa tekake ni ko araba, tsuma ni ko naku to mo, saru ni oyobazu. mits' ni wa inran nareba, saru[1]. yots' ni wa rinki fukakereba, saru. itsuts' ni raibyō nado no ash'ki yamai areba, saru. muts' ni kuchimame nite tsutsushimi naku mono iisugos' wa shinrui to mo naka ash'ku nari, ie midaruru mono nareba, sarubeshi. nanats' ni wa mono wo nusumu kokoro aru wo saru. kono shichikyo wa mina seijin no oshie nari. onna wa hitotabi yomeiri sh'te sono ie wo dasarete wa tatoi f'tatabi fūki naru otto ni ka su to mo, onna no michi ni tagaite ōi naru haji nari.

nyoshi wa waga ie ni arite wa waga fubo ni moppara kō wo okonō kotowari nari. saredomo otto no ie ni yukite wa moppara shūto shūtome wo waga oya yori mo omonjite ats'ku itsukushimi uyamai, kōkō wo tsukus'beshi. oya no kata wo omonji, shūto no kata wo karonzuru koto nakare: shūto shūtome no kata no asa yū no mimai wo kakubekarazu. shūto shūtome no kata no tsutomubeki[2] waza wo okotarubekarazu. moshi shūto shūtome no ōse araba, tsutsushimi okonaite somukubekarazu. yorozu no koto shūto shūtome ni tōte sono oshie ni makas'beshi. shūto shūtome moshi ware wo nikumi soshiritamō to mo, ikari uramuru koto nakare! kō wo tsukush'te makoto wo motte tsukōreba, nochi wa kanarazu naka yoku naru mono nari.

fujin wa betsu ni shukun nashi; otto wo shujin to omoi uyamai, tsutsushimite tsukōbeshi. karoshime anadorubekarazu. sōjite fujin no michi wa hito ni sh'tagō ni ari. otto ni tai suru ni ganshoku kotobazukai ingin ni herikudari, wajun narubeshi; funin ni sh'te fujun narubekarazu; ogorite burei narubekarazu. kore nyoshi dai ichi no tsutome nari. otto no kyōkun araba, sono ōse wo somukubekarazu. utagawash'ki koto wa otto ni tōte sono geji ni sh'tagōbeshi. otto tou koto araba, tadash'ku kotōbeshi. sono hentō orosoka naru wa burei nari. otto moshi hara tachi ikaru toki wa, osorete sh'tagōbeshi; ikari arasoite kokoro ni sakōbekarazu. onna wa otto wo motte ten to su; kaes'gaes' mo otto ni sakaite ten no bachi wo ukubekarazu.

kojūto kojūtome wa otto no kyōdai nareba, uyamōbeshi. otto no shinrui ni soshirare nikumarureba, shūto shūtome no kokoro ni somukite waga mi no tame ni wa yorosh'karazu; mutsumash'ku sureba, shūto shūtome no kokoro ni mo kanō. mata aiyome wo shitashimi mutsumajiku subeshi. kotosara otto no ani aniyome wa ats'ku uyamōbeshi; waga ane to onajiku subeshi.

---

[1] Steht hier und öfter für *sarubeshi.*

[2] Im Text steht fälschlich *shibeki*, nach dem chinesischen Zeichen muss es *tsutomubeki* heissen.

shitto no kokoro yumeyume okos'bekarazu. otoko inran nareba, isamubeshi; ikarashimubekarazu. netami hanahadash'kereba, sono kesh'ki kotoba mo osorosh'ku susamash'ku sh'te kaette otto ni utomare mikagiraruru mono nari. moshi otto fugi ayamachi araba, waga iro wo yawarage, koe wo yawaraka ni sh'te isamubeshi. isame wo kikazu sh'te ikaraba, mazu shibaraku yamete nochi ni otto no kokoro yawaragitaru toki, mata isamubeshi; kanarazu kesh'ki wo araku shi koe wo iragete otto ni sakai somuku koto nakare!

kotoba wo tsutsushimite ōku subekarazu. kari ni mo hito wo soshiri itsuwari wo iubekarazu. hito no soshiri wo kiku koto araba, kokoro ni osamete hito ni tsutayekatarubekarazu. soshiri wo iits'tōru yori shinrui to mo naka ash'ku nari, ie no uchi osamarazu[1].

onna wa tsune ni kokorozukai sh'te sono mi wo kataku tsutsushimi mamorubeshi. asa hayaku oki, yoru wa osoku ine, hiru wa inezu sh'te ie no uchi no koto ni kokoro wo mochii, ori nui umi tsumugi okotarubekarazu. mata cha sake nado ōku nomubekarazu. kabuki kouta jōruri nado no tawamuretaru koto wo mikikubekarazu. miya tera nado subete hito no ōku atsumaru tokoro ye shi jissai yori uchi wa amari yukubekarazu.

miko kannagi nado no koto ni mayoite kami hotoke wo kegashi, chikazuki, midari ni inorubekarazu. tada ningen no tsutome wo yoku suru toki wa, inorazu tote mo, kami hotoke wa mamoritamōbeshi.

hito no tsuma to narite wa sono ie wo yoku tamots'beshi. tsuma no okonai ash'ku hōrats' nareba, ie wo yaburu. banji tsuzumayaka ni sh'te tsuiye wo nas'bekarazu; if'ku inshoku nado mo mi no bungen ni sh'tagai mochii, ogoru koto nakare!

wakaki toki wa otto no shinrui tomodachi shimobe tō no wakaki otoko ni wa uchitoketaru monogatari chikazukubekarazu; nannyo no hedate wo kataku subeshi. ikanaru yō ari to mo, wakaki otoko ni fumi nado kayowas'bekarazu.

mi no kazari mo ishō no someiro moyō nado mo me ni tatanu yō ni subeshi. mi to if'ku to no yogorezu sh'te kiyoge naru wa yoshi. sugurete kiyoki wo tsukushi, hito no me ni tats'hodo naru wa ashishi. tada waga mi ni ōjitaru wo mochiubeshi.

waga sato no oya no kata ni watakushi no otto no kata no shinrui wo tsugi ni subekarazu. shōgats' sekku nado ni mo mazu otto no kata wo tsutomete tsugi ni waga oya no kata wo tsutomubeshi. otto no yurusazaru ni wa izukata ye mo yukubekarazu; watakushi ni hito ni okurimono subekarazu.

onna wa waga oya no ie woba tsugazu shūto shūtome no ato wo tsugu yue ni, waga oya yori mo shūto shūtome wo taisets' ni omoi, kōkō wo nas'beshi. yomeiri sh'te nochi wa waga oya no ie ni yuku koto mo mare narubeshi; mash'te ta no ie ye wa ōkata wa tsukai wo tsukawash'te immon wo nas'beshi; mata waga oya sato no yoki koto wo hokorite homekatarubekarazu.

shimobe amata meshits'kō to mo, yorozu no koto mizukara shinrō wo shinobite tsutomuru koto onna no sahō nari. shūto shūtome no tame ni kimono wo nui, shoku wo totonoye, otto ni tsukaete kinu wo tatami, sh'kimono wo haki, ko wo sodate, kegare wo arai, tsune ni ie no uchi ni ite midari ni soto ye izubekarazu.

---

[1] Im Text steht fälschlich *osamerazu*.

gejo wo tsukō ni kokoro wo mochiubeshi. iigai naki gerō wa narawashi ash'kute chie naku kokoro katamash'ku mono iu koto saganashi. otto no koto shūto shūtome kojūto no koto nado waga kokoro ni awanu koto araba, midari ni soshiri kikasete sore wo kaette kimi no tame to omoeri. fujin moshi chi naku sh'te kore wo shinjite wa kanarazu urami dekiyasushi. moto yori otto no ie wa mina tanin nareba, urami somuki on ai wo sutsuru koto yasushi. kamaete gejo no kotoba wo shinjite taisets' naru shūto shūtome kojūto no shitashimi wo us'ku subekarazu. moshi gejo sugurete kuchigamash'kute ash'ki mono nareba, hayaku oiidas'beshi. kayō no mono wa kanarazu shinrui no naka wo mo iisamatagete ie wo midas' motoi to naru mono nari. osorubeshi! mata iyash'ki mono wo tsukō ni wa ki ni awazaru koto ōshi. sore wo ikari nonoshirite yamazareba, sebaseba sh'te hara tats' koto ōku sh'te ie no uchi shizuka narazu. ash'ki koto araba, oriori iioshiete ayamari wo naos'beshi; s'koshi no ayamachi wa koraete ikarubekarazu. kokoro no uchi ni wa awaremite hoka ni wa gyōgi wo kataku oshiete okotaranu yō ni tsukōbeshi. atae megumubeki koto araba, takara wo oshimubekarazu. tadashi waga ki ni iritaru tote yō ni mo tatanu mono ni midari ni atōbekarazu.

oyoso fujin no kokorozamano ash'ki yamai wa yawaragi sh'tagawazaru to ikari uramuru to hito wo soshiru to mono netamu to chie asaki to nari. kono itsuts' no yamai wa jū nin ni sh'chi hachi wa kanarazu ari. kore fujin no otoko ni oyobazaru tokoro nari. mizukara kaerimi, imashimete aratame sarubeshi. naka ni mo chie no asaki yue ni, itsuts' no yamai mo okoru. onna wa inshō nari. in wa yoru nite kurashi; yue ni onna wa otoko ni kuraburu ni oroka nite mokuzen naru shikarubeki koto wo mo shirazu, mata hito no soshirubeki koto wo mo wakimaezu, waga otto waga ko no wazawai to narubeki koto wo mo shirazu. toga mo naki hito wo urami, ikari, noroi aruiwa hito wo netami, nikumite waga mi hitori tatan' to omoedo, hito ni nikumare utomarete mina waga mi no ada to naru koto wo shirazu. ito hakanaku asamashi! ko wo sodatsuredomo, ai ni obore, narawase ashishi. kaku oroka naru yue ni, nanigoto mo waga mi wo herikudarite otto ni sh'tagōbeshi. inishie no hō ni nyoshi wo umeba, mikka yuka no sh'ta ni fusashimuru to ieri. kore mo otoko wa ten ni tatoe, onna wa chi ni katadoru yue ni, yorozu no koto ni tsukite mo otto wo sakidate, waga mi wo ato ni shi, waga naseru koto ni yoki koto ari tote mo, hokoru kokoro naku, mata ash'ki koto arite hito ni iwaruru tote mo, arasowazu sh'te hayaku ayamachi wo aratame, kasanete hito ni iwarezaru yō ni waga mi wo tsutsushimi; mata hito ni anadorarete mo haradachi ikidōru koto naku yoku koraete mono wo osore tsutsushimubeshi. kaku no gotoku kokoroenaba, fūfu no naka onozukara yawaragi, yukusue nagaku tsuresoite ie no uchi odayaka narubeshi.

migi no jōjō itokenaki toki yoku oshiubeshi. mata kakitsukete oriori yomashime, wasururu koto nakarashimeyo! ima no yo no hito nyoshi ni if'ku dōgu nado ōku ataete yomeiri seshimuru yori mo kono jōjō wo yoku oshiuru koto isshō mi wo tamots' takara narubeshi. furuki kotoba ni hito yoku hyaku man sen wo idash'te nyoshi wo ka seshimuru koto wo shitte jū man sen wo idash'te ko wo oshiuru koto wo shirazu to ieri. makoto naru kana! nyoshi no oya taru hito kono kotowari wo shirazumba arubekarazu.

Kinsei shiryaku.

ni hen.

Von R. Lange und T. Senga.

Der Unterricht in der neueren Geschichte Japans, welchen der erstgenannte der Verfasser im Seminar für Orientalische Sprachen zu leiten hat, veranlasste denselben, sich nach japanisch geschriebenen Darstellungen umzusehen, in denen die Geschichte dieser Zeit ausführlicher als in den bekannten Werken europäischer Schriftsteller behandelt worden ist. Wenn auch die Ereignisse dieser Periode im Grossen und Ganzen bekannt sind, so wird derjenige, der sich eingehender mit der japanischen Geschichte der letzten Jahre beschäftigt, eine genauere Darstellung nicht nur der Einzelheiten, sondern auch des Zusammenhangs mancher Thatsachen vermissen. Dies betrifft vor Allem die so ungemein wichtige Zeit unmittelbar nach dem Sturze des Tokugawa-Shōgunats und der Wiedervereinigung der Centralgewalt in der Hand des Kaisers, des rechtmässigen Herrschers Japans. Doch gilt dies auch noch für manche Ereignisse der späteren Zeit. So bemerkt Rathgen in seinem vortrefflichen Werk: »Japans Staatshaushalt und Volkswirthschaft« über das Buch von Mounsey, der einzigen Specialarbeit, welche über den Satsuma-Aufstand im Jahre 1877 in einer europäischen Sprache erschienen ist, S. 77 sehr richtig, dass darin Vieles nicht steht, was man wissen möchte [1].

Es ergab sich, dass die Zahl der japanisch geschriebenen Darstellungen eine verhältnissmässig grosse ist. Von den Werken, welche sich mit den Ereignissen der ersten Periode dieser Zeit, der Eröffnung Japans für den Weltverkehr bis zur Wiederherstellung der Kaisermacht beschäftigen, sind zu nennen: San jū nen shi (三十年史) von Kimura Kaishū (木村芥舟), Ansei kiji (安政記事) von Naitō Chisō (内藤恥叟), Boshin shimats' (戊辰始末) von Okamoto Takeo (岡本武雄), Bak'fu suibō ron (幕府衰亡論) von Fukuchi Genichirō (福地源一郎), Kaikoku shimats' (開國始末) von Shimada Saburō (島田三郎) und andere. Darstellungen, welche die allerneueste Geschichte seit 1868 entweder ausschliesslich oder im Anschluss an die vorher erwähnte Periode behandeln, sind unter Anderem: Meiji seishi (明治政史 von 1868 bis

[1] Das grosse Generalstabswerk über diesen für die neueste Geschichte Japans so ungemein wichtigen Aufstand »Seisei senki kō« 征西戰記稿 wird wegen seines grossen Umfanges wohl kaum in eine fremde Sprache übersetzt werden.

zur ersten Sitzung des Reichstags) von Sashihara Yasuzō (指原安三), Meiji rek'shi (明治歷史) von Tsuboya Zenshirō (坪谷善四郎) und das bei uns bekanntere Kinsei shiryaku (近世史略), d. h. kurze Geschichte der jüngsten Zeit. Es ist verfasst von einem ehemaligen Beamten der Tokugawa-Regierung Yamaguchi (山口), der später im Unterrichtsministerium angestellt war; als Schriftsteller nennt er sich pseudonym Shōzan Rō (椒山樓)[1]. Dieses Werk, welches weit weniger umfangreich als die beiden erstgenannten ist, ist bis jetzt in drei Folgen oder Serien (*hen* 編) erschienen, jede zu drei Heften. Die ersten drei enthalten die Geschichte seit Ankunft der Amerikaner in Japan bis zum Jahre 1868 und sind bereits von dem Engländer Satow übersetzt worden. Diese Übersetzung ist die Hauptquelle für die Darstellungen dieser Zeit in europäischen Werken geworden.

Die zweite Folge, die im Jahre 1875 erschien, behandelt die Zeit von 1869 bis zur Beendigung der Formosa-Expedition 1874, die dritte erschien 1880 und setzt die Geschichte bis zum Ende des Satsuma-Aufstandes im Jahre 1877 fort. Ob seitdem eine Fortsetzung erschienen ist, ist dem Schreiber dieses unbekannt geblieben.

Die Art der Darstellung ist die chronologische, nach Jahren, Monaten und Tagen geordnet. Sie hat dadurch den Vorzug der Übersichtlichkeit, entbehrt jedoch nicht einer gewissen Trockenheit und Nüchternheit. Die Sprache ist sehr knapp und enthält fast nur chinesische Ausdrücke, wenngleich die Construction japanisch ist; man könnte diesen Stil einen in japanische Construction umgesetzten chinesischen Stil nennen. Als Muster für diese chronologische Art der Darstellung gilt die berühmte chinesische Geschichte Shunjū (春秋) Frühling und Herbst, die dem Confucius zugeschrieben wird. Die Kana, welche zwischen den chinesischen Zeichen steht, ist die Katakana, da das Werk für gebildete Kreise bestimmt ist. Aus demselben Grunde ist auch die Aussprache der chinesischen Zeichen nicht durch Kana neben denselben angegeben.

Die folgende Übersetzung umfasst das erste Heft der zweiten Folge, also die Ereignisse der ersten Jahre nach der Wiedererrichtung der Kaisermacht, 1869 bis Anfang des Jahres 1873. Da während dieser Zeit noch der chinesische Mondkalender gebraucht wurde, sind neben den chronologischen Angaben die entsprechenden Daten des europäischen Kalenders nach Bramsen's Chronological tables in Klammern angeführt. Eine Controle mancher Daten ist möglich durch Vergleichung der in Japan erscheinenden Zeitungen, z. B. der Japan Mail, sowie Adams, History of Japan II, das aber

---

[1] 椒 *shō* = Pfeffer, Bergspitze, 山 *san* (hier *zan*) Berg; in dem Vornamen Rōshō bedeutet 樓 *rō* mehrstöckiges Haus. Der Verfasser schreibt auch kurz Shōzan yashi 椒山野史 (野 *ya* Feld, 史 *shi* Geschichte); yashi ist ein häufiger Ausdruck für eine privatim, nicht auf Befehl der Regierung verfasste Geschichte.

nur die Zeit bis 1871 behandelt, Black, Young Japan u. A. Etwaige Abweichungen von diesen sind, soweit möglich, in den Anmerkungen angegeben.

Der japanische Text enthält 45 Doppelblätter oder 89 Seiten. Voraus geht dem Texte, wie in japanischen Büchern dieser Art üblich, die Vorrede eines Gelehrten, in unserem Falle des bekannten Nakamura Seichoku (中村正直). Dieselbe ist in echt chinesischem Stil geschrieben. Es folgt dann eine kurze Einleitung des Verfassers selbst. Er sagt darin:

»Ich habe früher das Kinsei shiryaku geschrieben. Seitdem ich die Feder niedergelegt habe, sind täglich immerfort neue Gesetze erlassen worden; von Jahr zu Jahr haben sich Industrie und öffentliche Arbeiten entwickelt und die Verhältnisse haben sich gegen früher ganz geändert. Ich habe daher in der Form einer Chronik (*nempiō* 年表) die Veränderungen in der Regierung und im Volke, die Aufstände im Lande, den Krieg in Formosa und Alles, was sich auf den Wohlstand Japans bezieht, in aller Kürze niedergeschrieben und als zweite Folge erscheinen lassen. Ich habe damit nur einen kleinen Theil der Verhältnisse Japans beschrieben, um damit dem Gedächtniss aufzuhelfen. Sollte Manches durch einander gehen oder ausgelassen sein, so würde ich mich glücklich schätzen, wenn der Leser es mir nicht anrechnet«.

Die Übersetzung ist möglichst wortgetreu und sucht ein genaues Bild der Darstellungs- und Ausdrucksweise des Verfassers zu geben. Grosse Schwierigkeiten bildet im Japanischen die Lesung der Eigennamen, besonders der Vornamen. Es ist oft unmöglich, diese richtig zu lesen, wenn man sie nicht bereits kennt. Ein Beispiel bietet gleich am Anfang des Textes der Vorname Arinori, wozu man die Anmerkung vergleiche. Etwaige Fehler, welche in dieser Hinsicht gemacht worden sind, sind daher zu entschuldigen. Übrigens finden sich bei den Namen bisweilen Abweichungen von den oben genannten Quellen. So heissen die drei Personen, welche mit Ōmura verwundet und zum Theil getödtet wurden, bei Adams II S. 197: Shizuma Hikotarō, Adachi Konoske und Yoshitomi Odonoske, nach unserem Werke jedoch Shizuma Seitarō (青太郎), Adachi Kōnos'ke (教之助) und Yoshitome Otonojō (吉留音之丞) S. 146. Ein grosser Übelstand japanischer Werke ist, dass sich darin viele Druckfehler befinden, die in der Regel nicht verbessert sind. Ich habe die Übersetzung zusammen mit dem Lector des Japanischen am Seminar, Hrn. Dr. Senga Tsurutarō, angefertigt, weil die Betheiligung der Lectoren an unserer Zeitschrift wünschenswerth ist und das Verständniss mancher Stellen in Werken dieser Art dem Europäer grosse Schwierigkeiten bietet; um das Verständniss zu erleichtern, habe ich Anmerkungen hinzugefügt. Einige japanische Bezeichnungen wie K(w)azoku (Adel), Shizoku oder Samurai (ehemalige Kriegerclasse, Gentry), Heimin (Bürger und Bauer, das gewöhnliche Volk) u. a. sind der Kürze halber beibehalten worden.

R. LANGE.

Im 2. Jahre der Periode Meiji (1869) stellte Mori Arinori[1] im Kōgisho[2] 1869
den Antrag, es solle Allen, ausgenommen den Beamten und dem Militär, freistehen, die beiden Schwerter[3] abzulegen. Die übrigen Mitglieder waren sehr dagegen, und der Antrag verursachte im ganzen Lande eine lebhafte Debatte. Drei Jahre später jedoch kam das Tragen der Schwerter allgemein in Abnahme, und da erst merkten Alle, wie Recht Mori gehabt hatte. Noch andere Anträge waren seit Eröffnung des Kōgisho eingebracht worden, so von Kanda Kōhei, auf Abschaffung des Begnadigungsrechtes, sowie der alten Besteuerungsmethode, ferner auf Freigabe des Ein- und Verkaufes von Ackerland und auf die Zahlung einer Grundsteuer auf Grund der Verkaufsurkunde[4]. Tsuda Shindō beantragte, dass der Handel mit Menschenleben verboten würde[5] und dass der Gebrauch, in formellen Schrei-

---

[1] 森有禮; häufig werden die unseren Vornamen entsprechenden Namen, welche im Japanischen nach den Familiennamen stehen, nach der japanisch-chinesischen Aussprache gelesen, besonders, wenn der Vorname nicht allgemein bekannt ist. In unserem Falle liest man daher gewöhnlich Yūrei statt des richtigen Arinori. Mori, Samurai aus Kagoshima (Provinz Satsuma), später Gesandter in Washington und London, wurde als Cultusminister am Tage der Verkündigung der Verfassung, 11. Februar 1889, von Nishino Buntarō in Tōkyō ermordet, angeblich, weil er bei einem Besuche des Tempels der Sonnengöttin in Ise den Vorhang vor dem Allerheiligsten mit seinem Spazierstock emporgehoben.

[2] 公議所 »Ort für öffentliche Berathungen«. Berathende Körperschaft, die auf Vorschlag von Iwakura, Kido u. A. errichtet, aus Samurai der verschiedenen Klane bestand, je 3, 2, 1 aus den grossen, mittleren und kleinen. Ende 1868 errichtet, wurde der Name im folgenden Jahre in Shūgiin 集議院 umgewandelt (vergl. auch Adams, History of Japan II S. 185 ff.). Dieses »Klanparlament« hatte übrigens wenig Nutzen und wurde bald wieder abgeschafft, s. S. 159.

[3] 大小 »das grosse und kleine«, nämlich 刀 *katana* grosses Schwert und 脇指 *wakizashi* kleines Schwert, seit der Regierung der Tokugawa-Shōgune Vorrecht und Abzeichen der Samurai. Das erste Verbot erschien 1870, das endgültige erst am 28. März 1876.

[4] Begnadigungsrecht 赦令. Über die complicirte alte Methode der Besteuerung und die späteren Reformen derselben vergl. Rathgen, Japans Volkswirthschaft u. s. w. S. 512 ff. und 520—585. Das wichtige Decret, wonach das bisherige erbliche Nutzungsrecht in freies Eigenthum verwandelt wurde, datirt vom 15. Februar 1872. In dieselbe Zeit fällt auch die Verordnung über die Aufstellung von Besitztiteln Chiken 地券, im Texte 活券 genannt.

[5] Siehe den Artikel 人身賣買 Jinshin baibai in Nihon shakai jii. Die älteste Erwähnung dieser Unsitte ist aus dem Jahre 676 n. Chr. Im Nihongi heisst es: »Der Gouverneur der Provinz Shimots'ke berichtete, dass die Bauern seiner Provinz ein schlechtes Jahr gehabt und aus Furcht, Hungers sterben zu müssen, ihre Kinder zu verkaufen wünschten (was der Kaiser jedoch nicht erlaubte)«. Siehe auch Aston, Übersetzung des Nihongi Bd. II S. 332. Im Jahre 1870 erschien ein Verbot gegen den Verkauf von Knaben und Mädchen nach China und 1872 ein solches gegen den Verkauf von Mädchen als Freudenmädchen, Sängerinnen u. s. w. auf Lebens- oder bestimmte Zeit. Vergl. hierzu S. 178 u. Anm. 3 daselbst.

ben vor dem Namen derjenigen Personen, denen man besondere Verehrung erzeigen wolle, einen freien Raum zu lassen oder eine neue Reihe zu beginnen, oder bei chinesischen Zeichen, die in Namen der Herrscher vorkämen, einen Punkt oder Strich fortzulassen, aufzugeben sei[1]. Katō Hiroyuki[2] stellte die Anträge, die Bezeichnungen Eta und Hinin[3] zu beseitigen und den Ein- und Verkauf von Ackerland und städtischem Grundbesitz zu erlauben. Hoashi Ryōkichi beantragte die Zahlung einer Grundsteuer, Suzuki Iichi, Niemand ohne Berücksichtigung des Strafrechts zu tödten und die Beschränkungen der Höhe der Zinsen beim Bezahlen einer Schuld zu beseitigen; Ikushima Kōsaku stellte den Antrag auf Beseitigung der Unterscheidung von Kuge und Buke[4]. Alle diese Anträge kamen später zur Ausführung.

Im 5. Monate (10. Juni bis 9. Juli) wurde eine Telegraphenlinie zwischen Tōkyō und Yokohama eingerichtet. Zum ersten Mal wurde so in unserem Vaterlande die Elektricität verwendet; es hiess, dass sie in Zukunft über

---

[1] Umschreibung der drei Ausdrücke: *ketsuji* 闕字, *taitō* 擡頭 und *kekk(w)aku* 闕畫. Das Erste und Zweite ist noch heute z. B. in Documenten Sitte, besonders vor dem Namen des Kaisers, das Letzte ist jetzt nicht mehr üblich, jedoch wird in dem Zeichen 玄 häufig der Endpunkt fortgelassen, weil es der Vorname des berühmten chinesischen Kaisers Kanghi 康熙 (1662—1723) war. In dem Lexikon Genkai 言海 werden als Beispiele noch angeführt: 苋 für 英, 絃 für 絃.

[2] 加藤弘之, bekannter Gelehrter und Essayist.

[3] 穢多 Eta waren die Parias, die gesondert von Anderen in sogenannten Etamura wohnten und das Geschäft des Schlachtens vierfüssiger Thiere, des Abziehens und Gerbens der Häute, des Hinrichtens u. s. w. ausübten, was als unreine Beschäftigung galt. Durch Verfügung vom 12. October 1871 wurden die alten Schranken beseitigt und ihnen gleiche Rechte und Pflichten mit den Heimin auferlegt (s. auch Adams II S. 296), doch wirkte die Verachtung, in der sie bis dahin gestanden, noch lange nach. Das Wort Eta (s. den Artikel »Eta« in »Nihon shakai jii« und die Bemerkungen daselbst über die noch unaufgeklärte Herkunft derselben, vergl. auch Aston, Nihongi I S. 388), wörtlich: viel Unreinigkeit, wird gewöhnlich von *etori* 餌取 »Schlächter und Schinder« abgeleitet. Mit 非人 *hinin* »Nichtmenschen«, zu denen bisweilen auch die Eta gerechnet werden, wurden seit dem Mittelalter Strassenbettler bezeichnet. Vielleicht steht *hinin* für *hinnin* »arme Leute«, s. aber Aston a. a. O.

[4] 公武 *kubu*, 公 »öffentlich« für 公家 »öffentliches Haus«, ursprünglich: Bezeichnung des kaiserlichen Palastes in Kyōto, wurde im Mittelalter in der Feudalzeit Name der dem Kaiser unmittelbar dienenden Lehnsleute = Hofadel im Gegensatz zu den Buke 武家, den Landesherren und ihren Lehnsmannen (Samurai), dem sogenannten Schwert- oder Militäradel. 1869 wurde ein neuer Adel, die K(w)azoku 華族 geschaffen, in den ausser den Kuge und den ehemaligen Landesherren auch verdienstvolle Lehnsmannen versetzt wurden. Eine Reorganisation dieses Adels fand 1884 statt.

das ganze Land ausgedehnt werden solle[1]. Im 6. Monat (9. Juli bis 8. August) erhielten die Truppen von Hosokawa[2] den Auftrag, Enomoto Kamajirō, Ōtori Keis'ke, Matsudaira Tarō, Arai Ikunos'ke, Sōma Shukei u. A. von Hakodate nach der Abtheilung für Kriegswesen in Tōkyō[3] zu escortiren. Ferner brachten die Shimpei[4] und die Truppen von Bizen[5] 600 Mann, welche sich Enomoto angeschlossen hatten, nach der Hauptstadt. Es wird erzählt, dass die Ausländer in Yokohama damals die Photographien der genannten Führer der Shōguntruppen eifrig gekauft und in ihre Heimat gesandt hätten.

Am 9. Tage des 7. Monats (16. August) wurde der Name des steinernen Gebäudes in Hamaden in den Namen Enryōkan[6] umgewandelt und für den Aufenthalt der nach Japan kommenden ausländischen Fürstlichkeiten bestimmt. Am folgenden Tage wurde der Name Kōgisho in Shūgiin[7] umgewandelt. Am 22. Tage des Monats (29. August) kam ein englischer Prinz, der Herzog von Edinburgh, auf seiner Reise um die Welt nach Japan.

Im 8. Monat (6. September bis 5. October) wurde der Name Yezo in Hokkaidō umgeändert und die Insel in elf Provinzen eingetheilt[8].

---

[1] Am 31. März 1895 betrug die Länge der Telegraphenlinien 3840.05 japanische Ri = 15114.9765 km.

[2] 細川, Fürst von Higo auf der Insel Kiūshiū. Die im Folgenden genannten Männer waren Führer der Shōguntruppen und hatten sich nach der Niederlage derselben im Norden der Hauptinsel nach Yezo geflüchtet. Hier waren sie 1869 durch die kaiserlichen Truppen zur Unterwerfung gebracht. Enomoto Kamajirō 榎本釜次郎, den Vornamen 釜次郎 änderte er später in Takeaki 武揚 um, trat später in den Dienst der neuen Regierung, wurde mehrfach als Gesandter (Petersburg, Peking) verwendet und war bis vor Kurzem Minister für Ackerbau und Handel. Auch Ōtori Keis'ke 大鳥圭介 spielte später als Gesandter in China und Korea (1894) eine grosse Rolle und ist jetzt Mitglied des Staatsraths und der Akademie.

[3] 東京軍務官 Tōkyō gunmuk(w)an, wohl Abtheilung des Hyōbushō 兵部省, des damaligen Ministeriums für militärische Angelegenheiten, das Anfang 1872 in das jetzige Rikugunshō 陸軍省 umgewandelt wurde.

[4] 親 *shin* »vertraut«, 兵 *hei* »Soldat«, damalige Bezeichnung für Garde, die aus den herrenlosen Samurai der verschiedenen Klane in Kyōto zur Zeit des Ausbruchs des Krieges gebildet und im Schlosse Nijō einquartiert waren. Jetzt heisst die Garde Konoyehei 近衛兵.

[5] 備前, einflussreicher Klan an der Binnensee, Hauptstadt Okayama 岡山.

[6] Dieses Gebäude mit herrlichem Garten am Meere, ursprünglich Sommerpalast der Shōgune, ist auch unter dem Namen Hamagoten 濱御殿 »der hehre Strandpalast« bekannt. *en* 遠 fern, 遼 fern, einladen, 館 öffentliches Gebäude.

[7] 集 *shū* sich versammeln, 議 *gi* berathen, 院 *in* Gebäude (s. Anm. 2, S. 143). Auch dieser Name bestand nicht lange. Mit demselben Ausdruck wird jetzt das Unterhaus des Parlaments benannt.

[8] Name nebst Eintheilung besteht noch heute. Eine der elf Provinzen bilden die Kurilen (Chishima 千島). 北海道 »nördlicher Seeweg« ist analog den

Matsudaira Etchū, Itakura Iga, Takenaka Tango[1] u. A., welche im ersten Monat von Boshin[2] nach der Schlacht von Fushimi nach Nordosten geflohen und, nachdem sie sich an verschiedenen Orten aufgehalten, auf einem ehemaligen Kriegsschiffe des Shōguns nach Yezo geflüchtet waren, hatten sich nach der Niederlage ihrer Truppen nach Tōkyō oder Yokohama begeben und sich selbst ausgeliefert. Sie wurden am 15. Tage dieses Monats (20. September) zur Gefängnissstrafe in ihren einzelnen Klanen verurtheilt, und die Todesstrafe wurde ihnen erlassen[3].

Im 9. Monat (5. October bis 4. November) kam der Hyōbutaiyu Ōmura[4] nach Kyōto, um die Verwaltung der ihm unterstellten Abtheilung zu übernehmen, und logirte in der Strasse Kiyamachi in dem Quartier der Truppen von Yamaguchi[5]. Am 4. Tage (8. October) drangen bei Sonnenuntergang Kamishiro Naoto aus diesem Klan, Okazaki Kyōnos'ke vom Kōchiklan und andere fünf bis sechs Leute plötzlich in seine Wohnung und brachten ihm eine schwere Wunde bei. Shizuma Seitarō, Adachi Kōnos'ke, Yoshitome Otonojō, Yamada Kihachirō u. A. liefen herzu und es kam zu einem heftigen Kampf zwischen ihnen. Die Aufrührer flohen schliesslich, nachdem sie drei ihrer Gegner, Shizuma, Adachi und Yamada getödtet hatten. Auch Ōmura erlag bald seiner Wunde. Als Kamishiro und seine Spiessgesellen flohen, war einer, der eine schwere Wunde davongetragen, dem Tode nahe. Sie schlugen ihm daher den Kopf ab und liessen den Leichnam auf der Strasse liegen. Man fand in seinem Busen eine Schrift, die Anschuldigungen gegen Ōmura enthielt. Der Hauptgrund soll der Hass wegen seiner vermeintlichen Nachahmung europäischer Sitten gewesen sein. Manche behaupten jedoch, er sei ein sehr eigenwilliger Charakter und daher stets unpopulär gewesen; deshalb hätte man ihn unter irgend einem Vorwand ermordet. Er hatte

---

Bezeichnungen Tōkaidō u. s. w., die im Alterthum nach koreanischem Vorbild gewählt wurden, gebildet. Hokkaidō, das bei einer Grösse von Bayern etwa 500000 Einwohner hat, unterstand bis vor Kurzem mit Formosa dem Colonialministerium, Shok'takumushō 植拓務省, das aber bereits wieder aufgelöst ist.

[1] Etchū (jetzt zum Toyama ken gehörig) 越中, Iga (zum Mie ken gehörig) 伊賀, Tango (zum Kyōto fu gehörig) 丹後 sind Namen von Provinzen, deren Daimyō die Betreffenden waren. Alle drei hatten auf Seiten des Shōguns gestanden.

[2] 戊辰, entspricht dem 5. Jahre eines 60jährigen Cyklus, also 1868, da der letzte Cyklus mit dem Jahre 1864 beginnt.

[3] 死一等ヲ減シ, wörtlich: der Tod wurde um 1 Grad herabgesetzt.

[4] Der Titel Taiyu 大輔 in Hyōbutaiyu existirt heute nicht mehr und entspricht dem jetzigen 次官 *jik(w)an* Unterstaatssecretär, *hyōbu* Kriegsabtheilung, vergl. Anm. 3 S. 145. Ōmura 大村, aus der Provinz Chōshū gebürtig, ist für seine Verdienste eine lebensgrosse Statue vor dem bekannten Tempel Shōkonsha in Tōkyō errichtet worden.

[5] Yamaguchi 山口, Hauptstadt der Provinz Suō, zum Chōshūklan gehörig. Der unten erwähnte Kōchiklan 高知藩 ist einer der bekanntesten Klane auf der Insel Shikoku, dessen Fürst ein eifriger Verfechter der Sache des Kaisers war.

sich seit der Wiederherstellung des Kaiserthums vornehmlich mit militärischen Angelegenheiten beschäftigt und sich grosse Verdienste erworben. Die Regierung bedauerte daher seinen Tod sehr, und in einem Belobigungsschreiben wurden seine Verdienste ausführlich aus einander gesetzt. Im Jahre darauf wurden Kamishiro und die Übrigen ergriffen und mit dem Tode bestraft.

In damaliger Zeit circulirte viel falsches Geld, was Regierung und Volk schwer empfand. Man legte daher dem Shūgiin die Frage zur Berathung vor, wie in der Angelegenheit zu verfahren sei.

Am 12. Tage (16. October) wurde mit Österreich ein Vertrag abgeschlossen[1]. Auch wurden die Bestimmungen für die Hochschule[2] und die Pläne zur Erweiterung der Marine dem Shūgiin zur Berathung vorgelegt.

Am 14. Tage (18. October) wurden Shimizu Kōkō, Kuroda Ryōs'ke, Yamada Ichinoin, Masuda Toranos'ke, Sōga Junzō und andere Officiere, im Ganzen 81 Officiere der Land- und Seemacht für ihre Verdienste im Kriege belohnt und erhielten erbliche Renten, theils in Reis[3], theils in Geld. Ebenso erhielten die Truppen der Fürsten Shimazu und Mōri[4] und andere, im Ganzen 16 Klane, besondere Belohnungen.

Am 21. Tage (25. October) wurde zum ersten Mal ein hoher Beamter Maruyama, der das Amt des Gaimudaijō[5] bekleidete, nach der Insel Karaf'to[6] geschickt, um das Land daselbst der Cultur zu eröffnen; auch sandte man den Chef des Colonialamtes[7], Higashikuze, mit anderen Beamten nach dem Hokkaidō.

---

[1] Der Vertrag wurde aber erst am 18. October unterzeichnet, vergl. Treaties and Conventions, Tōkyō 1884.

[2] Eine Hochschule in unserem Sinne, eine Vereinigung von Facultäten an einem Orte, existirt erst seit 1886 unter dem Namen Teikoku Daigaku 帝國大學. Bis dahin bestanden zwei gesonderte Schulen, das Tōkyō Igakkō 東京醫學校, die Medicinschule, und das Kaiseigakkō 開成學校, die Tōkyō-Reformschule, in der auch die juristischen, litterarischen und naturwissenschaftlichen Fächer vertreten waren. Beide trugen seit 1876 den gemeinschaftlichen Namen Tōkyō Daigaku. Seit 1886 sind dieselben zugleich mit der von Engländern eingerichteten und geleiteten technischen Hochschule vereinigt. 1890 trat auch die Ackerbauschule hinzu, vergl. die jährlichen Berichte der Universität. Seit Ende 1897 giebt es auch eine zweite Universität in Kyōto.

[3] *chitsuroku* 秩祿, *chitsu* Befehl, *roku* erbliches Einkommen, jetzt abgeschafft.

[4] Shimazu 島津, Fürst von Satsuma, Mōri 毛利, Fürst von Chōshū. Die 16 Klane hatten im Restaurationskriege auf Seiten des Kaisers gestanden.

[5] 外務大丞, hoher Beamter im Auswärtigen Amt. Zwischen dem 大丞 und dem Unterstaatssecretär (Taiyu, s. o.) stand der Shōyu.

[6] 樺太 auch 唐太 geschrieben, ein Ainu-Wort unbekannter Herkunft; der in Japan übliche Name für Sachalin. Japan hatte damals auf die südliche Hälfte pieser Insel Besitzansprüche, überliess 1875 dieselbe aber Russland gegen die Kurilen.

[7] 開拓長官, Chef des Colonialamtes, dem der Hokkaidō bis 1882 unterstand. Higashikuze 東久世, hoher Hofadliger, geb. 1833, später in den Grafenstand erhoben, vor Kurzem Vicepraesident des Staatsraths.

Am 26. Tage (30. October) belohnte man die Verdienste der Civilbeamten bei der Wiederherstellung des Kaiserthums; Sanjō[1] und Iwakura[2] erhielten beide 5000 Koku[3] Reis, Nakayama und Nakamikado 1500, Ōgimachi, Sanjō, Ōhara, Higashikuze 1000, Sawa[4] 800. Die Fürsten Yamanouchi und Date, die der Unterabtheilung der 2. Rangclasse angehörten, 5000 bez. 1500[5]. Tokugawa, der der Oberabtheilung der 2. Rangclasse, Matsudaira und Asano, die der Unterabtheilung der 2. Rangclasse angehörten, wurden in die höhere Rangclasse befördert. Naruse (Unterabtheilung

---

[1] 三條, mit Vornamen Sanetomi 實美, geb. 1837 zu Kyōto, bekleidete nach einander verschiedene hohe Ämter bei Hofe (u. A. erhielt er in den sechziger Jahren das Commando zur Vertreibung der Fremden), wurde im Restaurationskriege stellvertretender Commandeur der kaiserlichen Truppen und 1871 mit dem höchsten Amt im Staate, dem des Daijō daijin »Ministerpraesident« betraut, welches Amt er lange bekleidete. Nachdem er einige Zeit in den Hintergrund getreten war, trat er, nachdem er 1884 in den Fürstenstand erhoben war, 29. October bis 24. December 1889 noch einmal für einige Monate an die Spitze der Regierung und starb 18. Februar 1891 an der Influenza. Siehe sein Leben in Dai Nihon jimmei jisho.

[2] 岩倉, Vorname Tomoyoshi 具視. Einer der fähigsten Hofadligen der Neuzeit und Seele der neuen Regierung, geb. 1825, war 1861 für die Versöhnungspolitik zwischen Kaiser und Shōgun, geleitete die Schwester des Kaisers zu ihrer Vermählung nach Yedo, fiel darauf wegen seiner Politik in Kyōto in Ungnade. Diese Zeit benutzte er, um mit anderen bedeutenden Männern im Geheimen die Wiedererrichtung der Kaisermacht vorzubereiten. 1867 begnadigt, liess er dem letzten Shōgun durch den Fürsten von Tosa rathen, abzudanken. Während des darauf folgenden Krieges stellvertretender Oberbefehlshaber, trat er nach Beendigung desselben in die neue Regierung ein. 1871 Minister des Äussern und Udaijin, Kanzler zur Rechten, ging er bald darauf nach Europa und Amerika als Haupt einer ausserordentlichen Gesandtschaft, stimmte nach seiner Rückkehr 1873 gegen einen Krieg mit Korea, ebenso gegen eine zu frühe Errichtung einer Volksvertretung. 14. Januar 1874 wurde er von einigen Samurai auf der Strasse angegriffen und verwundet. An der Niederwerfung des Satsuma-Aufstandes erwarb er sich grosses Verdienst. Er starb 1883 nach kurzer Krankheit und wurde nach seinem Tode zum Daijō daijin ernannt.

[3] 1 Koku 石, 斛 (180 Liter) Reis gilt jetzt fast 15 Yen (beste Qualität).

[4] Die Genannten sind alle Hofadlige, die sich um die Wiederherstellung der Kaisermacht verdient gemacht haben. Über Sawa, 1869 Minister des Äussern, s. auch Adams II S. 9 ff.

[5] 山內, Vorname Yōdō 容堂, Fürst von Tosa auf der Insel Shikoku, geb. 1827, einer der aufgeklärtesten Fürsten der Neuzeit, Rathgeber des Kaisers und Gegner der Regierung des Shōguns. Er war mit die Veranlassung, dass dieser sein Amt niederlegte. Nach der Restauration nahm er nur kurze Zeit an den Regierungsgeschäften theil und starb schon 1872. Date 伊達, bekannte Fürstenfamilie von Sendai, im Norden der Hauptinsel am Stillen Ocean. Es giebt im Ganzen 8 Rangclassen (*ikai*), von denen jede in eine obere *shō* 正 und untere *jū* 從 zerfällt. Früher zerfielen auch diese in eine Ober- und Unterabtheilung (上, 下). Die Unterabtheilung der 2. Rangclasse war schon sehr hoch.

der 5. Rangclasse) erhielt 500 Koku, Kido Kōin[1], Ōkubo Toshimichi[2], Hirosawa Shinshin 1800 Koku, Komats' Tatewaki[3], Gotō Shōjirō[4], Iwash'ta Sajiemon 1000 Koku. Ausserdem erhielten Shima Giyū, Kitashima Hidetomo, Hijikata Hisamoto, Nishio Tametada, Tamiya Joun, Nakane Sekkō, Fukuoka Tōji, Tsuji Shōso, Etō Shimpei[5], Nitta Saburō, Tanaka Fujimaro, Kamiyama Kumpu, Hayashi Hanshichi u. A. theils Reispensionen, theils Geld.

Am 27. Tage (31. October) begab sich der Kaiser in das Shūgiin und hörte den Berathungen der Mitglieder zu.

In diesem Monat wurde dem Tokugawa Keiki[6] der Hausarrest erlassen. Dasselbe geschah darauf mit anderen sieben Fürsten, nämlich: Matsudaira Yōho, Date, Nambu, Abe, Sakai, Makino, Tamba und den übrigen Fürsten[7], über die Hausarrest verhängt war.

---

[1] 木戸孝允, berühmter Samurai aus der Provinz Chōshū, geb. 1834, ging als junger Mann nach Yedo, wurde Vorsteher einer Schule seines Klan, kehrte jedoch bald wieder in seine Heimat zurück, nahm hier eine der einflussreichsten Stellungen ein und reformirte das Militär in europäischer Art. Er entwickelte eine rastlose Thätigkeit für die Wiederherstellung der Kaisermacht und später für die Umwandlung der Klane in Ken, begleitete Iwakura auf seiner Reise nach Amerika und Europa, stimmte nach seiner Rückkehr 1873 mit diesem gegen einen Krieg mit Korea und später gegen die zu frühe Errichtung einer Volksvertretung. 1874 wurde er Minister des Innern, legte dies Amt bald nieder, blieb aber bis zu seinem Tode 1877 einflussreicher Rathgeber des Kaisers.

[2] 大久保利通, einflussreicher Samurai aus Satsuma, geb. 1832, gest. 1878, spielte in den Verhandlungen zwischen der Kaiserpartei und dem Shōgunat in den sechziger Jahren eine wichtige Rolle, erhielt ein hohes Amt in der neuen Regierung, wurde darauf Finanzminister und ging 1872 mit Iwakura u. A. nach Europa und Amerika. 1873 stimmte er gegen den Krieg mit Korea, wurde der erste Minister des Innern und leitete 1874 die Niederwerfung des Saga-Aufstandes. Bald darauf Gesandter zur Beilegung der Formosa-Angelegenheit in China, wurde er, nachdem er an der Bewältigung des Satsuma-Aufstandes theilgenommen, am 14. Mai 1878 ermordet.

[3] 小松帯刀, hervorragender Samurai aus Kagoshima, wirkte für die Wiederherstellung der Kaisermacht, starb schon 1870.

[4] 後藤象次郎, bekannter Samurai aus Tosa, gest. 1897.

[5] 江藤新平, einflussreicher Samurai des Fürsten Nabeshima aus Saga 佐賀 (Provinz Hizen), 1872 Justizminister, legte 1873 mit Saigō Takamori u. A. sein Amt nieder, da der Vorschlag, Korea zu bekriegen, nicht durchging; ging nach seiner Heimat Saga zurück und leitete 1874 mit dem oben genannten Shima Giyū u. A. den Saga-Aufstand. Nach Niederwerfung desselben floh er und wurde in Taura (Kōchi ken) ergriffen und im Alter von 40 Jahren enthauptet.

[6] 徳川慶喜, letzter Shōgun aus der Tokugawa-Familie, lebt jetzt als Privatmann in Shizuoka 靜岡 (Provinz Suruga).

[7] Diese Fürsten, deren Gebiete im Norden der Hauptinsel lagen, hatten auf Seiten des Shōgun gestanden.

Am 7. Tage des 10. Monats (10. November) erhielt das Gyōbushō[1] den Befehl, neue Gesetze zu machen. Ausser bei Hochverrath, Mord, Raub und Brandstiftung liess man dabei im Allgemeinen das Princip der Milde und Nachsicht vorherrschen, und als Strafen wurden Verbannung nach einer Insel und darunter festgesetzt.

Am 24. Tage des 10. Monats (27. November) siedelte die Kaiserin von Kyōto nach Tōkyō über.

In diesem Monat erschien eine Verordnung, wonach 100 Yen falscher Münze gegen 30 Yen Papiergeld umgetauscht werden sollten. In Folge dessen versammelten sich die Mitglieder des Shūgiin sofort, erklärten die Maassregel für undurchführbar und richteten an die Regierung eine Petition in diesem Sinne.

1870 Im 11. Monat (3. December bis 2. Januar 1870) verlieh man den Nachkommen des Miyoshi Kemmots' aus dem Sendaiklan und denen des Yoshida Daihachi vom Tendōklan[2] Belobigungsschreiben und Gelder für Darbringung an die Manen derselben; auch erhielten ihre Fürsten den Befehl, die Loyalität dieser beiden Männer lange Zeit in Ehren zu halten.

Miyoshi Kemmots' hatte im 1. Monat des Jahres 1868 ein Bataillon von Truppen seines Klan nach Kyōto geführt, um den kaiserlichen Palast zu bewachen. Da kam der Befehl, gegen den Aizuklan zu ziehen, und er kehrte für's erste in seinen Klan zurück, um dem Befehl zu entsprechen. Ein hoher Beamter des Fürsten, Namens Saka Eiroku stellte die Ansicht auf, es sei ganz gegen die Absicht des Kaisers, die Kaisermacht wiederherzustellen[3]; der ganze Klan glaubte dies in voller Übereinstimmung, und so kam es bei der Verschiedenheit der Meinungen nicht zum Beschluss, an der Expedition gegen Aizu theilzunehmen. Kemmots' bedauerte dies sehr, und indem er allein das Loyalitätsprincip aufrecht erhielt, versuchte er die verschiedensten Mittel, um seine Klangenossen zu überzeugen. Hierdurch zog er sich immer mehr den Hass derselben zu und schliesslich sah er sich gezwungen, sein Amt niederzulegen. Nun geschah es, dass alle Fürsten von Ōshū und Dewa[4] einen Bund gegen den Kaiser schlossen, und er zog sich in Folge dessen auf sein Besitzthum zurück. Als das kaiserliche Heer auf zwei Wegen von Shirakawa in der Provinz Iwaki heranrückte, da sandte die Gegenpartei im Sendaiklan, welche Kemmots' sehr fürchtete, Polizisten

---

[1] 刑部省, eins der 8 Ministerien, die Kaiser Kōtoku 649 eingesetzt hatte, entspricht dem Justizministerium. Siehe Aston, Nihongi II S. 232. Wie alle Ministerien des kaiserlichen Hofes existirte es in der Feudalzeit nur dem Namen nach. 1871 wurde es in das jetzige Shihōshō 司法省 umgewandelt.

[2] Beide Klane, sowie der unten genannte Aizuklan 會津藩 liegen im Norden der Hauptinsel. Der Tendōklan 天童藩 war unbedeutend.

[3] Auch soll er verbreitet haben, Satsuma und Chōshū benutzten die Jugend des Kaisers zu eigennützigen Zwecken. Siehe das Leben des Miyoshi Kemmots' 三好監物 in Dai Nihon jimmei jisho.

[4] Gesammtname der Provinzen im Norden der Hauptinsel.

zu ihm, um sich seiner Person zu bemächtigen und ihn gefangen zu halten. Kemmots', der gerade an einer Krankheit daniederlag, stand gelassen auf, bat die Häscher zu warten und sagte zu seiner betagten Mutter: »Deines Sohnes Leben ist nicht mehr zu retten, doch der Geist der Treue bleibt nach seinem Tode zurück[1]. Ich werde es dahin bringen, dass mein Fürst noch einmal dem hellen Tageslicht entgegensieht[2]. Ich bitte dich inständigst um Vergebung, dass ich es wage, vor dir zu sterben«. Dann rief er seine Söhne Toris'ke, Shunji und Kingo zu sich und redete sie wie folgt an: »Der Leib stirbt zwar, aber der Geist stirbt nicht. Ich glaube, ehe noch 30 Tage vergangen sein werden, ist die nationale Frage wieder im richtigen Geleise. Führt ihr meine Pläne aus«. Darauf sandte er seinem ältesten Sohne Kyoats' in Sendai ein japanisches Gedicht und befahl seinem Lehnsmanne Odera Seibei, seiner Familie bei der Verwaltung seines Hauses nach seinem Tode Beistand zu leisten. Darauf gab er sich ruhig und gelassen selbst den Tod. Das war am 15. Tage des 8. Monats (30. September), er war damals 54 Jahre alt. Er war von heroischem Charakter und hatte sich ziemlich viel mit dem Studium geschichtlicher Werke beschäftigt. Dreissig Tage später hatten sich die Ansichten seiner Klangenossen ganz geändert, und Alle sollen voll Bewunderung über seinen Scharfsinn seinen Tod sehr bedauert haben.

Yoshida Daihachi vom Tendōklan war im 1. Monat des vergangenen Jahres (25. Januar bis 23. Februar 1868) seinem Fürsten nach Kyōto gefolgt. Als dieser darauf den Auftrag erhielt, den Chimbushi[3] zu führen, begab sich Daihachi an seiner Stelle in die Heimat zurück und wirkte dort sehr für die Rückkehr auf den richtigen Weg[4]. Damals griff der Shōnaiklan[5] sein Vaterland an, und die äusseren Umfassungsmauern des Castells wurden in Asche gelegt. Daihachi gelang es mit Anstrengung aller seiner Kräfte, das Castell zurückzuerobern, wodurch er nah und fern berühmt wurde.

Im 4. Monat des Jahres (23. April bis 21. Mai 1868) beschlossen der Sendai-, Yonezawa- und die benachbarten Klane im Norden, dem Aizuklan Hülfe zu bringen. Sie hassten den Daihachi sehr und setzten sich mit dem Tendōklan in Verbindung, um jenen festzunehmen. Letzterer entzog sich den Nachstellungen durch die Flucht und brachte Tag und Nacht unter freiem Himmel zu. Da ihm aber Alle in der Gegend feindlich gesinnt waren, wurde er schliesslich in Ōki no hara im Yamagataklan ergriffen, dem Tendōklan ausgeliefert und hier in's Gefängniss geworfen.

---

[1] 死シテ忠義ノ鬼トナリ, wörtlich: nach meinem Tode werde ich Geist der Treue.

[2] D. h. ich werde bewirken, dass mein Fürst unschuldig erscheint.

[3] 鎮撫使, wörtlich: Abgesandter zur Wiederherstellung der Ruhe; Bezeichnung des Commandeurs der kaiserlichen Truppen zur Unterwerfung der Anhänger des Shōguns. Hier ist wahrscheinlich Arisugawa no Miya (Anm. 2 S. 158) gemeint.

[4] D. h. die Wiederherstellung der Kaisermacht.

[5] 莊內藩, im Norden der Hauptinsel am Japanischen Meere.

Am 18. Tage des 6. Monats (7. August 1868) kamen zwei Leute vom Yamagataklan, Minegishi Kageyū und Akimoto Tetsus'ke zu ihm, berichteten ihm von dem Beschluss der verschiedenen Klane und drangen in ihn, sich zu entleiben. Darauf verfasste er eine Ermahnung für seine kleinen Kinder und ein chinesisches Gedicht, in dem er vom Leben Abschied nahm, und entleibte sich ruhig und gelassen. Er war erst 37 Jahre alt, hatte sich von Jugend auf mit der Landesgeschichte beschäftigt und stets das sinkende Ansehen der Basis der Regierung[1] bedauert. Er war hauptsächlich in der Strategie bewandert und ausserdem im Kampf mit Schwert und Lanzen. Jetzt nun, heisst es, kamen die Thaten beider Männer dem Kaiser zu Ohren, und ihre Hinterbliebenen empfingen Renten.

In diesem Monat (3. December bis 2. Januar 1870) kaufte man von verschiedenen Klanen kupferne Kanonen, die sie nicht mehr brauchten, um daraus neue Münzen zu schlagen.

Am 20. Tage dieses Monats (22. December) belobigte man die Loyalität des Gamō Kumpei und Takayama Hikokurō, verlieh ihren Nachkommen Renten in Geld und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute auf ihre Thaten.

In der darauf folgenden Nacht wurde Etō Chūben[2] auf der Rückkehr vom kaiserlichen Palaste am Sakurada-Thor[3] von sechs Soldaten aus dem Sagaklan angegriffen und bei der Gegenwehr verwundet. Man sagt, es sei dazu gekommen, weil die Leute in Saga die Reformen daselbst für unbequem hielten und der Meinung waren, dass Etō dieselben in Tōkyō geplant habe.

Im 2. Monat (2. März bis 1. April 1870) wurde dem Hofadel[4] verboten, bei der Mündigkeitserklärung die Zähne zu schwärzen und die Augenbrauen zu rasiren. In diesem Monat verfasste und überreichte Higashi Tōtomi ein Buch über die Politik seit dem Jahre 1858. Man errichtete auch das Haus Shimizu[5] wieder, liess den jüngeren Bruder des Mito hanchiji[6] Tsunesaburō das Erbe antreten und versetzte ihn in den Adel. Ferner sandte man 190 Samurai aus dem Aizuklan, welche zurückgeblieben waren, nach Ishi-

---

[1] D. h. der Kaisermacht.

[2] Der S. 149 genannte Etō Shimpei. Chūben 中辨 jetzt nicht mehr üblicher Amtsname.

[3] 櫻田門. Dieses Thor am früheren Palast des Shōguns, den der Kaiser seit seiner Ankunft in Tōkyō bis zum Brande im Jahre 1873 bewohnte, war öfter der Schauplatz von Angriffen auf Staatsmänner. Dort war auch Ii Kamon no Kami 1861 angegriffen worden.

[4] 廷臣, wörtlich: Hofvasallen.

[5] 清水, Seitenlinie der Tokugawa-Familie.

[6] 水戶, ehemalige Schlossstadt nordöstlich von Tōkyō. Unter hanchiji 藩知事 (auch chihanji) oder kurz chiji 知事 sind bis zur Abschaffung der Klane 1872 die ehemaligen Feudalfürsten zu verstehen, welche im Auftrage der kaiserlichen Regierung ihre bisherigen Territorien verwalteten.

kari im Hokkaidō[1], um ihnen zu helfen. Auch kamen in demselben Monat in Tōkyō zuerst europäische Wagen auf.

Im 3. Monat (1. April bis 1. Mai) wurde das Shūgiin einberufen, und die Mitglieder erhielten die Weisung, über Reformen in der Verwaltung der Klane zu berathen.

Im selbigen Monat wurde Tokudaiji[2], ein hoher Beamter aus der Unterstufe der 2. Rangclasse nach dem Yamaguchiklan[3] gesandt, um dort Ruhe zu schaffen. Die Veranlassung hierzu war folgende: Im Jahre vorher hatte die Klanregierung Reformen eingeführt und die Bezüge der Truppen herabgesetzt. Es war auch vorgekommen, dass man ihnen ein Capital gegeben und sie entlassen hatte. Damals war gerade eine Theuerung. Die Truppen waren der Ansicht, das Capital sei zu klein und pochten darauf, dass sie selbst sich zur Zeit der Wiederherstellung des Kaiserreiches grosse Verdienste erworben hätten, die Reformen in der Klanregierung aber bezweckten nach ihrer Ansicht weiter nichts, als dass man den höheren Beamten die Gehälter erhöhe, die der niederen herabsetze. Unter dem Vorwande, die Fremden vertreiben zu wollen, wiegelten sie die Priester und gesetzlosen bösen Bauern auf. Dairaku Gentarō, Sasaki Shōichi, Naitō Gengo, Tominaga Yūri, Sebara Taizō u. A. waren die Rädelsführer. Schliesslich raubten und plünderten sie in der Umgegend, öffneten das Grab des verstorbenen Ōmura Hyōbutaiyu und errichteten an wichtigen Plätzen im Klan Barrieren. Dann drangen sie in das Regierungsgebäude des Klan ein, um die Beamten auf dem wichtigen Posten zu beseitigen. Der ganze Klan war in Aufruhr. Der ehemalige Fürst, voll Bedauern über diese Vorgänge, begab sich mit seinem Sohne selbst zu ihnen und bot alle Mittel auf, um den Leuten ihr Unrecht klar zu machen, doch diese hörten nicht darauf und gebärdeten sich immer wilder. Sie vertheilten ihre Truppen auf die Ortschaften Hagiguchi, Miyano und Tokuchi und schnitten schliesslich den Proviant ab, welcher zum Klanamt (*hanchō*) und zum Quartier des Fürsten und seines Sohnes gebracht wurde.

Dies erbitterte die Regierung im Klan sehr und man wollte die Aufrührer durch Waffengewalt zu Ruhe bringen. Die Beamten der Klanregierung und die Anführer der Truppen flohen nach der Hauptstadt des Chōshūklan[4], beriethen sich mit den Leuten des ehemaligen Zweigklan[5], meldeten die Sache schleunigst in Tōkyō und baten um ein Bataillon Soldaten zum Schutze, um mit diesen vereint die Rebellen anzugreifen. Die letzteren wurden nun immer gewaltthätiger. Die Anführer der einzelnen Truppentheile marschirten nun mit den vereinigten Leuten des Haupt- und Zweigklan am 11. des

---

[1] 石狩, Provinz in Yezo am Ishikari-Flusse. Der Aizuklan hatte 1868 am längsten Widerstand gegen die Kaiserlichen geleistet.

[2] 徳大寺, wörtlich: grosser Tempel der Tugend; bekannte Familie, dem Hofadel angehörig.

[3] = Chōshūklan, s. S. 146.

[4] Nämlich Hagi 萩.

[5] Ein vom Hauptklan abgezweigter kleiner Klan.

2. Monats (12. März) nach Ōgori im selbigen Klan vor und lieferten verschiedene blutige Treffen, wobei sie etwa 70000 Kugeln verschossen. Schliesslich wurden die Rebellen geschlagen und aus einander gesprengt. Als darauf die Truppen von Tōkyō, um die man gebeten, ankamen, ergriff man über zehn Rädelsführer, und diese wurden entweder zum Tode oder zur Verbannung verurtheilt. Die Hauptschuldigen Dairaku Gentarō u. A. entkamen und fanden Zuflucht im Kurumeklan[1]. Die Regierung ertheilte diesem Klan dafür, dass er dies zugelassen, einen strengen Verweis, und in Folge dessen ermordete Shimada Sōtarō aus demselben Klan den Dairaku und floh, ohne dass man wusste wohin. Später kam es heraus, und Shimada nebst anderen Betheiligten, an 20 Mann, wurden ergriffen, im folgenden Jahre im 12. Monat (10. Januar bis 9. Februar 1872) zum Heimin[2] degradirt und auf einige Zeit in's Gefängniss geworfen.

In diesem Monat begann man die Vermessungsarbeiten für den Bau der Eisenbahn von Tōkyō nach Yokohama. Viele herrenlose Samurai[3], welche gegen den Verkehr mit dem Auslande waren, bestürmten unter dem Vorwande, die Kosten für das Unternehmen seien zu gross, täglich das Shūgiin, sein Veto einzulegen. Der wahre Grund aber war, dass sie die europäischen Sitten und Einrichtungen hassten, oder über das ausserordentliche Unternehmen entsetzt waren. Den Beamten wurde es schwer, sie zu überzeugen. Ein gewisser Tani Yōkei bedauerte sehr die Vorurtheile Jener und reichte beim Shūgiin eine Schrift ein, in der er die Nothwendigkeit des Baues der Eisenbahn aus einander setzte. Seine Darlegung hatte Hand und Fuss, und er schlug damit den Widerstand der Gegner nieder. Dieser ganze Vorgang verbreitete sich sofort in der Hauptstadt.

In demselben Monat wurde in Yokos'ka, in der Provinz Sagami[4], eine Schiffswerft errichtet und vollendet. Ferner erfanden drei Leute aus Tōkyō Takayama Sais'ke, Suzuki Tokujirō und Izumi Yōs'ke die Jinrik'sha[5], die sehr bequem gefunden wurde und sich allmählich durch das ganze Land verbreitete. Im 4. Jahre Meiji (1871) sollen einige Engländer und Amerikaner, die in Shanghai wohnten, dort eine Jinrik'sha-Gesellschaft gegründet und von unserem Vaterlande eine Menge Wagen gekauft haben, um sie von Chinesen ziehen zu lassen.

---

[1] 久留米藩 in der Provinz Chikugo auf Kiūshiū, jetzt zum Fukuoka ken gehörig.

[2] D. h. er wurde aus dem Stand der Samurai (oder Shizoku) ausgestossen. Im Text steht für Heimin 平民 das gleichbedeutende 庶人.

[3] 浪士 Rōshi oder Rōnin 浪人 hiessen bekanntlich die Samurai, die ihr Amt und Einkommen verloren hatten und unstät umherwanderten.

[4] 相模, Provinz westlich von Yokohama; 横須賀 ist die bekannte staatliche Schiffswerft.

[5] 人力車, das bekannte leichte Holzwägelchen der Japaner, das von Menschen gezogen wird und jetzt auch in den Küstenstädten Chinas und Indiens zu finden ist.

Da früher die Executive der Regierung der Tokugawa-Familie anvertraut worden war[1], hatte man Iyeyas' das kaiserliche Brokatbanner[2] verliehen, und dasselbe war von allen folgenden Shōgunen aufbewahrt worden. Der Chiji des Klan von Shizuoka[3] war der Meinung, dass er es jetzt nicht länger behalten dürfe und erstattete dasselbe zurück.

Im 4. Monat (Mai) schenkte der Chiji des Kumamotoklan[4] der Regierung ein Kriegsschiff.

Seit dem letzten Jahre hatte das falsche Geld allmählich sehr zugenommen, und es war ein grosser Übelstand für das Volk, dass echtes und falsches Geld durch einander cursirte. Die Ausländer forderten, dass alles Geld ohne Unterschied, ob es echt oder falsch war, eingetauscht werden solle. Dies Geld war früher im Kagoshimaklan geprägt worden, wodurch man der Noth für einige Zeit abhelfen wollte, und man bedauerte jetzt, dass man, ohne es zu wollen, so grossen Schaden damit angerichtet habe. Es wurde ein Schreiben an die Regierung gerichtet, in welchem die Sachlage eingehend aus einander gesetzt war und so die Übertretung der Gesetze entschuldigt. In diesem Monat erschien nun ein Erlass der Regierung des Inhalts, man wolle allen denen, welche vor der Beseitigung der Unruhen in Hakodate (1869) privatim Geld geprägt hätten, speciellen Pardon ertheilen. Die Verhältnisse hatten es nämlich nöthig gemacht, dass man, während Alles im Staate drunter und drüber ging, das strenge Verbot übertreten hatte, um die Ausgaben für den Krieg zu decken.

Im selbigen Monat legte der Chiji des Zenshoklan[5] dar, dass die Vorschriften für den Bau der Castelle für die Gegenwart nichts mehr nützten und die Kosten für Reparaturen sehr gross seien; er bat daher um die Erlaubniss, die hohen Thürme, Thore und Mauern seines Castells niederlegen zu dürfen.

Im 5. Monat (30. Mai bis 29. Juni) schenkte der Chiji von Shizuoka der Regierung ein schnell segelndes Schiff europäischer Bauart. Im selben Monat schenkte man den Unterlehnsmannen der Hatamoto sowie der Samurai, die zu Tōkyō gehörten, wenn sie drei Generationen hindurch treu gedient, Geld und erlaubte ihnen, zum Ackerbau und Handel zurückzukehren[6].

---

[1] Nämlich am Anfang des 17. Jahrhunderts, als Iyeyas', der Gründer der Tokugawa-Dynastie, zum Shōgun ernannt wurde.

[2] 錦旗, dieses Brokatbanner wird in der Geschichte zum ersten Mal 1331 erwähnt, als sich der Kaiser Godaigō nach dem Kasagiyama begab. Aus späterer Zeit wird dann öfter berichtet, dass das Banner Feldherren verliehen worden, so Ashikaga Takauji. Dem Ober-Commandeur der Kaiserl. Armee wurde 1868 auch ein solches verliehen.

[3] 靜岡, jetzt Hauptstadt des gleichnamigen Ken, nahe dem Fuji no yama. Dies war die Residenz des Iyeyas', nachdem er das Shōgunat seinem Sohne überlassen hatte. Der Fürst dieses Klan war ein Verwandter der Tokugawa.

[4] 熊本 Kumamoto auf Kiūshiū, Hauptstadt der Provinz Higo, jetzt Hauptstadt des Kumamoto ken.

[5] 膳所藩, einer der unbedeutenderen Klane.

[6] Unterlehnsmannen 家丁; Hatamoto 旗下, 麾下 »unter dem Banner« hiessen die unmittelbaren Lehnsmannen des Shōguns mit einem Einkommen von 300 bis 10000 Koku Reis.

Leute aus Tokushima[1] drangen in das Besitzthum des Inada Kurobi ein und zerstörten das Wohnhaus und die anliegenden Gebäude. Die Familie des Inada und seine Lehnsmannen entflohen nach anderen Klanen und meldeten die Einzelheiten der Regierung. Der ganze Klan kam durch diesen Vorfall in Aufregung. Die Veranlassung dazu war folgendermaassen: Die Familie Inada gehörte schon lange zum Tokushimaklan, aber es war, wie wenn sie ein besonderes Lehen inne hatte. Ausserdem hatte das Haupt der Familie 1868 auf eigene Faust Truppen gestellt, sich früh der kaiserlichen Armee angeschlossen und die Wache für den Oberbefehlshaber gestellt. Die Folge davon war, dass die Leute des Hauptklan meinten, die Dienstmannen des Inada hätten sich beständig von ihren Landsleuten ferngehalten und wollten die jetzigen veränderten Umstände benutzen, um sich selbständig zu machen. In Folge dessen warfen sie grossen Hass auf sie. Als diese Ereignisse eingetreten, war der Chiji in Tōkyō. Er liess durch Beamte den Leuten aus dem Hauptklan Warnungen zukommen, auf die aber nicht gehört wurde. Inada kam schliesslich nach Tōkyō und wandte sich an seinen Chiji. In diesem Monat nun wurden die Rädelsführer alle bestraft; manche sollen sich, aus Scham über ihre ungerechte Sache, selbst den Tod gegeben haben. Inada wurde später dafür, dass er zur Zeit der Restauration Truppen gestellt, in die Unterabtheilung der 5. Rangclasse versetzt und siedelte mit seinen Lehnsmannen nach dem Hokkaidō über, wo er einregistrirt wurde.

Im 7. Monat (28. Juli bis 27. August) legte der Chiji von Morioka[2] sein Amt als solcher nieder. Er war nämlich der Ansicht, dass man zwar dem Namen nach dem Kaiser die Lehen zurückgegeben, die Wirklichkeit aber dem nicht entspreche, und wollte daher seine ganze Kraft daran setzen, die Centralisation der Regierung herbeizuführen. Man gab ihm ein Zehntel seines bisherigen Einkommens aus seinem Klan und befahl ihm, in Tōkyō seine Wohnung zu nehmen. Man wandelte darauf den Moriokaklan in den Morioka ken um. Dies war der Anfang der Umwandlung der Klane in Ken überhaupt und es scheint, dass man in diesem Klan schon früh die spätere Umwandlung aller Klane in Ken vorhergesehen hatte.

Am 27. des Monats (24. August) beim Morgengrauen brachte Yokoyama Seitarō[3] aus dem Kagoshimaklan ein Schreiben zum Shūgiin, in welchem er die Zeitverhältnisse beklagte und die damaligen Minister warnte. Hierauf entleibte er sich in der Nähe. Die Regierung war der Meinung, dass die Ansichten in seinem Schreiben auf falschen Gerüchten beruhten und bedauerte seinen Tod auf's Tiefste. Sie verlieh seiner Familie Geld, damit

---

[1] 德島, Hauptstadt von Awa 阿波 auf Shikoku, jetzt Hauptstadt des Tokushima ken.

[2] 盛岡, Hauptstadt der Provinz Rikuchū 陸中 im Norden der Hauptinsel. Die Umwandlung aller Klane in Ken (Provinzial- oder Regierungsbezirke) geschah erst etwas später. Jetzt gehört der Morioka ken zum Iwate ken.

[3] 横山正太郎, Bruder des oben erwähnten Mori Arinori aus Kagoshima, war von einem gewissen Yokoyama adoptirt worden. Statt Seitarō könnte man auch lesen Shōtarō, wie er bei Adams II S. 219 ff. heisst.

die üblichen Opfer an Speisen vor dem Shintōschrein dargebracht werden könnten. Die Kunde von Yokoyama's Tode verbreitete sich sehr bald in der Residenz, und sein Schicksal wurde viel besprochen. In einer Nachschrift, die man bei ihm fand, sagte er Folgendes: Es giebt gegenwärtig viele Leute, die für einen Krieg gegen Korea[1] sind. Obgleich dies darin seinen Grund hat, dass man zu sehr bedauert, dass das Kaiserreich zu ruhig ist und seine Macht nicht entfaltet, so darf man doch nicht unberücksichtigt lassen, dass man zum Kriege einen triftigen Grund und eine Berechtigung haben muss. Die koreanische Frage will ich vorläufig bei Seite lassen. Betrachte ich die Lage unseres Vaterlandes, so sind alle Bewohner desselben beunruhigt und können ihren Geschäften nicht nachgehen. Die Erlasse der Regierung beziehen sich nur auf zeitraubende Nebensachen und betreffen oft nur Äusserlichkeiten. Ja, es ist auch kein Erfolg derselben zu sehen. Das ist das Zeichen eines unmerklichen Verfalls des Landes. Wenn die Macht unseres Landes im Steigen begriffen ist, wie ist es möglich, dass uns da das kleine Korea beleidigen kann? Doch man beherzigt dies nicht. Man gefällt sich in Stolz und Hochmuth und will einen Krieg ohne Veranlassung herbeiführen. Was wird da das Volk sagen, wenn man einen Misserfolg hat? Wie ich gehört, haben die Koreaner in letzter Zeit sich oft mit dem Auslande im Kriege gemessen und sind sehr an den Krieg gewöhnt![2] wie können wir das mit der Bunroku-Periode[3] vergleichen? Und doch hat Toyotomi, der K(w)ambaku, der die Macht und den Muth hatte, die ganze Welt zu erobern, viele Kraft gebraucht, um Korea zu besiegen. Und da wagt ein gewisser Sada zu behaupten, es liesse sich das im Handumdrehen bewerkstelligen. Das ist der Gipfel der Gedankenlosigkeit. Was uns jetzt am meisten Noth thut, das ist, dass die staatliche Organisation befestigt, dem Lande Zuverlässigkeit bewiesen wird und unerwartete Veränderungen innerhalb seiner Pfähle berücksichtigt werden. Wir haben jetzt keine Zeit, um uns um die Missethaten Koreas zu bekümmern.

Yokoyama war des Mori Arinori älterer Bruder.

Im selbigen Monat spendeten Bewohner von Kyōto 100000 Yen für gewerbliche Zwecke.

Auch begann der Krieg zwischen Preussen und Frankreich, und es entbrannte ein heftiger Kampf zwischen beiden Ländern. Die Vertreter beider Länder, welche in Yokohama wohnten, meldeten dies beim Bezirksamt von Kanagawa[4] und setzten die in Japan befindlichen Unterthanen ihrer betreffenden Länder davon in Kenntniss. Es trat zwischen den in Yokohama

---

[1] Korea hatte sich geweigert, ein Schreiben anzunehmen, in welchem Japan die Wiederanbahnung des früheren Verkehrs zwischen beiden Ländern vorgeschlagen hatte.

[2] Hier ist Yokoyama im Irrthum.

[3] 文祿, von 1592—1595. Damals führte der berühmte General Toyotomi Hideyoshi 豊臣秀吉 Krieg mit Korea. Der unten erwähnte Titel K(w)ambaku 關白 (jap. *azukarimōs'* betraut werden) kann durch Grossvezier übersetzt werden.

[4] Nachbarort von Yokohama, ursprünglich zum Vertragshafen ausersehen. Das Amt des Kanagawa ken liegt jedoch in Yokohama, das Kanagawa weit überflügelt hat.

ankernden Kriegs- und Handelsschiffen beider Nationen eine feindliche Stimmung und die Neigung zu Feindseligkeiten zu Tage. Unsere Regierung erklärte darauf dem Völkerrecht zufolge die Neutralität.

Im 8. Monat (27. August bis 25. September) wurde das Verbot über den Handel mit Opium[1] erlassen. Die Chinesen in allen Vertragshäfen kauften heimlich Knaben und Mädchen auf und schleppten sie in's Ausland. Dieselben wurden im selbigen Monat ergriffen, und es wurde ein strenges Verbot dagegen erlassen.

Ein Lehnsmann des Hauses Arisugawa[2], der verstorbene Iida Sama, hatte ein Buch Nihonyashi[3] geschrieben und sein Sohn Sama überreichte es dem Kaiser. Er erhielt diesen Monat eine Summe Geldes zum Geschenk und eine Belobigung.

Im 9. Monat (25. September bis 25. October) richtete der Chiji von Kumamoto ein Schreiben an die Regierung, worin er die Absicht aussprach, sein Schloss niederzureissen. Es hiess darin: »Seit der Reorganisation des Kriegswesens und seit der Einführung des Gebrauchs der Feuerwaffen verfehlen die festen Castelle aus den früheren Zeiten ihren Zweck. Dass heutzutage in jeder Provinz Castelle existiren, hat folgenden Grund: Seit der Periode Ōnin[4] machten sich die mächtigen Fürsten ein Territorium zu eigen, und Ota machte den Anfang mit der Erbauung eines Castells von Azuchi[5]. Die übrigen Fürsten ahmten seinem Beispiel nach. Jetzt nun, wo die drei Regierungen, Kaiser, Shōgun und Daimyō, eins geworden sind, stehen die Überreste einer unruhevollen Zeit noch in den Ecken des Landes und führen vielleicht dazu, dem grossen Zweck der Einigung des Reiches im Wege zu stehen. Das Castell von Kumamoto ist von Katō Kyomasa[6] erbaut und wird eine der grossartigsten Vesten des Westens von Japan genannt. Seit den Zeiten seines Erbauers ist es ein starkes Bollwerk gewesen. Zwar ist in mir die Erinnerung daran, dass Katō es erbaut hat, nicht erloschen, aber wenn man heute die Überreste eines Landes aufbewahrt, kann man die alten Gewohnheiten desselben nicht beseitigen. Ich bitte daher, dass es mir gestattet sein möge, bei der veränderten Lage der Verhältnisse unseres Vaterlandes das Castell von Kumamoto niederlegen zu dürfen«. Man ertheilte hierzu die Erlaubniss, aber es erhoben sich Stimmen dagegen; man meinte, man solle die berühmten Castelle noch eine Zeit lang stehen lassen, damit

---

[1] Opium, *ahen* 鴉片, wird noch heute in Japan nur für medicinische Zwecke eingeführt.

[2] 有栖川, bekannte mit dem Kaiserhause verwandte Familie.

[3] 日本野史. Über yashi s. Anm. 1 S. 141; Iida Sama 飯田在馬. Der Sohn nimmt öfters den Vornamen des Vaters nach dem Tode desselben an.

[4] 應仁, Periode von 1467—1468.

[5] 安土, Castell des berühmten Fürsten Ota Nobunaga 織田信長, geb. 1534, in der Provinz Ōmi 近江.

[6] 加藤清正, der berühmte Feldherr, der sich im Feldzug gegen Korea auszeichnete und bekannt durch seinen Christenhass geworden ist.

sie Material für das Studium der alten Zeit lieferten, und es heisst, dass man sie später nach Beseitigung der Klane und Errichtung der Ken bestehen liess[1].

Am 2. Tage dieses Monats (26. September) reichten das Finanzministerium und das Seido Kyoku[2], welche zwei Entwürfe für die Reform der Maasse und Gewichte ausgearbeitet hatten, diese beim Shūgiin zur Berathung ein. Ein Theil der Mitglieder war für den einen, der andere für den anderen Entwurf, und so kam es schliesslich nicht zu einer Einigung. Darauf hatten sie das Strafrecht zu berathen, und alle Mitglieder waren für eine Milderung der Strafen. Ferner versammelten sich alle Mitglieder vom Praesidenten abwärts bei Hofe, und es wurde ihnen das Gesetz über die Klaneinrichtung, das sie vorher berathen und eingereicht hatten, vorgelegt. Das Wichtigste dabei war, dass man die Klane in drei Kategorien theilte. Grosse Klane hiessen die, welche augenblicklich einen Ertrag von 100000 Koku und darüber, mittlere und kleinere, welche einen Ertrag von 50000 darüber oder darunter brachten. Schliesslich sandte man die Mitglieder nach den verschiedenen Klanen und beauftragte sie mit der Durchführung der neuen Reformen. Von da an wurde das Shūgiin auf lange geschlossen, und schliesslich wurden die Berathungen ganz abgeschafft. Nur am 2., 12., 22., sowie am 7., 17., 27. Tage jeden Monats sollte es Petitionen annehmen.

Am 8. Tage (2. October) begab sich der Kaiser nach Etchūshima[3] und besichtigte die Truppen. In Folge starken Sturmes und Regens trat damals das Meer über und der den Kaiser begleitende Leibarzt Aoki u. A. verloren ihr Leben.

Im 10. Monat (25. October bis 23. November) erschien ein Erlass über die Organisation des Heeres, die Marine sollte nach englischem, das Landheer nach französischem System ausgebildet werden.

Im Schaltmonat dieses Jahres (23. November bis 22. December) sandte man zum ersten Mal nach den drei Ländern England, Frankreich und Preussen einen Ministerresidenten und zwar Sameshima. Nach Amerika wurde Mori entsandt und mit dem geschäftlichen Verkehr in jenem Lande beauftragt. Auch gehörte die Fürsorge für die im Ausland studirenden Japaner zu ihrem Ressort.

In diesem Monat wurden die Grenzen für die in Tōkyō lebenden Ausländer, innerhalb derer sie sich ohne Pass bewegen durften, festgesetzt.

Der verstorbene Prinz Nakagawa no Miya, der im Jahre vorher nach der Provinz Aki im Westen der Hauptinsel verbannt war, wurde begnadigt und in diesem Monat wieder in seine alte Familie aufgenommen[4].

---

[1] Dies ist in der That geschehen, und das Schloss von Kumamoto ist noch heute einer der Zeugen vergangener Zeiten. Jetzt werden die Überreste der Castelle meist zu Casernen benutzt.

[2] 制度局, Abtheilung für Gesetzgebung; Finanzministerium, Okurashō 大藏省. [3] 越中島, wahrscheinlich in der Nähe von Tōkyō.

[4] Begnadigungen, sowie Beförderungen und Rangerhöhungen nach dem Tode der Betreffenden sind in Japan häufig. Aki 安藝, Provinz am japanischen Binnenmeer.

Im selbigen Monat kehrte der holländische Arzt Baudouin nach seiner Heimat zurück. Er war anfänglich (1862) einem Rufe der Tokugawa folgend zuerst nach Nagasaki, dann nach Ōsaka und Anfang 1867 nach Tōkyō gekommen. Er heilte nicht nur schwere Krankheiten, sondern förderte auch die Methode des Unterrichts und trug dazu bei, dass das medicinische Studium in unserem Lande grosse Fortschritte machte. Als er sich zur Heimreise anschickte, erhielt er ein Belobigungsschreiben und 3000 Yen zum Geschenk.

In diesem Monat wendeten sich Ishikawa, der das Amt des Daisanji[1] hatte, und andere vier aus dem Nayegiklan[2] an die Regierung und sprachen die Ansicht aus, es sei der Ehre eines Shizoku unwürdig, ausser dem Gehalt von der Regierung noch ein besonderes erbliches Einkommen, das seit Alters in jeder Familie sei, zu empfangen. Sie wollten das letztere daher ablehnen und zur Beschäftigung mit dem Ackerbau zurückkehren, um der Allgemeinheit ein Beispiel zu geben und die alten Gewohnheiten abzuändern. Sie erhielten die Erlaubniss hierzu. Es war dies das erste Beispiel, dass Shizoku ihre Rente dem Staate zurückgaben.

Der vierte Sohn des Prinzen Fushimi, früher Rinnōji no Miya, mit Vornamen Kōken, war, im verflossenen Jahre von Ōshū im Norden zurückgekehrt, seines Ranges beraubt worden und hatte in seinem Vaterhause Arrest erhalten, um dort sein früheres Vergehen Tag und Nacht zu sühnen. In diesem Monat bat er um die Erlaubniss, im Auslande studiren zu dürfen, und nachdem er begnadigt worden und die Erlaubniss bekommen, erhielt er zugleich den Titel Prinz wieder[3].

Im 11. Monat (22. December bis 21. Januar 1871) suspendirte man vorläufig die Verbannung nach einer Insel als Strafe, um später den Hokkaidō als Deportationsort zu bestimmen, und man verlängerte die Dauer der toyeki[4] genannten Strafe, bei der 1. Classe fünf, bei der 2. sieben, bei der 3. zehn Jahre.

Im selbigen Monat machte der Chiji vom Kōchiklan auf der Insel Shikoku den Vorschlag, die Art und Weise des Einkommens der Shizoku zu ändern, die Regierung solle dafür Staatspapiere geben und die Shizoku sollten diese als ihr Vermögen ansehen. Er machte im Ganzen fünf Vorschläge für die Reform der Klane und bat um die Erlaubniss, sie zuerst in seinem

---

[1] 大參事, Titel des höchsten Beamten in einem Klan.

[2] 苗木藩, einer der unbedeutenderen Klane.

[3] Wurde später unter dem Namen Kita Shirakawa 北白川 bekannt und starb vor Kurzem in Formosa als Obercommandeur der Truppen. Er war bei Ausbruch des Restaurationskrieges Oberpriester des Tempels Kanyeiji in Ueno (Tōkyō) und floh nach der Niederlage der Shōgun-Anhänger (Juli 1868) mit denselben nach Norden. Er hiess damals Rinnōji no Miya 輪王寺宮. Nach seiner Begnadigung begab er sich Studien halber nach Berlin.

[4] Unter toyeki 徒役 versteht man Deportation, z. B. nach einem Bergwerk zur Zwangsarbeit. Im Text ist von fünf Classen die Rede, es werden aber nur drei aufgezählt.

Bezirk durchzuführen, damit sie dann im ganzen Reich ausgeführt würden. Die Erlaubniss hierzu wurde ihm ertheilt.

Im selbigen Monat verlieh der Kaiser den Nachkommen der neu ernannten Shinnō [1] besondere Familiennamen und verlieh ihnen den Rang der K(w)azoku. Dies fand jedoch nicht bei den vier Prinzen statt, welche von Alters her diesen Titel führten.

Am Abend des 24. dieses Monats (14. Januar 1871) gingen zwei Lehrer 1871
von Nankō[2], Ring und Dallas, durch die Strasse Nabechō in Kanda; ein gewisser Katō Ryōkichi vom Kinetsukiklan[3] und Kurokawa Tomojirō vom Sekiyadoklan[4], welche ihnen zufällig begegneten, zogen sofort ihre Schwerter und verwundeten beide. Die beiden Engländer suchten bestürzt das Weite. Da begegnete ihnen Higo Sōkichi aus dem Kagoshimaklan, verfolgte sie und brachte Ring eine zweite Wunde bei. Die Stadt war in grosser Aufregung, und es dauerte nicht lange, so waren alle drei dingfest. Im folgenden Jahre wurden Katō und Higo strangulirt und Kurokawa wurde verbannt[5].

Im 12. Monat (21. Januar bis 19. Februar 1871) wurde in Tsurugizaki, in der Provinz Sagami, ein Leuchtthurm errichtet.

Im selbigen Monat wurde der Druck des Entwurfes des neuen Strafgesetzes fertig, und er wurde an alle Ministerien vertheilt. In einer Cabinetsordre hiess es: Wir haben dem Gyōbushō[6] den Auftrag gegeben, ein neues Strafgesetzbuch auszuarbeiten, und es hat uns sechs Bände Entwurf eingereicht. Wir haben uns mit allen Ministerien berathen und genehmigen daher die Veröffentlichung. Alle Beamten sollen dieses Gesetz beobachten.

Im Mai des 6. Jahre Meiji (1873), wurde das Strafgesetzbuch wieder revidirt und das verbesserte Strafgesetzbuch erlassen. Der Kaiser erliess dabei folgende Cabinetsordre: Wir haben dem Justizministerium befohlen, auf Grund der bestehenden Gesetze und nach Auswahl aus den Gesetzen

---

[1] 親王, Titel für kaiserliche Prinzen, der besonders verliehen wird.

[2] 南校, wörtlich: Südschule (im Gegensatz zu der damaligen medicinischen Schule Tōkō 東校 oder Ostschule); gegründet bereits 1856, erhielt später u. A. den Namen Kaiseigakkō, s. Anm. 2 S. 147, lag im Stadttheil Kanda (Tōkyō). Die »Pfannenstrasse« 鍋町 lag in demselben Stadttheil. Nach Adams II S. 235 fand der Angriff am 13. Januar statt.

[3] 杵築藩, einer der unbedeutenderen Klane.

[4] 關宿藩, auch einer der unbedeutenderen Klane. Sekiyado, Stadt am Tonegawa 利根川.

[5] Diese verhältnissmässig schweren Strafen wurden nach den Bestimmungen des im Folgenden erwähnten Entwurfs des neuen Strafgesetzes Shinrits' kōryō 新律綱領 verhängt. Das jetzt geltende viel mildere Strafrecht stammt aus dem Jahre 1880 (revidirt 1890).

[6] Siehe Anm. 1 S. 150. Im Text steht nur Gyōbu 刑部. Es wurde 1871 in das Shihōshō, Justizministerium, umgewandelt, s. Anm. 3 S. 165.

aller Länder ein revidirtes Strafgesetzbuch zu verfassen, und wir verkünden jetzt, dass es fertig ist. Wir haben es mit dem Staatsministerium berathen und festgesetzt und lassen es veröffentlichen. Ihr, meine Unterthanen, sollt es halten.

In diesem Monat wurde Kumoi Tatsuo aus dem Yonezawaklan zum Tode verurtheilt und sein Kopf ausgestellt. Er hatte, um seine eigenen Pläne zu verfolgen, unter dem Vorwande, er wolle die Tokugawa-Familie wiedereinsetzen, heimlich Gleichgesinnte geworben, und nach und nach hatte sich ihm viel schlechtes Gesindel angeschlossen. Sie hatten, angeblich um die Ruhe in der Hauptstadt herzustellen, viel Pulver und Flinten aufgespeichert und wollten so ihre weitgehenden Pläne ausführen. Tatsuo war damals gerade in seinem Heimatsklan und betrieb die Angelegenheiten in der Ferne. Schliesslich bekam die Regierung Kunde davon, und im 7. Monat (16. August bis 15. September) dieses Jahres befahl man dem Yonezawaklan, Tatsuo und Masuoka Kenkichi zu verhören und darauf nach Tōkyō in Gewahrsam zu bringen. So kam die Wahrheit an den Tag. Man verglich dies allgemein mit den Ereignissen in der Periode Keian[1], wo Yui Shōsets' rebellirte.

Am 9. Tage des 1. Monats (27. Februar 1871) drang bei Tagesanbruch Jemand in das Schlafzimmer des Sangi[2] Hirozawa, ermordete ihn und floh dann. Niemand kannte die Beweggründe. Da sich der Ermordete sehr um die Wiederherstellung der Kaisermacht bemüht und durch gute Rathschläge und Pläne ein grosses Verdienst erworben hatte, so war des Kaisers Betrübniss besonders gross. Er erhöhte daher seine Rangstufe und versetzte ihn in die Oberclasse des 3. Ranges, auch schenkte er der Familie Geld. Als 50 Tage vergangen waren und der Einbrecher noch nicht gefasst war, erschien folgender Erlass des Kaisers: »Als den verstorbenen Hirozawa Shinshin[3] sein trauriges Schicksal ereilte, konnten wir ihn nicht davor schützen, und man hat den Mörder entwischen lassen. Seit der Wiederherstellung der Kaisermacht sind schon drei Minister zum Opfer gefallen. Wir glauben den Grund darin suchen zu müssen, dass wir noch nicht dahin gekommen sind, dass die Grundlage der Regierung auf festen Füssen steht und dass die Staatsordnung noch nicht streng genug gehandhabt wird.

---

[1] 慶安, von 1648—1651. Die Verschwörung des Yui Shōsets' 由井正雪 und seines Freundes Marubashi Chūya ist jedem Japaner aus Volksbüchern wie: Keian Taiheiki 慶安太平記 und Darstellungen auf der Bühne bekannt (vergl. auch Mémoires et Anecdotes sur la dynastie reignante des Joguns von M. Titsing p. 22 ff.).

[2] 參議, Mitglieder des damaligen Staatsministeriums (Daijōk(w)an 太政官), standen unter dem Daijō daijin 大政大臣, dem Ministerpraesidenten, dem Sadaijin 左大臣 und Udaijin 右大臣, den Kanzlern zur Linken und zur Rechten.

[3] 廣澤真臣.

Wir bedauern das von Herzen. Wir geben daher den Unterthanen im Reiche den Befehl, streng nachzuforschen und den Übelthäter auf jeden Fall zu ergreifen«[1].

Im 2. Monat (21. März bis 20. April) beabsichtigte eine dänische Telegraphengesellschaft, eine Telegraphenlinie zwischen Indien, China und Sibirien[2] zu legen und diese Linie über Shanghai per Kabel bis nach Nagasaki zu führen. Die erbetene Erlaubniss wurde ihr gewährt. Später wurde eine Linie von Tōkyō nach Nagasaki gelegt und mit dieser verbunden, wodurch die Verbindung mit dem Auslande hergestellt wurde.

Am 15. Tage (4. April) wurde die Münze in Ōsaka eröffnet.

Im selbigen Monat stellte man die Beförderung der Correspondenz der Privatleute unter die Regierung und errichtete überall im Lande Postämter. Man bezahlte der Regierung ein Porto und dafür trug man die Briefe täglich aus, und um Klagen über die Verzögerung der Sachen zu vermeiden, erliess man Regulative, die allmählich zur Ausführung kamen. Im 3. Monat des folgenden Jahres (8. April bis 7. Mai 1872) wurde das Porto abgeschafft, und man erliess ein Gesetz über Postwerthzeichen und bestimmte darin, dass man Marken auf die Oberseite des Briefes kleben sollte. Im 7. Monat war es im Lande allgemein eingeführt, und Alle fanden es sehr bequem.

Am 12. des 3. Monats (1. Mai 1871) begab sich der deutsche Gesandte an den Hof und machte die Mittheilung, dass in Folge der politischen Veränderungen des verflossenen Jahres der König von Preussen auf Wunsch aller Reichsfürsten den deutschen Kaiserthron bestiegen habe und übergab ein Handschreiben des Kaisers.

Im selbigen Monat wurden 600 Personen, die Lehnsmannen des Katakura Kojūrō, die im Kadota ken[3] lebten, nach dem Hokkaidō transportirt und beim Kaitak'shi, dem Colonialamt, heimatsberechtigt.

Am 17. des 4. Monats (4. Juni) wurde auch den Heimin, dem gemeinen Manne, das Reiten erlaubt.

Im selbigen Monat wurden nach dem Tōsandō[4] und dem Saikaidō[5] Garnisónen gelegt. Im ersteren kamen die Hauptgarnisonen nach Ishi no

---

[1] Nach Adams II S. 241 ff. richtete der Kaiser eine Cabinetsordre dieses Inhalts direct an seinen Premierminister Sanjo. Die beiden anderen oben erwähnten ermordeten Würdenträger waren Yokoi und Omura.

[2] Hinter Sibirien folgt im Text ヲリエ レタール. Der Verfasser hat wohl ヲリエンタール (Oriental) in dem Namen der Telegraphengesellschaft getrennt und fälschlich für zwei Ortsnamen gehalten, indem er レ und ン verwechselte.

[3] 角田縣, existirt jetzt nicht mehr.

[4] 東山道 »östliche Bergstrasse«, Gesammtname der Provinzen im Norden und in der Mitte der Hauptinsel. Ishi no maki 石ノ巻, Provinz Rikuzen 陸前; Morioka s. Anm. 2 S. 156; Fukushima 福島, Provinz Iwashiro 岩代.

[5] 西海道 »westlicher Seeweg«, anderer Name für Kiūshiū. Kokura 小倉, Provinz Buzen 豐前; in derselben Provinz liegt Hida 桷田; Hakata 博田 in Chikuzen 筑前.

maki, die Nebengarnisonen nach Morioka und Fukushima. Im Saikaidō wurde Kokura zur Hauptgarnison, Hida und Hakata zu Nebengarnisonen gemacht. Später wurde dies wieder geändert.

Im selbigen Monat wurde der Finanzminister Date Muneshiro als kaiserlicher Gesandter nach China gesandt, um einen Vertrag zu schliessen. Es wurde ihm ein hoher Beamter vom Auswärtigen Amte, der Gaimudaijō[1] Yanagiwara Zenkō beigegeben. Im Gefolge befanden sich der Gondaijō aus demselben Ministerium Tsuda Shindō, der Bunshogonjō Tei Nagayas' und der Mombushōjō Chō Fu.

Am 24. des 5. Monats (11. Juli 1871) begab sich der Sangi Soyejima in Begleitung des Gaimushōjō Tanabe nach der Bucht Ponyetto[2] in Sibirien, um wegen der Grenzen in Karaf'to (Sachalin) zu unterhandeln.

Im selben Monat wurden die Leuchtthürme bei Wada no misaki (Hyōgo), von Kitasaki auf Awajishima[3] und von Hakodate errichtet.

Im selbigen Monat wurde zur Förderung der Industrie und des Maschinenbaues innerhalb Tora no mon[4] eine höhere und niedere Schule für Ingenieurwesen errichtet und aus England viele Lehrer engagirt.

Am 18. Tage dieses Monats (5. Juli) wüthete ein heftiger Orkan und starker Regen in Hyōgo, Kōbe, Ōsaka (Tempōzan), das Meer trat über und hohe Wellen überschwemmten die Küste. Das Zollamt, sowie Häuser der Einheimischen und Fremden wurden umgerissen, und es gab mehr als 700 Todte. Auch wurde die Telegraphenverbindung zwischen Ōsaka und Kōbe unterbrochen.

Im 6. Monat (18. Juli bis 16. August) starb Fürst Mōri in seinem Klan. Er gehörte zur Unterstufe der 2. Rangclasse. Der Kaiser versetzte ihn in die Unterclasse des 1. Grades und rühmte in einem kaiserlichen Erlass die ausserordentlichen Verdienste desselben, der als Haupt der Patrioten angesehen werde. Als der Fürst auf dem Krankenlager lag, hatte der Kaiser, wie es heisst, den Dainagon[5] Iwakura als kaiserlichen Abgesandten zu ihm geschickt, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und ausserdem ein kaiserliches Schreiben gesandt.

Mit Hawai war ein Freundschaftsvertrag geschlossen worden, und der amerikanische Gesandte wurde mit der Vertretung dieses Staates in Japan

---

[1] Die Beamtentitel Daijō 大丞, sowie die folgenden Gondaijō 權大丞, Bunshogonjō 文書權丞, Shōjō 小丞 existiren nicht mehr.

[2] ポンエツト.

[3] 淡路島, Insel an der Nordostküste von Shikoku.

[4] Tigerthor 虎ノ門, Name eines Thores in Tōkyō. Diese Ingenieurschule (Kōgakuryō 工學寮, auch Kōbudaigakkō genannt), wurde 1886 mit der Universität vereint, s. Anm. 2 S. 147. Unter der niederen Schule ist wahrscheinlich die Vorbereitungsschule zur Erlernung des Englischen gemeint.

[5] 大納言, dieser von Alters her stammende Titel wurde bald darauf abgeschafft, s. S. 167. Über Iwakura s. Anm. 2 S. 148.

beauftragt. Am 28. Tage dieses Monats (14. August) begab sich der Gesandte an den Hof und überreichte den Vertrag.

Am 9. Tage des 7. Monats (24. August) schaffte man das Gyōbushō[1] und Danjōdai[2] ab und errichtete das Shihōshō[3].

Im selben Monat wurde im Fukuokaklan[4] die Fälschung von Papiergeld entdeckt. Tachibana Sōka, früher Daisanji, Yano Yasuo, Ogawa Aishirō, Tokunaga Orito, Itasumi Dempachi wurden mit dem Tode, der Shizoku Nakane Naoshi und sieben Andere mit Verbannung bestraft. Als die Sache der Regierung zu Ohren gekommen war, forderte man den Chiji Kuroda (von der Unterclasse des 4. Ranges) auf, nach Tōkyō zu kommen. Hier entsetzte man ihn seines Amtes und betraute den Prinzen Arisugawa[5] Nihon shinnō damit. Es wurden Truppen hingesandt, diese umzingelten das Castell von Fukuoka und nahmen Tachibana und die Übrigen gefangen.

Im selbigen Monat gab man Gold- und Silbermünzen von runder Form aus. Einige behaupten, dass Takeda[6] zuerst runde Münzen geprägt habe. Am Ende der Ashikaga-Herrschaft[7] seien die Portugiesen nach Sakai in der Provinz Izumi nahe Ōsaka gekommen und hätten runde Münzen mitgebracht. Diese habe Takeda nachgeahmt. Das ist das Geld, welches man jetzt Kōshūkin d.h. Kōshūgeld nennt. Später zur Zeit des Toyotomi[8] habe man Koban[9] und Gold- und Silbermünzen von viereckiger Gestalt gemacht, und später in der Tokugawa-Zeit habe man sie nachgeahmt. Von nun an entschloss man sich für europäische Formen und im 7. Jahre Meiji (1874) gab man auch Kupfermünzen von dieser Gestalt aus.

Am 14. Tage dieses Monats (29. August) wurden die Klane abgeschafft und in Ken umgewandelt. Es erschien bei der Gelegenheit folgende Cabinetsordre: »Wir sind der Meinung, wenn wir jetzt, wo Alles ganz neu ist, nach innen hin die Bewohner zur Ruhe bringen, nach aussen mit allen Ländern gleichberechtigt werden wollen, dass der Name der Wirklichkeit entsprechen muss und die Verwaltungsmaassregeln und Befehle auf einem Punkte zusammenlaufen (von einer Stelle ausgehen) müssen. Wir haben früher unsere Einwilligung zur Rückgabe aller Feudalterritorien an uns gegeben und haben

---

[1] Siehe Anm. 1 S. 150.

[2] 弾正臺. Stammte aus der Zeit des Kaisers Kōtoku (645—654) und war ein Criminalgericht. Siehe Adams II S. 218.

[3] 司法省, Ministerium, welches das Recht leitet, jetziger Name des Justizministeriums.

[4] 福岡, auf der Insel Kiūshiū, jetzt Name des Ken.

[5] Siehe Anm. 2 S. 158. Nihon shinnō 二品親王, kaiserlicher Prinz zweiten Grades.

[6] Takeda Shingen 武田信玄, Fürst von Kōshū 甲州, geb. 1521, gest. 1573, einer der bekanntesten Fürsten des Mittelalters.

[7] 足利, Fürstenfamilie, welche das Shōgunat von 1338—1565 inne hatte.

[8] Toyotomi Hideyoshi, s. Anm. 3 S. 157.

[9] 小判, die bekannten ovalen Goldmünzen aus der Feudalzeit.

die Fürsten zu Chihanji[1] ernannt, jeden in seinem Lande. Doch das Feudalwesen ist schon seit vielen hundert Jahren eingewurzelt, und so haben Manche nur den Namen eines Chihanji, sind es aber nicht in Wirklichkeit. Wie ist es da möglich, die Unterthanen zur Ruhe zu bringen und das Land anderen Staaten gleichberechtigt zu machen? Wir bedauern das tief, schaffen jetzt die Klane ab und wandeln sie in Verwaltungsbezirke (Ken) um. Dadurch schaffen wir das komplicirte System ab, halten uns an das Einfachere und beseitigen Übelstände, die darin bestehen, dass Alles nur dem Namen nach, aber nicht in Wirklichkeit vorhanden ist, und bewirken dadurch, dass die Klagen darüber, dass die Verwaltungsmaassregeln von verschiedenen Seiten ausgehen, aufhören. Ihr, meine sämmtlichen Beamten, sollt diesen unseren Willen zur Ausführung bringen«. Ferner wurden die Chihanji der vier Klane Kumamoto, Nagoya, Tokushima und Tottori[2] belobigt, weil sie früher geeignete Vorschläge für die Zukunft gemacht hatten. So wurden denn alle Chihanji ihres Amtes entbunden und erhielten den Befehl, ihren Wohnsitz in Tōkyō zu nehmen, wo sie auch heimatsberechtigt wurden. Im Jahre darauf wurden im ganzen Lande 3 Fu und 72 Ken errichtet, die dann später in 60 Ken umgewandelt wurden[3].

Am 18. Tage des Monats (2. September 1871) wurde das Daigaku[4] abgeschafft und das Mombushō[5] errichtet.

Am 9. Tage des 8. Monats (23. September) wurde erlaubt, die Haare wie die Europäer zu tragen, ferner wurde den Shizoku gestattet, gewöhnliche Kleidung zu tragen[6] und die Schwerter abzulegen. Doch sollten bei Festkleidern die Schwerter getragen werden. Durch diese Verfügung wurde das Aussehen der Shizoku ein ganz anderes, und es kam so weit, dass sie auf der Strasse auffielen. Die Schwertfeger verloren ihre Beschäftigung und die meisten von ihnen kamen in grosse Noth. Dies, sagte man, sei ein Nachtheil der europäischen Civilisation, was wohl möglich ist. Sodann wurde die Erlaubniss gegeben, dass Adel und der gemeine Mann sich mit einander verheirathen durften.

Am 10. Tage desselben Monats (24. September) wurden die Verwaltung und die Beamtenclassen reorganisirt; das Daijōkan wurde das Hauptamt und

---

[1] Oder Hanchiji, s. Anm. 6 S. 152.

[2] Tokushima 德島, s. Anm. 1 S. 156, Nagoya 名古屋 und Tottori 鳥取 auf der Hauptinsel.

[3] Die Zahl dieser Verwaltungsbezirke wurde später noch weiter beschränkt. Jetzt giebt es im eigentlichen Japan 42. Dazu kommen der Okinawa ken 沖繩 (die Liukiu-Inseln), mehrere Ken in Formosa (Taiwan 臺灣), sowie die drei grossen Städte Tōkyō, Ōsaka, Kyōto mit ihren Bezirken, Fu 府 genannt.

[4] 大學, wörtlich: grosse Wissenschaft, Name einer Anstalt zum Studium der Werke der chinesischen Weisen.

[5] 文部省, Unterrichtsministerium, von dem die Cultus- und Medicinalsachen, die zum Ministerium des Innern gehören, getrennt sind.

[6] Im Text steht: 制服畧服; der Ausdruck 制服 ist unklar.

die verschiedenen Ministerien Nebenämter[1]. Alle Unterabtheilungen in den grossen Ämtern nannte man Kyoku, welche an die Stelle der bisher Ryō und Shi[2] genannten Unterämter traten. Bisher hatten die Rangclassen einem bestimmten Amte entsprochen; dies wurde jetzt abgeschafft und ferner 15 neue Beamtenstufen geschaffen. Die ersten drei Classen hiessen Chokunin[3], die folgenden vier Sōnin[4] und die letzten acht Hannin[5]. Auch wurden die Titel Nagon[6] unter den drei Ämtern abgeschafft und die Titel Sadaijin, Udaijin[7] wieder eingeführt. Überdies wurden auch die Beamtentitel geändert.

Vom 17. Tage dieses Monats (1. October) an erschien der Kaiser in einfacher Kleidung und begab sich zu Pferde oder zu Wagen nach dem Rikyū[8] und anderen Orten.

Am 28. Tage (12. October) wurden die Bezeichnungen Eta und Hinin abgeschafft und beide wurden nach Stand und Beschäftigung dem gewöhnlichen Volke gleichgestellt (vergl. Anm. 3 S. 144). Im selbigen Monat wurde der Amerikaner Capron nebst drei Anderen als Lehrer und Rathgeber für die Landwirthschaft engagirt, um den Chef des Colonisationsdepartements bei der Urbarmachung des Hokkaidō zu unterstützen.

Seit dem 9. Tage des 9. Monats (22. October) gab man auf der Stelle, wo früher das alte Hommaru[9] gestanden hatte, täglich einen Kanonenschuss ab, um dadurch die Mittagsstunde anzuzeigen.

Am 10. Tage (23. October) belobigte man die langjährigen Verdienste des Shimazu Hisamits'[10] (Unterabtheilung der 3. Rangclasse) und beschloss, ihn eine Nebenlinie[11] errichten zu lassen. Man verlieh ihm ein jährliches Einkommen von 50000 Koku, das aus dem Einkommen von 150000 Koku, welches man dem Haupthause, dem Fürsten von Satsuma, als Belohnung für Verdienste während der Restauration verliehen hatte, entnahm.

---

[1] Hauptamt 本官, Nebenämter 分官.

[2] Kyoku 局, Ryō 寮, Shi 司.

[3] 勅任, Beamte, welche unmittelbar vom Kaiser ernannt wurden.

[4] 奏任 die auf Vorschlag der Minister vom Kaiser ernannten Beamten.

[5] 判任 entsprechen unseren Subalternbeamten.

[6] 納言, nämlich Dainagon, Chūnagon und Shōnagon. Die drei Ämter sind wahrscheinlich die Daijin, die hier erwähnten Nagon und die Sangi.

[7] 左右大臣 »Kanzler zur Linken, Kanzler zur Rechten«.

[8] 離宮, wörtlich: »entfernter Palast«, Bezeichnung für Paläste, die nur zeitweise bewohnt werden. Unter Rikyū ist hier wohl Hamaden oder Hamagoten zu verstehen (vergl. Anm. 6 S. 145 und Adams II S. 292).

[9] 本丸, Bezeichnung des Haupttheils des alten Shōgunschlosses.

[10] 島津久光, Verwandter des Fürsten von Satsuma.

[11] 別家, wörtlich: Zweighaus.

Im 10. Monat (13. November bis 12. December) wurden im Tōkyō fu Polizisten, die den Namen Rasots'[1] führten, eingesetzt, und diese Einrichtung wurde binnen Kurzem dann auf alle Fu und Ken ausgedehnt. Später erhielten sie die Bezeichnung Junsa[2].

Am 12. Tage des 11. Monats (23. December) wurde der Kanzler zur Rechten, Iwakura Tomonori, bevollmächtigter Gesandter, und ihm beigeordnet wurden der Sangi Kido Kōin, der Finanzminister Ōkubo Toshimichi, der Kōbutaiyu[3] Itō Hirobumi und der Gaimushōyu[4] Yamaguchi Naoyoshi. Sie gingen nach Amerika und vielen Ländern Europas.

1872 Am 25. Tage des 11. Monats (5. Januar 1872) wurden die Schulen in den Fu und Ken unter das Ressort des Unterrichtsministeriums gestellt.

Im selbigen Monat kehrte der englische Gesandte Parkes nach seiner Heimat zurück. Er erhielt für seine Verdienste während der Restauration ein Belobigungsschreiben und japanische Sachen als Geschenke. Später wurde er wieder Gesandter und blieb lange in Japan.

In demselben Monat wiegelten eine Schaar von mehr als 300 Rōnin in Watarai in der Provinz Ise die Landbevölkerung auf und gaben vor, sie wollten den grossen Tempel[5] beschützen. Es gelang dem Bezirksamt, die Ruhe wiederherzustellen und alle Rädelsführer zu verhaften.

In Folge der Abschaffung der Bezeichnung Eta und Hinin war in Himeji[6] ein Bauernaufstand ausgebrochen. In diesem Monat nun drangen sie in die benachbarte Provinz Tamba, äscherten viele Ortschaften ein und griffen schliesslich das Bezirksamt in Ikuno an. Einige Beamte des Ken, darunter Shiras' Bungo und Yamamoto Genroku begaben sich nach der Grenze der beiden Provinzen Tamba und Harima, um die Bauern zur Ruhe zu bringen. Der Tag neigte sich schon, und die Landleute waren schon im Begriff, mit Bambuslanzen und Gewehren bewaffnet, ehemalige Eta zu attackiren. Bungo und Genroku u. A. suchten sie durch Zureden von ihrem Vorhaben abzubringen, aber die Aufrührer hörten nicht auf sie. Der Anführer der Bande, Senyemon, ertheilte den Befehl, Hand an die Beamten zu legen. Letztere verwundeten mehrere der Aufrührer, fielen aber

---

[1] 邏卒, patrouillirende Soldaten.

[2] 巡査 »umhergehen und prüfen«. Auch die Einrichtung der Gensdarmerie, Kempei 憲兵, kennt man jetzt.

[3] 工部大輔, Viceminister des Ministeriums für öffentliche Arbeiten.

[4] 外務小輔, höherer Beamter im Ministerium des Auswärtigen, s. Anm. 5 S. 147. Der Zweck dieser Gesandtschaft war, die Vertragsrevision bei den europäischen Staaten durchzusetzen.

[5] 大廟, den Tempel der Sonnengöttin Daijingū 大神宮 bei Yamada 山田. Rōnin oder Rōshi s. Anm. 3 S. 153.

[6] 姫路, Hauptstadt der Provinz Harima 播磨, jetzt zum Hiōgo ken gehörig. Das unten erwähnte Ikuno 生野 liegt in der Provinz Tajima 但馬. Der Ikuno ken existirt nicht mehr.

selbst von der Hand derselben. Schliesslich brannten die Aufrührer ein Zweigamt eines Bergwerks nieder und tyrannisirten die ganze Umgegend. Alles war in grosser Bestürzung. Das Bezirksamt erbat sich schliesslich Soldaten von der Garnison, und diese brachten den Aufstand mit einem Schlag zur Ruhe. Im ersten Monat des folgenden Jahres (9. Februar bis 9. März wurden zehn der Rädelsführer gefasst und zum Tode durch Abschneiden des Kopfes oder durch Hängen verurtheilt. Den Familien der beiden Beamten Bungo und Genroku aber gab man Geld zur Darbringung von Opfern.

Am 3. Tage des 12. Monats (12. Januar 1872) wurde den Adligen Toyama Michis'ke und Atago Tsūkyoku (Unterabtheilung der 2. Rangclasse) befohlen, sich selbst zu entleiben. Der Hausmeier[1] des Atago, Hikida Genji, der Shizoku vom Akita ken[2], Hatsuoka Keiji, der Shizoku aus dem Kurumeklan, Ogawa Shimbun, der Shizoku aus dem Yanagawa ken[3], Furukawa Jūrō, die Shizoku vom Kumamotoklan, Kawakami Gensai und Kotomiya Yugengo, sowie die Landleute, die zum Hida ken[4] gehörten, Namens Kusumoto Shōgō und Yano Jūs'ke, und andere zwei Leute wurden zum Tode verurtheilt. Ausserdem wurden der Shizoku vom Akita ken, Nakamura Jos'ke, und andere 44 in's Gefängniss geworfen oder in die Verbannung geschickt.

Toyama Michis'ke und die Anderen waren nämlich nach der Restauration mit der Umänderung der Regierungsform unzufrieden und unwillig darüber, dass der Kaiser so lange in Tōkyō blieb und nicht nach Kyōto zurückkehrte. Sie hatten daher den Plan gefasst, die Beamten der jetzigen Verwaltung aus dem Wege zu räumen. Hikida Genji, Hatsuoka Keiji u. A. waren die Anstifter dazu gewesen. Schliesslich wollten sie Feuer an den Kaiserpalast legen, den Kaiser nach Kyōto zurückführen und die Verwaltung an sich reissen. Damals befanden sich Deserteure vom Yamaguchiklan auf der Insel Kiūshiū, und daher theilte man ihnen die Pläne mit, um sie für dieselben zu gewinnen. Das ganze Land war in Unruhe, und der Hof war in grosser Besorgniss. Im 3. Monat des Jahres (1871) waren Toyama und die Anderen festgenommen worden; jetzt nun wurden sie bestraft, und es trat wieder Ruhe im Lande ein.

Am 12. Tage dieses Monats (21. Januar 1872) wurden Tsumori Kokka aus Ōsaka fu, Kitajima Zenkō und Senge Sontō aus dem Shimane ken[5] in den Adelstand erhoben.

Am 25. Tage dieses Monats (3. Februar) wurde den K(w)azoku und Shizoku und den Angehörigen des früheren Soldatenstandes, falls sie nicht Beamte waren, die Beschäftigung mit Ackerbau, Gewerbe und Handel erlaubt.

---

[1] 家扶 Kafu, höchster Beamter im Haushalt eines Vornehmen.

[2] 秋田縣, Akita 秋田, bedeutende Stadt im Norden der Hauptinsel am Japanischen Meer.

[3] 柳河縣 existirt jetzt nicht mehr, lag in der Provinz Chikugo auf Kiūshiū.

[4] 日田縣 existirt jetzt nicht mehr.

[5] 島根縣 am Japanischen Meer, im Westen der Hauptinsel.

Im selbigen Monat wurde in Tōkyō fu eine Mädchenschule errichtet und die Frau des Engländers Veeder als Lehrerin angestellt.

Am 6. Tage des 1. Monats des 5. Jahres (14. Februar) wurde dem Fushimi Asahiko von Neuem der Titel eines Prinzen[1] verliehen. Ferner wurde bei folgenden Personen der Hausarrest aufgehoben: Matsudaira Yōhō, Matsudaira Kitoku, Tamba Tanwa, Matsudaira Teikyō, Itakura Shōsei aus Sendai, Ashina Yukioi, Shiomori Sabanos'ke aus Tōkyō, Hayashi Chūsō, Takenaka Chōki aus Aizu, Teshirogi Naoemon, Akizuki Teijirō, Ebina Gengi und anderen zehn. Aus dem Gefängniss wurden entlassen: Enomoto Kamajirō, Matsudaira Tarō, Arai Ikunos'ke, Nagai Gemba, Ōtori Keis'ke, Sawa Tarō, Shibusawa Seiichirō, Sano Yūnos'ke, Sengoku Tanjirō a. A.[2] Darauf erhob man den Tokugawa Keiki[3] in die Unterstufe der 4. Rangclasse; die Landesherren im Norden und Osten in die der 5. Rangclasse. Es war die Zeit nach dem Restaurationskriege, und die Gemüther waren immer noch in Unruhe. Die Regierung bemühte sich, Alle zu beruhigen und machte sich nun durch dieses milde Verfahren die Herzen geneigt.

Am 10. Tage dieses Monats (18. Februar) erhielt die ehemalige Hofdame des Hauses Konoye[4] Tsusaki Muraoka ein Belobigungsschreiben und eine lebenslängliche jährliche Rente von 20 Koku, weil sie zur Zeit der Restauration mit den Patrioten verbunden war und, obgleich sie schliesslich Hausarrest bekommen, ihre patriotische Gesinnung nicht geändert hatte. Sodann verlieh man der Familie des verstorbenen Izumi no kami[5] Maki Hoshin jährlich 10 Koku Reis für die Todtenopfer, indem man zugleich sein Bedauern aussprach, dass er in Folge seines langjährigen Patriotismus eines gewaltsamen Todes gestorben war.

Am 19. Tage (27. Februar) wurden Ōtori Keis'ke und Nagai Gemba zu Shōgikan[6] ernannt, und Enomoto u. A. wurden auch Beamte. Im selbigen Monat wurden die in den einzelnen Fu und Ken heimatsberechtigten Angehörigen des früheren Soldatenstandes alle insgesammt den Shizoku einverleibt.

Am 12. Tage des 2. Monats (20. März) wurde das Militärstrafgesetz festgesetzt. Wer von den Truppen sich in militärischen Dingen etwas zu Schulden kommen liess, wurde bei seinem Truppentheil abgeurtheilt.

Am 15. Tage dieses Monats (23. März) wurde nach europäischem Muster angefertigtes Papiergeld ausgegeben und in diesem Monat der Kauf und Verkauf von Grundstücken, bei denen es bis dahin verboten war, genehmigt und den Einwohnern als frei verfügbares Besitzthum überlassen.

---

[1] *miya* 宮.

[2] Alle diese hatten zur Shōgunpartei gehört und gegen die Kaiserlichen gefochten, s. auch S. 145 oben.

[3] Der letzte Shōgun, der abgedankt hatte, s. Anm. 6 S. 149.

[4] 近衛, eine der höchsten Familien des Hofadels, in den Fürstenstand erhoben. Hofdame 老女 »alte Frau«.

[5] 眞木保臣. Izumi no kami 和泉守 war ein Titel.

[6] 小議官, Beamtentitel, jetzt nicht mehr üblich.

Am 7. Tage des 3. Monats (14. April) wurden die Priester Kōson vom Tempel Honganji, ferner Kōshō von Higashi Honganji, Sesshi von Kōshōji, Rokujū von Bukkōji[1] in den Adelstand erhoben, desgleichen die Priester Kenshi Annō vom Tempel Kinshikiji im Shiga ken[2] und Enshi vom Tempel Senshūji im Tsu ken[3].

Am 14. Tage (21. April) wurde das Jingishō[4] abgeschafft und das Kyōbushō dafür eingesetzt, die Principien des Cultus wurden festgesetzt, nach denen sich die Shintō- und Buddhapriester zu richten hatten.

Im selbigen Monat wurde in Akasaka[5] der frühere Kishūyash'ki zum Nebenpalast für den Kaiser eingerichtet.

Seitdem man den Telegraphen von Nagasaki nach Tōkyō gelegt hatte, waren die Bewohner der entfernteren Gegenden des Landes, welche einen engen Gesichtskreis hatten, sehr entsetzt darüber. Sie stellten die unvernünftigsten Behauptungen auf, z. B. man brauche das warme Blut der Mädchen, das man ihnen durch die bösen Künste des Christenthums abnehme, und in ihrer heimlichen Abneigung gegen alles Europäische beschädigten sie die Apparate, so dass der Telegraph unterbrochen wurde. In diesem Monat nun wurden die Beamten der Bezirke davon benachrichtigt und der Befehl gegeben, sie sollten für den Schutz der Telegraphenlinien Mittel und Wege finden.

Die Shimpei, die Garde, erhielten in diesem Monat den Namen Konoyehei[6].

Am 9. Tage des 4. Monats (15. Mai) gestattete man, dass die Kinder jüngerer Brüder der K(w)azoku und Shizoku, sowie die Yakkai[7] in das Register der Heimin eingetragen wurden; die Bezeichnungen Shōya, Nanushi, Toshiyori[8] wurden abgeschafft und dafür die Ausdrücke Kochō[9] und Fukukochō eingeführt.

---

[1] Alle diese Tempel liegen in Kyōto. Unter dem ersten Honganji 本願寺 ist vermuthlich Nishi-Honganji 西本願寺, der westliche Honganji, gemeint.

[2] Hauptstadt dieses Ken ist Ōtsu 大津 oder Shiga 滋賀 am Biwasee.

[3] 津縣 in der Provinz Ise, existirt nicht mehr.

[4] 神祇省 oder Jingikan 神祇官, Behörde zur Verwaltung des Shintōcultus. Das erwähnte Kyōbushō 教部省, Cultusministerium, wurde später abgeschafft. Jetzt gehören die Cultusangelegenheiten zum Ministerium des Innern.

[5] 赤阪, Stadttheil von Tōkyō. Kishūyash'ki 紀州邸, das Quartier der ehemaligen Fürsten von Kishū daselbst. Dort wohnte der Kaiser nach dem Brande des Shōgunschlosses, bis der Neubau des Palastes im alten Shōgunschlosse fertig war (1889).

[6] 近衛兵.

[7] 厄介 »Abhängige«, die wie Familienglieder betrachtet werden.

[8] Shōya 莊屋 und Nanushi 名主 sind alte Bezeichnungen für Gemeindevorsteher; Toshiyori 年寄 Ältester, Vertreter des Gemeindevorstehers.

[9] 戶長 *ko* Thür (hier Haus), *chō* Oberster; jetzt sagt man *sonchō* 村長 *fuku* 副 Vertreter, »Vice«.

Am 11. desselben Monats (17. Mai) traf die Kaiserin Mutter in der Poststation Shinagawa[1] auf dem Tōkaidō ein, und der Kaiser begab sich zu ihrem Empfange dorthin.

In diesem Monat wurde unseren Landsleuten der Verkauf von Grundstücken, sowie das Verpfänden von Eigenthumsurkunden an die Ausländer verboten. Den buddhistischen Priestern wurde der Genuss des Fleisches, die Verehelichung und das Tragen des Haupthaares gestattet. Man nennt dies gewöhnlich kurz das Nikujiki saitai[2].

Am 28. dieses Monats (3. Juni) begab sich der Kaiser zur See nach dem Hafen Uraga[3].

Im selbigen Monat führte man Wegevermessungen aus und gab der Strasse, die von der Poststation Senjū[4] an über Mito in der Provinz Jōshū bis zur Poststation Iwamura in der Provinz Rikuzen führte, den Namen Rikuzen hama Kaidō[5]. Im Marineministerium wurde ferner die Länge der Seemeilen festgesetzt, man nannte den 60. Theil eines Grades eine Meile. Dieselbe ist um mehr als 16 Chō[6] länger als die Landmeile.

In diesem Monat fand ein Bauernaufstand auf der Grenze von Shinano und Echigo[7] statt. Die Angehörigen des früheren Aizuklan Watanabe Teis'ke, Kondō Keiji, Yoshida Tōtarō und Murakami Tōji, ferner Yoshikawa Ōs'ke aus dem früheren Shōnaiklan, ferner Takeda u. A. aus dem ehemaligen Yonezawaklan, waren seit Niederwerfung des Aufstandes in Ōshu und Dewa (1868) zwischen Shinano und Echigo, im Norden der Hauptinsel, unstät umhergewandert und befanden sich fortwährend in unzufriedener Stimmung. Es traf sich nun, dass die Regierung den Bau eines Kanals in Ōkawazu anfing und die Leute aus jener Gegend dazu verwendete. Auch verbreitete sich das Gerücht, die Regierung gehe mit dem Plan um, den Buddhismus zu beseitigen. Die Bauern rotteten sich zusammen und richteten an das Bezirksamt folgende Bitten: Man solle 1. den Bau einstellen, da die Arbeit, die sie der Regierung zu leisten hätten, zu schwer sei, 2. dem Buddhismus Vorschub leisten, 3. den Hafen von Niigata[8] schliessen, 4. die Steuern nach

---

[1] 品川, Vorstadt von Tōkyō, an der von Tōkyō nach Kyōto führenden Landstrasse Tōkaidō. Über die Kaiserin-Mutter s. Anm. 6 S. 174.

[2] 肉食妻帯 »Fleisch essen, Weib nehmen«. Bei der Shinshū- oder Monto-Secte war dies stets Brauch gewesen. Die übrigen Secten machten jedoch von der Erlaubniss der Regierung wenig Gebrauch.

[3] 浦賀 unweit Yokohama. Hier landete Commodore Perry, als er zum ersten Mal nach Japan kam.

[4] 千住 Vorstadt der Hauptstadt Tōkyō.

[5] 陸前濱街道 »Rikuzen-Strandstrasse«. Mito 水戸, bekannte Schlossstadt im Nordosten von Tōkyō in der Provinz Hitachi oder Jōshū 常州.

[6] Chō 町. 1 Chō = 109.09 m.

[7] Shinano 信濃, Echigo 越後, beide Provinzen liegen am Japanischen Meer.

[8] 新潟, der einzige Vertragshafen am Japanischen Meer, als solcher ohne Bedeutung.

der alten Methode erheben. Im Bezirksamt hielt man das für unbillig und liess sie aus einander treiben. Doch die Bauern hörten nicht darauf. Watanabe und andere vier benutzten die Gelegenheit und zettelten mit dem Prior des Tempels Anseiji, Namens Tsukioka Tatewaki, im Dorfe Tsukioka eine Verschwörung an und reizten die Leute heimlich zum Aufruhr. So wuchs ihr Muth und Ansehen, und sie machten Watanabe u. s. w., sowie den Priester zu ihren Anführern. Diese vertheilten unter sie Fahnen mit der Aufschrift: Wiederherstellung der Tokugawa-Familie und wollten sich an einer Stelle verschanzen, um dadurch einen Stützpunkt für ihre Operationen zu gewinnen. Sie zählten über 20000.

Am 4. Tage des Monats (10. Mai) wandten sie sich nach Ōkawazuguchi[1] und griffen in der Morgendämmerung die Stadt Kashiwazaki in Echigo an. Sie legten auf ihrem Marsche in den Dörfern, deren Bewohner sich ihnen nicht anschlossen, Feuer an und wollten am 8. dieses Monats (14. Mai) den Hafen Niigata angreifen. Die dort befindlichen Ausländer flüchteten sich eiligst auf die Schiffe, und der Aufstand nahm weite Dimensionen an. Der Sanji Matsudaira, der stellvertretende Sanji Nambu, der Tenji Tanitsu, der Daisakan[2] Itō begaben sich zu den Rebellen und stellten ihnen sehr eindringlich ihr Unrecht vor. Diese liessen sich das nicht gefallen und verwundeten vielmehr die Beamten des Ken. Ōmichi Eii starb bei dieser Gelegenheit. Die Kenregierung erbat sich schliesslich vier Compagnien Garnisontruppen, und es kam im Dorfe Hirashima zu einem Artillerieangriff. Die Rebellen flohen entmuthigt nach allen Seiten aus einander, und so wurde die Sache in kurzer Frist beigelegt. Watanabe Teis'ke und die Übrigen, sowie Tsukioka Tatewaki, Kaneko Matsuzō, Seki Gorō u. A. wurden später ergriffen und zum Tode verurtheilt.

Am 29. des Monats (4. Juni) begab sich der Kaiser an der Spitze der Garde nach Ōwada in der Provinz Shimōsa[3], campirte zwei Nächte auf freiem Felde und liess die Truppen angestrengt exerciren. Er taufte den Ort um und gab ihm den Namen Narashino ga hara, derselbe hat lange als Manöverfeld gedient.

Im 5. Monat (6. Juni bis 6. Juli) schenkte der Fürst Tōdō dem Kaiser eine alte kupferne Wasservase, die im Garten des Enryōkan aufgestellt wurde. Der Umfang derselben betrug 30 japanische Fuss, es gingen 8 Koku (1440 l) Wasser hinein. Es heisst, dass einer der Vorfahren des Fürsten, Takatora, sie bei der Expedition gegen Korea erhalten habe.

Am 19. dieses Monats (24. Juni) wurden Kawabe Kyōchō aus dem Watarai ken, Aso Korenori aus dem Kumamoto ken, Tōtsu Kōgi und Mi-

---

[1] 大川津口 bedeutet wahrscheinlich Mündung des Kanals bei Ōkawazu.

[2] 參事, 典事, 大属 Sanji, Tenji, Daisakan sind Beamtennamen, die heute nicht mehr existiren.

[3] 大和田 in der Provinz Shimōsa 下總, östlich von Tōkyō. Narashino ga hara 習志野原.

yanari Kōku vom Kokura ken[1], Ki Shun vom Wakayama ken, Chiaki Rif'ku aus dem Aichi ken in den Adelstand erhoben.

Am 23. dieses Monats (28. Juni) begab sich der Kaiser zur See auf eine Rundreise nach Chūgoku und Saikoku[2]. Er besuchte Saikyō (Kyōto), Ōsaka, Akamagaseki[3] in Chōshū und Kagoshima und kehrte nach einem Monat zurück.

Am 27. dieses Monats (2. Juli) rotteten sich über 300 Bauern im Toyooka ken[4] in Miyatsu in der Provinz Tango zusammen, zerstörten die Überfahrtstellen und legten in verschiedenen Ortschaften Feuer an. Die Bezirksregierung sandte Truppen gegen sie aus, und es wurden über vierzig ergriffen.

In diesem Monat erging das Verbot, zwei Vornamen, den sogenannten Tsūshō und Nanori, zu haben; ein Vorname sollte genügen[5].

Im selbigen Monat verstarb der Fürst von Tosa, Yamanouchi Yōdō, der der Unterabtheilung der 2. Rangclasse angehörte. Ein kaiserlicher Abgesandter begab sich in sein Quartier in Tōkyō mit einem Schreiben, in dem seine Verdienste um die Wiederherstellung des Kaiserthums hervorgehoben wurden, überbrachte der Familie ein Geldgeschenk, und der Verstorbene wurde in die Unterclasse des 1. Ranges erhoben.

Im 6. Monat (6. Juli bis 4. August) begaben sich die Kaiserin-Mutter[6] und die Kaiserin nach der Seidenspinnerei in Tomioka in der Provinz Jōshu[7]. Man meinte, dass diese grossartige Einrichtung nebst der Schiffswerft von Yokos'ka und der Münze von Ōsaka nicht ihresgleichen in Ostasien hätten.

Wer von den K(w)azoku, Shizoku oder Heimin seine Schulden nicht bezahlen konnte, sollte seinen Besitz verkaufen und damit die Schulden

---

[1] 度會縣 und Kokura ken 小倉縣 existiren heute nicht mehr. Wakayama ken 和歌山縣 an der Binnensee, Aichi ken 愛知縣 am Tōkaidō (Hauptstadt Nagoya).

[2] 中國, 西國, Mittel- und westliche Provinzen des Reiches. Unter Chūgoku versteht man die Provinzen der Hauptinsel westlich von Kyōto.

[3] 赤馬関, anderer Name für Shimonoseki 下関, auch Bakan 馬関 genannt.

[4] 豊岡縣 existirt nicht mehr. Tango 丹後, Provinz am Japanischen Meer.

[5] Es war bis dahin Sitte, bei der Mündigkeitserklärung den Vornamen, den man nach der Geburt bekommen hatte (Zokumyō 俗名 oder Tsūshō 通称, gewöhnlicher Vorname), mit einem anderen zu vertauschen. Dieser hiess Nanori 名乗 oder Jitsumyō 實名 »wahrer Name« (vergl. auch Weipert, Japanisches Familien- und Erbrecht. Ostasiat. Mitth. Heft 43 S. 87).

[6] 皇太后宮, nämlich Asako 朝子, Tochter des Hofadligen Kujō Naotada 九條尙忠, gest. 16. Januar 1897.

[7] 上州, auch Kōts'ke 上野 genannt. Die Seidenspinnerei in Tomioka 富岡 war von einem Franzosen Brunard eingerichtet und wurde das Muster für viele andere im Lande.

decken. Dies nannte man Shindai kagiri[1], und in diesem Monat wurden Bestimmungen darüber erlassen.

Am 5. des 8. Monats (7. September) wurde in das Castell der Stadt Mito in der Provinz Hitachi ein Theil der Garnison von Tōkyō gelegt und zwar zum Schutz der beiden Provinzen Shimots'ke[2] und Hitachi.

Am 12. Tage dieses Monats (14. September) wurden in verschiedenen Bezirken des Kantō[3] Gerichtshöfe errichtet, und dies sollte binnen Kurzem auf das ganze Land ausgedehnt werden.

Am 18. dieses Monats (20. September) wurde der Daijō aus dem Ministerium des Äussern, Namens Hanabusa Gishits[4], mit Gefolge nach Korea gesandt, um freundschaftliche Beziehungen anzubahnen.

In diesem Monat gährte es unter den Einwohnern des Yamanashi ken[5] wegen der Reform des Steuersystems daselbst. In dieser Gegend hatte in früheren Jahrhunderten Takeda ein mildes Steuersystem eingeführt und sich dadurch die Herzen Aller gewonnen. Es führte den Namen Daishōgiri[6]; dieses hatte die Tokugawa-Regierung belassen. Jetzt nun, wo Alles einheitlich geregelt wurde, wollte man das System ändern. Man petitionirte nun aus allen Dörfern des westlichen Theils des östlichen Kreises dieses Bezirks, die Regierung möchte ihren Beschluss aufheben, und schliesslich beredete man die Bewohner des mittleren und westlichen Kreises, und über 3000 Leute wollten die Bezirksregierung bewegen, in diesem Sinne zu handeln. Doch suchte man sie von ihrem Unrecht zu überzeugen und weigerte sich, ihnen ihre Forderungen zu erfüllen. Da geriethen sie in grossen Zorn, bewaffneten sich mit Lanzen und Gewehren, legten in den Strassen Feuer an und verschanzten sich in den buddhistischen Tempeln. Sie drangen in die Wohnhäuser der reichen Bauern, gegen die sie schon immer einen Groll hatten, und zerstörten sie alle, tödteten die Bezirksbeamten, die sie besänftigen wollten, und ihr Übermuth stieg immer mehr. Die Bezirksregierung wusste sich keinen anderen Rath, als die Garnison von Ueda[7] zu beordern, und so wurde die Ruhe sofort hergestellt. Im 3. Monat des folgenden Jahres (1. März bis 1. April 1873) wurden die Rädelsführer Osawa Tomehei und Shimada Tomijūrō zum Strange verurtheilt, 3770 Personen aus 97 Dörfern, die ihnen gefolgt waren, wurden bestraft.

Am 12. des 9. Monats (14. October) war der Eisenbahnbau von Tōkyō nach Yokohama vollendet, und es fand an diesem Tage die Eröffnungsfeier-

---

[1] 身代限 »Concurs«.

[2] 下野, Nachbarprovinz von Hitachi und der oben erwähnten Provinz Kōts'ke.

[3] 関東, wörtlich: östlich vom Thore (auf dem Hakonepasse), Bezeichnung von den acht Provinzen östlich vom Hakonegebirge, Musashi, Awa, Kazusa, Shimōsa, Kōts'ke, Shimots'ke, Hitachi und Sagami.

[4] 花房義質; im Text steht fälschlich 賢 für 質.

[5] 山梨縣, Provinz Kōshu 甲州 (oder Kai 甲斐).

[6] 大小切 »gross, klein, schneiden«.

[7] 上田 in der Provinz Shinano 信濃.

lichkeit statt. Der Kaiser begab sich von der Station Shimbashi in Tōkyō mit der Bahn nach der Station in Yokohama. Die Civil- und Militärbehörden, sowie die fremden Gesandten begleiteten ihn, und auch das Volk wurde zugelassen. Die in Shinagawa ankernden Kriegsschiffe und die Garde-Artillerie auf dem Exercierplatz von Hibiyamon in Tōkyō feuerten zu gleicher Zeit Salutschüsse ab, und der Donner der Kanonen rollte weit über die Hauptstadt. Dies war die erste Eisenbahn in unserem Lande.

Im Verlauf der Jahre wollte man die Linien im Westen bis Kyōto und Nagasaki, im Osten bis Aomori in Tsugaru[1] und im Norden von Tsuruga in Echizen[2] bis Niigata in Echigo ausdehnen.

Am 14. dieses Monats (16. October) kamen der Gesandte Shōken von den Liūkiū-Inseln, ebenso der Vicegesandte Kō Yūgo, der Sangikan (Secretär) Kō Isshin auf den Befehl ihres Königs Shōtai nach Japan, überbrachten ein Schreiben und Producte des Landes als Geschenke. In Folge dessen wurde der König Shōtai zum Herrscher des Liūkiūklan ernannt, in den japanischen Adelstand versetzt und er sollte so wie die höchsten Beamten behandelt werden. Sodann übersandte man dem Lande 30000 Yen in neuer Münze und schenkte dem König, seiner Gemahlin und den drei Gesandten Hausgeräth und neue Münzen. Man hatte ihm vorher auf Kudanzaka[3] in Tōkyō ein Grundstück mit Haus als Wohnsitz verliehen. Später wurden Beamte des Auswärtigen und Finanzministeriums nach seinem Lande gesandt, damit das Auswärtige Amt die von Liūkiū mit fremden Mächten geschlossenen Verträge controliren könne. Im Jahre darauf (1873) wurden der Sesshō[4] dieses Klan, die drei Shikan[5] den Sōnin gleichgestellt, und es wurde ihnen befohlen, ihre Ernennung und Absetzung dem Kaiser in Japan als Oberherrn zu melden und dessen Entscheidung abzuwarten.

Die Liūkiū-Inseln führten anfänglich den Namen Okinawashima[6] und gehören zu den zwölf Inselgruppen des Südmeers. In alten Zeiten wurden sie von der Familie Tenson regiert; vor 700 Jahren trat Shunten Ō Sonton[7] an die Stelle derselben. Dies war der Sohn des Japaners Tametomo aus dem

---

[1] 津輕, nördlichste Provinz der Hauptinsel, Aomori 青森, wörtlich: »Grünwald«, jetzt Hauptstadt des Aomori ken. Bekanntlich ist die Eisenbahnverbindung zwischen der Hauptstadt Tōkyō und Aomori einerseits, sowie Shimonoseki im Westen andererseits seit einigen Jahren bereits hergestellt. Auch auf Kiūshiū und anderwärts ist der Eisenbahnbau weit vorgeschritten.

[2] 越前, Provinz am Japanischen Meer, Tsuruga 敦賀, Hafen daselbst. Letztere Stadt wurde bald darauf durch eine kleine Linie mit Nagahama am Ōmisée verbunden.

[3] 九段坂, bekannter Hügel in Tōkyō, auf dem sich der Tempel Shōkonsha befindet.

[4] 攝政, eigentlich: Regent, hier wohl: Stellvertreter des Königs.

[5] 司官, wörtl.: die Regierung führenden Beamten. Über Sōnin s. Anm. 4 S. 167.

[6] 沖繩島, daher die jetzige Bezeichnung Okinawa ken.

[7] 舜天王尊敦.

Geschlechte der Minamoto. In den Unruhen der Periode Hōgen (1156—1158) wurde Tametomo nach Ōshima[1] in Izu verbannt und floh später nach Liūkiū. Er vermählte sich mit der jüngeren Schwester des Dairi Anshi[2] und bekam von ihr einen Sohn. Dies war Sonton. Er zeigte schon früh grosse Klugheit, und als er das Alter von 15 Jahren erreicht hatte, erhob man ihn zum Hoten Anshi. Damals sass der 25. Nachkomme der Tenson auf dem Thron; derselbe wurde von seinem Lehnsmann Riyū ermordet, und dieser setzte sich selbst zum König ein. Sonton sammelte eine Zahl von patriotischen Freiwilligen und brachte jenem eine empfindliche Niederlage bei. Als dieser sich schliesslich das Leben nahm, herrschte grosse Freude unter den Eingeborenen, und diese erhoben Sonton auf den Thron. Drei Generationen später kam die Tenson-Familie wieder zur Regierung, und später wurde die Familie Shō die herrschende. In Folge dessen nennt man die Königsfamilie Genshō[3], in welchem Namen zwei Namen vereinigt sind. Im Laufe der Zeit kamen von dort Gesandte nach unserem Lande. Vor 500 Jahren, im 5. Jahre des chinesischen Kaisers Kōbu[4] aus der Ming-Dynastie, unterwarfen sie sich dieser Dynastie und empfingen von ihr Adelstitel und Rang. Auch nahmen sie die Kleidung derselben an und unterliessen es, uns ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen. Im 14. Jahre der Periode Keichō (1609) unterwarf sie der Fürst Shimazu von Satsuma mit seinen Truppen, und so kam es, dass die Inseln zu Satsuma gehörten. Später, im 1. Jahre des chinesischen Kaisers Kanghi[5], das dem 2. Jahre der Periode Kambun bei uns entspricht, sandte man von der Tsing-Dynastie in China einen Gesandten mit einem Belehnungsschreiben, und es wurde so zwar Brauch, den König von China aus zu belehnen, aber die Insulaner schickten bei solchen Gelegenheiten auch zugleich Gesandte an uns, und während sie jedes Jahr an Satsuma Steuern zahlten, liessen sie ein Jahr um das andere nach China Schiffe mit Tribut abgehen. Sie nannten unser Land und China Vater und Mutter und sassen zwischen ihnen, indem sie zu beiden gehörten. Jetzt nun wurde der König der Beherrscher eines unserer Klane[6]. Als später die Formosafrage auftauchte, entstanden auch Streitigkeiten wegen der Liūkiū-Inseln, und beide Länder, China und Japan, beanspruchten dieselben; schliesslich aber blieben sie doch unser Eigenthum.

---

[1] 大島, zur Inselgruppe der Chichitō (Inseln bei der Provinz Izu) gehörig.

[2] 大里按司, Dairi Ortsname (?), Anshi Beamtenname, s. unten Hoten Anshi 浦添按司.

[3] 源尙, Gen = Minamoto, bekanntes Geschlecht, dem Tametomo 爲朝 angehörte.

[4] 洪武, chinesisch: Hung-wu (1368—1399), Gründer der Ming-Dynastie (1368—1628).

[5] 康熙, 1662—1723, berühmter Kaiser von China.

[6] 藩王 *han-ō* Klankönig.

In diesem Monat erging eine Verordnung an die buddhistischen Priester, sich einen Familiennamen[1] beizulegen. Auch wurde im selbigen Monat in dem Hafen Esashi[2] in Hokkaidō ein Seezollamt errichtet.

Am 29. dieses Monats (31. October) erhielt Yokohama zuerst Gasbeleuchtung. Dieselbe soll von Takashima Kauyemon u. A. eingerichtet worden sein.

Im 10. Monat (1. November bis 1. December) wurden die Tanz- und Freudenmädchen sowohl im Yoshiwara[3] in Tōkyō als auch im ganzen Lande freigelassen. Da aber manche von ihnen keine Unterkunft hatten, so überliess man es dem Belieben derselben, auf ihr Ansuchen in den betreffenden Häusern zu bleiben. Doch wurde ein Gesetz gegeben, das verhinderte, dass sie in eine so traurige Lage wie früher kämen. Sie waren nämlich ganz der Willkür ihrer Herren überlassen gewesen und waren von diesen wie Sclaven, die sie verkaufen konnten, angesehen worden. Die Verordnung wurde aus folgendem Grunde erlassen. Peruaner hatten vordem aus der portugiesischen Colonie in China, Makao[4], mehrere hundert Chinesen als Sclaven auf ein Schiff verladen, um sie nach Peru zu bringen. Unterwegs hatten sie stürmisches Wetter und so kam es, dass das Schiff Yokohama anlief. Solange sie auf der See waren, war die Behandlung äusserst grausam und kaum zu ertragen gewesen. Die Chinesen überlegten daher bei sich, dass sie aus der bisherigen Behandlung auf eine noch viel grausamere schliessen konnten, wenn sie erst nach Peru gekommen seien. Als sie daher in Yokohama angekommen, sprangen einige in's Meer, kamen nach dem Bezirksamt und baten um Erbarmen und wünschten, in ihr Vaterland zurückgesandt zu werden. Die japanischen Behörden erkundigten sich genau nach den Einzelheiten. Einige der Chinesen behaupteten, sie seien von ihren Freunden verführt worden, sich auf dieses Schiff verkaufen zu lassen, andere, sie seien zum Zwecke der Reparatur des Schiffes für kurze Zeit gedungen worden, und schliesslich sei das Schiff abgegangen. Man hatte also die Chinesen, ohne sie um ihre Einwilligung zu fragen, gewaltsam entführt. Das Bezirksamt entschied die Angelegenheit und sandte die Chinesen sämmtlich nach ihrer Heimat zurück. Dieselben waren voll hoher Bewunderung über diese hochherzige Handlung. Der peruanische Schiffseigenthümer unterwarf sich dem Urtheilsspruch nicht und kehrte eiligst nach seiner Heimat zurück. Im Jahre darauf (1873) wurde von beiden Parteien, den Peruanern und den Japanern, die Entscheidung des Russischen Reiches in dieser Angelegenheit angerufen[5]. Man nannte dies die Maria Luz-Affaire, da dies der Name des Transportschiffes war. Manche Japaner

---

[1] 苗字 *myōji*.

[2] 江差 auf der Westküste von Yezo.

[3] 吉原, Stadtviertel, in welchem sich öffentliche Bordelle befinden. Eine Übersetzung des Erlasses s. Black, Young Japan II S. 378.

[4] 澳門 eigentlich: Ōmon. Peru 白露.

[5] Bekanntlich entschied der russische Kaiser zu Gunsten Japans.

meinten nun damals, bevor man sich um die Sclaven anderer Länder bekümmere, solle man an seine eigene Brust schlagen. Dies war die Veranlassung, dass man die Verordnung zur Freilassung der oben erwähnten Mädchen erliess.

Im selbigen Monat erging der Befehl, in Inuhoesaki in der Provinz Shimōsa einen Leuchtthurm zu erbauen. Auch überliess man für ein Billiges öde Ländereien auf dem Hokkaidō und erliess Bestimmungen über Aufschub und Befreiung von Steuern.

Am 13. Tage dieses Monats (12. November) wurden im Ministerium des Äussern die Bezeichnungen Dai-, Chū-, Shō-Benmushi[1], ebenso die Bezeichnungen Daiki und Shōki[2] abgeschafft und dafür die Namen Tokumeizenkenkōshi, Benrikōshi, Dairikōshi, Shokikan[3] u. s. w. eingeführt.

In Fuchow 福州 in China wurde ein Consulat errichtet und als Consul dahin Ida Jō gesandt. Seine Competenz erstreckte sich auch auf Amoy 厦門, Taiwan fu 臺灣府 und Tamsui 淡水, beide letztere in Formosa, also im Ganzen auf drei Häfen. Auch in Shanghai 上海 wurde ein Consulat errichtet und dorthin Shinagawa Tadamichi als Consul gesandt. Seine Competenz erstreckte sich auch auf andere vier Häfen, Chingkiang 鎭江, Hankow 漢口, Kiukiang 九口 und Ningpo 寧波.

Auch in Hongkong 香港 wurde ein Consulat errichtet und als Viceconsul Hayashi Michisaburō dahin gesandt. Seiner Competenz unterstanden auch die drei Häfen Kangchow (廣州 Kanton), Swatow 汕頭 und Kiungchow 瓊州 (auf Hainan).

Im selbigen Monat kam ein russischer Grossfürst[4] in Japan an, und am 21. (20. November) begab sich der Kaiser mit ihm nach dem Exercirplatz ausserhalb des Thores von Hibiya zur Parade. Vier Tage danach begaben sie sich mit der Bahn nach Yokohama, um einer Übung der Marine beizuwohnen. Der Grossfürst war ein hoher Marineofficier.

Am 9. des 11. Monats (8. December) wurde der chinesische Mondkalender abgeschafft und der europäische Sonnenkalender eingeführt. Der 3. Tag des 12. Monats wurde zum 1. Januar des 6. Jahres Meiji (1873) be- 1873
stimmt. In dem kaiserlichen Erlass hiess es: »Wir haben bei dem bisher üblichen Mondkalender die Monate nach Neu- und Vollmond bestimmt und mit der Umdrehungszeit der Sonne in Einklang gebracht. Daher mussten wir alle zwei bis drei Jahre einen Schaltmonat einfügen. Dadurch, dass

---

[1] 大, 中, 少辨務使, damalige Bezeichnung für Gesandter, Ministerresident u. s. w.

[2] 大, 少記, wörtlich: grosser Secretär, kleiner Secretär.

[3] 特命全權公使 ausserordentlicher bevollmächtigter Gesandter; 辨理公使 Ministerresident; 代理公使 Geschäftsträger; 書記官 entspricht dem englischen secretary, zu unterscheiden von Shoki 書記, unserem Secretär.

[4] Es war der Grossfürst Alexis.

dieser bald früher, bald später eingeschaltet wurde, verschoben sich auch die Jahreszeiten, und schliesslich entstanden Differenzen in den astronomischen Berechnungen. Besonders in der mittleren und unteren Abtheilung[1] der alten Kalender steht viel fabelhaftes und thörichtes Zeug und dies dient nicht wenig dazu, die Fortschritte des menschlichen Wissens zu hindern. Im Sonnenkalender bestimmt man die Monate nach der Umdrehung der Sonne, und die Zahl der Tage in den Monaten ist verschieden, aber die Jahreszeiten fallen nicht früher und später wie beim Mondkalender, und wenn man alle vier Jahre einen Schalttag einfügt, so ist erst nach sieben Jahren keine grössere Differenz als ein Tag zu gewärtigen. Wenn man dies mit dem Mondkalender vergleicht, so ist gar keine Frage, was bequemer ist. Daher bestimmen wir, dass von nun an der Mondkalender ausser Kraft tritt und der Sonnenkalender gebraucht wird und dass dies für ewige Zeiten in unserem Lande so bleibe. Alle Beamten und Behörden sollen diesem Befehl gemäss handeln«. Der Geburtstag des Kaisers und die übrigen officiellen Feste wurden nun astronomisch berechnet und am neuen Datum gefeiert.

Am 11. des Monats (11. Januar) wurde für die höchsten, höheren und niederen Beamten, sowie für die zur Disposition gestellten, aber einen Rang besitzenden Würdenträger die Galatracht[2] und für Hoch und Niedrig insgesammt die gewöhnliche Festkleidung bestimmt. Das Sh'tatare, das Kariginu und das Kamishimo[3] wurde jetzt gänzlich abgeschafft. Die Officiere liess man bei ihrer bisherigen europäischen Uniform. Sodann wurde die Thronbesteigung des Kaisers Jimmu als Anfang der Chronologie[4] festgesetzt.

Im Februar erschien das Gesetz für die Aushebung zum Militärdienst. Es hiess in der Cabinetsordre: »Wir sind der Ansicht: In alten Zeiten, als noch die Centralgewalt in der Hand des Kaisers lag, wurden die jungen Leute aus dem ganzen Lande ausgehoben und so ein Heer zum Schutze des Vaterlandes gebildet. So war kein Unterschied zwischen Soldaten und Bauern. Seit dem Mittelalter ging die militärische Gewalt auf den Kriegerstand über, und es entstand ein Unterschied zwischen dem Land- und Kriegsvolk, was den Grund zur Entstehung des Feudalsystems legte. Die Erneuerung der Kaisergewalt im Jahre 1868 ist nun eine Veränderung, wie sie seit mehr als 1000 Jahren nicht vorgekommen ist, und die Organisation der Land- und Seemacht ist den Zeitverhältnissen gemäss zu gestalten. Wir wünschen jetzt, auf Grundlage der alten Einrichtungen diejenigen der auswärtigen Länder zu berücksichtigen und auszuwählen und durch den Erlass des Gesetzes über die Aushebung zum Militärdienst die Grundlage

---

[1] 中下段 bezieht sich auf die Eintheilung der alten Kalender.

[2] 大禮服; gewöhnliche Festkleidung — 一般通常禮服.

[3] Sh'tatare 直垂, Kariginu 狩衣, Kamishimo 上下, Bezeichnung von bestimmten Trachten in der Feudalzeit.

[4] Nämlich 11. Februar 660 v. Chr., genannt Kigensets' 紀元節, Jimmu tennō 神武天皇, erster Kaiser von Japan.

für den Schutz des Landes zu schaffen. Ihr, meine Beamten, sollt mit Eifer unseren Willen ausführen und überall im ganzen Lande verkündigen«[1].

Auch wurde noch besonders eine Bekanntmachung über die »Blutsteuer« erlassen, welcher Ausdruck bedeuten sollte, dass die Leute ihr Blut für das Vaterland lassen müssten. Die am Alten hängenden Leute in den entfernteren Gegenden des Landes missverstanden diesen Ausdruck und glaubten, es würde ihnen wirklich Blut abgezapft, was eine grosse Gährung verursachte.

In diesem Jahre wurde der Shintōtempel des Kusunoki[2], sowie die Shintōtempel Toyokuni[3] und Tōshōgū[4] zum Range eines Kampeisha[5] erhoben.

Im April dieses Jahres begaben sich Yoshida Kyonari, Shōyu des Finanzministeriums, nebst dem Amerikaner G. Williams[6] auf den Befehl des Kaisers nach Washington, um in Amerika oder in Europa eine öffentliche Anleihe von etwa zwei Millionen Yen zu erheben[7] und die Werthpapiere auszugeben. Unser in Washington weilender Geschäftsträger, Mori Arinori, hörte davon und war der Ansicht, dass dies in seinen Geschäftskreis falle. Er schrieb daher am 12. dieses Monats einen Brief an Yoshida, in dem er um Aufschlüsse über die Hauptpunkte bat. Yoshida entsprach seinem Wunsche und fragte zugleich an, aus welchem Grunde er behaupte, dass die Angelegenheit in seine Competenz falle. Der Geschäftsträger erwiderte hierauf: »Es ist ausser Frage, dass derjenige, welcher einen Staat im Auslande vertritt, seine ganze Kraft auf die auswärtigen Angelegenheiten seines Landes verwendet. Was mir am Herzen liegen muss, ist die gegenwärtige Lage unseres Vaterlandes. Dazu kommt, dass augenblicklich die Verträge über den auswärtigen Verkehr revidirt werden[8], unser Gesandter und stellvertretender Gesandter auf kaiserlichen Befehl im Auslande weilen und sich augenblicklich in Washington befinden. Was nun meine Wenigkeit betrifft, bin ich mit der Unterzeichnung der Verträge betraut, und so geht mich die Angelegenheit, in der Sie gekommen sind, nicht wenig an. Hierzu kommt,

---

[1] Die damalige Friedensstärke war nach Black II S. 386 etwas über 30000 Mann.

[2] 楠, mit Vornamen Masashige 正成, berühmter Held und Patriot des 14. Jahrhunderts. Sein Shintōtempel befindet sich in Hiōgo am Minatogawa.

[3] 豐國社, in Kyōto zum Andenken an Toyotomi Hideyoshi errichtet.

[4] 東照宮, in Tōkyō zum Andenken an den Gründer der letzten Shōgundynastie errichtet.

[5] Die Shintōtempel werden nach ihrer Wichtigkeit in bestimmte Classen getheilt. Die höchsten sind die Kampeisha 官幣社, die direct von der Regierung unterhalten werden.

[6] Adviser des Finanzministeriums.

[7] Wie aus dem Folgenden hervorgeht, wollte man damit die zum Theil erblichen Renten (s. Anm. 3 S. 147) der ehemaligen Krieger- und Beamtenkaste, der Samurai, ablösen. Über den Betrag der erhobenen Anleihe s. Anm. 1 S. 186.

[8] Die Revision der Verträge, deren Hauptzweck die Reise Iwakura's und seiner Begleiter war, konnte seit dem Jahre 1872 ausgeführt werden, hat sich aber, wie bekannt, sehr lange verzögert.

dass die Sache unserem Lande Schaden bringt. Deshalb ist es, wie ich mir in dem gestrigen Schreiben aus einander zu setzen erlaubte, richtig, dass man, mag es nun die Regierung oder der Herrscher selbst sein, das wieder aufgiebt, was man als schlecht erkannt hat und um so mehr, wenn die Sache noch nicht öffentlich bekannt. Wenn Jemand anderer Meinung ist, so soll man ihm immer wieder Gelegenheit geben, sie darzulegen. Ich, Arimori, kann in meiner amtlichen Stellung dazu nicht stillschweigen. Wer die Contrahirung einer Staatsschuld, die Veränderung im Besitzstand aller Shizoku und den Plan, unserer Politik eine zukünftige Grundlage zu schaffen, für unrichtig und schädlich hält und dies ändern will, der muss dies genau aus einander setzen. Ich bitte ergebenst, mir einen Tag zu einer Zusammenkunft zu bestimmen, an dem wir darüber verhandeln können«. Am 13. antwortete Yoshida: »Wie ich Ihrem Briefe entnehme, steht die Contrahirung einer öffentlichen Schuld Ihrer Competenz im Wege, doch bin ich auf Entscheidung des Cabinets und auf kaiserlichen Befehl gekommen. Wenn Jemand auch dagegen ist, habe ich kein Recht, den Beschluss des Cabinets umzustossen. Ich halte es daher für ganz zwecklos, darüber zu conferiren, doch muss ich meine Ansicht bezüglich der Unrichtigkeit und Schädlichkeit der Angelegenheit, die Sie in Ihrem Briefe behaupten, aus einander setzen. Ich werde daher heute Nachmittag auf die Gesandtschaft kommen und für mich persönlich Belehrung von Ihnen entgegennehmen«. Sie kamen am selben Tage zusammen, und die Unterredung dauerte mehrere Stunden. Schliesslich liess er dem Gesandten eine Schrift, die er mitgebracht hatte, zurück, worin seine Ansichten über die Contrahirung einer öffentlichen Schuld, den Besitzstand der K(w)azoku und Shizoku und die zukünftigen Staatsschulden aus einander gesetzt waren. Am 14. sandte der Geschäftsträger ein Schreiben folgenden Inhalts: »In Ihrem gestern übergebenen Schreiben ist mir Einiges nicht klar. Ich habe meine Fragen aufgeschrieben und bitte ganz ergebenst, mir die Einzelheiten nach einander beantworten zu wollen«. Diesen Wunsch erfüllte Jener am 15. und schrieb ihm: »Sie fragen: Ist es gegenwärtig unbedingt nothwendig, eine Staatsanleihe zu erheben? Ich antworte darauf: Wenn es nicht, wie ich schon gestern gesagt habe, nöthig wäre, würde die Regierung es beschlossen haben? — Sie fragen ferner nach den Vortheilen und Nachtheilen der Contrahirung einer Schuld im Auslande oder Inlande. Meine Antwort ist: Es giebt nichts Besseres, als die Anleihe im Lande selbst zu erheben, aber bei den augenblicklichen Verhältnissen giebt es keinen anderen Ausweg, als dies im Ausland zu thun. — Sie fragen, ob alle Pläne, die Anleihe im Lande zu erheben, schon erschöpft sind? Ich antworte darauf: Es bedarf keiner Auseinandersetzung, um zu wissen, dass es bei der jetzigen Finanzlage des Staates keinen Plan giebt, die Anleihe im Lande zu erheben. — Sie fragen sodann, ob es billig sei, den Besitz aller K(w)azoku und Shizoku um ein Drittel gewaltsam zu verkürzen? Meine Antwort ist: Was Sie mit Besitzthum derselben und mit der gewaltsamen Verminderung meinen, ist schwer zu verstehen. Sie meinen wohl die Veränderung des Einkommens aller K(w)azoku und Shizoku, und ich bitte, die Hauptsache darüber aus einander setzen zu dürfen. Es ist unbillig,

dass der Staat die Steuern, die das ganze Volk gleichmässig zahlt, einer einzelnen Classe zuwendet. Er wäre berechtigt, das Einkommen der K(w)azoku und Shizoku ganz einzuziehen. Ist es nicht grossmüthig von der Regierung, wenn sie ein Drittel nimmt und ihnen zwei Drittel lässt? — Sie fragen ferner, warum die Regierung zwei Drittel des Einkommens innerhalb sechs Jahren auf einmal zahlen will und warum es nothwendig sei, diese Frist festzusetzen? Ich entgegne darauf: 1. ist es für die Beschäftigung dieser Leute gut, 2. verbessert man dadurch die Finanzen. Deshalb will die Regierung die begünstigte Lage einer Classe beseitigen. — Sie sagen ferner: Es giebt viele Unterschiede bei dem Einkommen der K(w)azoku und Shizoku, neues und altes, für Verdienste erhaltenes und verkauftes, sowie auf Andere übertragenes. Ich entgegne darauf: Allerdings giebt es solche Unterschiede mehr oder weniger, aber das Cabinet hat beschlossen, jetzt eine neue Einrichtung zu treffen, und dabei ist es schwer, dergleichen Unterschiede zu machen. — Sie sagen ferner: Gesetzt den Fall, ein Privatmann contrahirt eine Schuld im Namen eines Stadtbezirks (Fu), eines Provinzialbezirks (Ken) oder einer Provinz (Shū), wie würde sich die Regierung da verhalten? Ich antworte darauf: Da die Regierung die Steuern nimmt, muss sie derartige Schulden einlösen. Sollte er jedoch das Geld für sich gebraucht haben, so übernimmt die Regierung sie nicht. — Sie fragen ferner: Warum nimmt es die Regierung selbst in die Hand, Eisenbahnen, Brücken u. s. w. zu bauen? Ich entgegne: Es ist eine gute Methode in einem noch nicht entwickelten Lande, dass die Regierung, wenn das Volk in Wissenschaft und Technik noch nicht bewandert ist, in allen Arbeiten den Anfang macht, die Vortheile zeigt und damit die Unterthanen auf den richtigen Weg weist. — Sie fragen ferner: Wie steht es damit, dass ein Land, wie unseres jetzt ist, seinen guten Namen und das Vertrauen bei allen anderen Ländern verliert? Ich entgegne: Wenn man an den Verträgen mit dem Auslande festhält, ohne das Vertrauen bei der Bevölkerung zu verlieren, eine Grundlage für die Finanzen schafft und dadurch die Sicherheit und Ruhe des Volkes schützt, so ist gar kein Grund, dass dem Auslande gegenüber das Vertrauen verloren geht. — Sie fragen ferner: Wie steht es mit der Absicht, dass man in der gegenwärtigen Lage, wo die Regierung zu führen sehr schwierig ist, dieselbe veranlasst, leichtsinnige Unternehmungen aufzugeben und, bevor man sie in Angriff nimmt, reiflich zu überlegen? Meine Antwort ist: Wie darf man einen Plan, der vom Staatsministerium gründlich durchberathen und beschlossen ist, leichtsinnig nennen?«

Darauf sandte der Finanzbeamte seinerseits ein Schreiben an den Geschäftsträger, in dem es hiess: »Ich bin mit einem Auftrag von schwerer Verantwortung hierher gekommen und möchte mich bei der Ausführung meiner Unternehmungen auf Ihre Vorschläge beziehen! Ich habe deshalb die Fragen, die ich an Sie stellen möchte, Punkt für Punkt wie folgt aufgeschrieben. Ich bitte, mir dieselben einzeln zu beantworten«. Der Geschäftsträger erfüllte diese Bitte und sandte noch am selbigen Tage die Antwort: »Sie sagen in Ihrem Briefe: Ich bin der Meinung, dass ein Gesandter und die diplomatischen Beamten, welche als Vertreter eines selb-

ständigen Staates in's Ausland gesandt sind, das Verfahren ihrer Regierung oder die Beschlüsse des Cabinets, mögen sie auch ihren eigenen Zielen zuwider sein, Anderen gegenüber billigerweise nicht schlecht machen dürfen. Wie denken Sie darüber? Meine Antwort darauf ist: Es steht nichts im Wege, dass die diplomatischen Beamten, welche einen Staat vertreten, selbst bei Sachen, die geheim bleiben sollen, ihre Stimme erheben dürfen, falls sie es im Interesse ihres Landes halten. Selbstverständlich haben sie, wenn sie ohne Befehl von oben ihre Stimme erheben, die Verantwortung für Nutzen und Schaden davon selbst zu tragen. — Sie sagen ferner, dass ich die neugeplante Organisation des Einkommens mit einem Diebstahl der Regierung verglichen und unverblümt in Briefen als eine gewaltsame Verminderung und einen Raubkauf gebrandmarkt habe, und fahren dann fort: Wenn man hier vom Einkommen spreche, so meine man damit nicht das Privatvermögen, das sei klar, und das erbliche Einkommen dürfe man einziehen. Daher sei es nicht recht, von Diebstahl zu reden. Angenommen aber, es sei berechtigt, sei es richtig, dass der Vertreter einer Regierung solche Sprache führe und die Ehre seines eigenen Landes herabsetze? Darauf erwidere ich: Wenn ich von einem Diebstahl der Regierung gesprochen, so habe ich dies nur in der Theorie gemeint und ausgesprochen. Warum sollte das nicht recht sein? Wenn Ihnen an dem Ausdruck »gewaltsame Verminderung« und »gewaltsamer Abkauf« etwas missfällt, so wird Ihnen das von selbst klar werden, wenn Sie einen Gelehrten fragen. Wenn Sie sodann in Ihrem Briefe das Einkommen der K(w)azoku und Shizoku alles erbliches Einkommen nennen u. s. w., so verstehe ich den Ausdruck nicht. Geht dies aus einer unvernünftigen Überlegung hervor, wie sie in Ostasien jetzt Mode ist? Ich glaube, das ist der Vernunft und dem menschlichen Gefühl zuwider. — Sie sagen ferner: Der Beamte, der die Regierung vertritt, muss es für seine erste Pflicht halten, das Vertrauen und die Ehre seiner Regierung möglichst nicht zu beschimpfen. Wenn daher das Verfahren der Regierung eine Gefahr für das ganze Land bietet, so mag er Nutzen und Schaden schriftlich aus einander setzen oder Jemand abordnen, der darüber mit ihr beräth oder selbst zurückkehren und darüber sprechen. Wenn er das nicht thut, halte ich es nicht für sehr passend, einem Beamten, der auf kaiserlichen Befehl kommt, Vorwürfe zu machen. Ich erwidere darauf: Wenn Jemand etwas für recht und billig hält, so thut er gut daran, sein Vorgehen in diesem Sinne einzurichten. — Sie sagen weiter: Was vom Cabinet und dem Staatsrath beschlossen und mit dem Staatssiegel versehen ist, das ist ein Landesgesetz. Das müssen schon die Unterthanen halten, um wie viel mehr aber Sie, der Sie den Staat vertreten. Die Pflicht eines Gesandten ist, mir bei der Ausführung meiner Geschäfte mit der Regierung oder dem Volke Amerikas zur Hand zu gehen. Auch halte ich dafür, wie ich bereits früher aus einander gesetzt habe, dass, solange der mir ertheilte Auftrag noch nicht zur Veröffentlichung gekommen ist, man die Sache nicht grund- und zwecklos den Ausländern gegenüber offenbaren soll. Wie ist darüber Ihre Ansicht? Ich antworte darauf: Mein Verfahren und meine Handlungen bleiben mir überlassen«.

Später, am 4. Juni, sandte der Geschäftsträger, Mori, schliesslich ein Schreiben voller Vorwürfe an Williams. Es hiess darin: »Was die Angelegenheit betrifft, mit der Sie beauftragt sind, so entspringt sie einem gesetzwidrigen, willkürlichen Verfahren, das von Dummheit und Ignoranz zeugt. Ich für mein Theil hoffe, dass sie nicht zu Stande kommt. Sollte das doch der Fall sein, so muss daraus schweres Unglück für unser Vaterland entstehen. Sie handeln allerdings nur auf Befehl meiner Regierung und wagen es nicht, derselben Vorstellungen zu machen. Daher habe ich eigentlich kein Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen; doch als Sie nach Japan gingen, habe ich Ihnen gesagt: Thun Sie die ersten sechs oder acht Monate gar nichts, sondern suchen Sie sich mit den Verhältnissen in Japan vertraut zu machen und dann erst übernehmen Sie die Verantwortung für die nothwendigen Geschäfte. Ich habe nun Tag und Nacht auf Nachricht von Ihnen gewartet und habe mich von Herzen gefreut, dass Sie nicht gegen Ihre Pflicht verstossen haben. Was thun Sie nun jetzt? Sie kehren mit einem sonderbaren Auftrag betraut hierher zurück. Dadurch haben Sie sich viel vergeben, was ich ungemein bedaure. Ich werde mit dem Gesandten, Iwakura, und seinem Stellvertreter, die sich hier befinden, darüber sprechen und Ihren Auftrag zu vereiteln suchen. Ich bitte Sie, sich darauf gefasst zu machen«. Williams antwortete hierauf noch am selbigen Tage: »Ich danke Ew. Hochwohlgeboren für Ihre wohlgemeinten Rathschläge, aber ich bin ausser Stande, denselben zu folgen. Denn es betrifft den Ankauf des Einkommens der früheren K(w)azoku und Shizoku seitens Ihrer Regierung. Ich habe Ihrer Regierung nicht dazu gerathen, es war schon beschlossene Sache, bevor ich nach Japan kam. Ich habe kein Recht, in Angelegenheiten Ihrer Regierung zu sagen, dieser Auftrag ist gut, dieser ist schlecht, aber was für ein Auftrag würde Ihnen denn zusagen? Ich weiss das nicht. Ew. Hochwohlgeboren brandmarken es als ein gesetzwidriges, willkürliches Verfahren, das von grosser Dummheit und Ignoranz zeuge, und wollen es verhindern, aber ich habe von den Mitgliedern des Ministeriums den Auftrag erhalten, Ihrer Regierung bei der Erhebung einer Anleihe behülflich zu sein, und der Kaiser hat, als meine Abreise von Ihrem Vaterlande bevorstand, folgende Botschaft an mich erlassen: ««Wir senden den Beamten des Finanzministeriums Yoshida Kyonari in's Ausland und betrauen ihn mit der Erhebung einer Anleihe. Geleiten Sie ihn und bewirken Sie, dass die Angelegenheit schnell zum Abschluss kommt««. Bei dieser Sachlage zu wünschen, dass ich dem Auftrag zuwider handle, ist etwas stark. In den Vorwürfen gegen mich erwähnen Sie auch, dass ich mir durch Übernahme des Auftrags viel vergeben habe; unter den obliegenden Verhältnissen weiss ich nur von einem Auftrag Ihrer Regierung, nichts von dem ihrigen. Ich überlasse es Ihnen, sich mit dem Gesandten in Washington in Verbindung zu setzen und zu berathen, ob die Angelegenheit auszuführen oder zu unterlassen ist. Ich darf mich nicht in die Angelegenheit mischen«. Darauf sandte er von Amerika einen Brief an unseren Landsmann, den Staatsrath Saigō und an den Viceminister des Finanzministeriums, Inoue, unter Beifügung seiner Correspondenz mit Mori. Er schrieb ihnen darin ausführlich,

dass Mori abweichender Meinung sei und dass er selbst am Tage darauf mit Yoshida von Amerika nach Europa abreisen werde, um die Erhebung der Anleihe auszuführen. Man sagt, dass dieser Briefwechsel überall in Amerika bekannt geworden und Alle des Geschäftsträgers abweichende Meinung erfuhren, weshalb sie nicht auf die Sache eingehen wollten. Dies sei der Grund gewesen, dass jene nach Europa gingen und in England eine Anleihe von zehn Millionen Yen erhoben[1].

Am 16. Juli sandte Mori wieder ein Schreiben von Washington aus an alle Mitglieder des Staatsministeriums und setzte darin die wichtigsten Punkte aus einander, dass Schulden im Auslande schädlich, Schulden im Inlande dagegen nützlich seien. Ferner unter der Autorität der Regierung das erbliche Einkommen der Shizoku auszukaufen, komme einem gewaltthätigen Ankauf des Eigenthums des Volkes gleich und sei ganz ungerecht. Es sei daher nöthig, dass die Regierung die Angelegenheit noch einmal durchberathe. Als aber später die Regierung die Rückerstattung der Familienrenten[2] und der Renten, die für Verdienste verliehen waren[3], erlaubte und dafür ein Capital gab, zwang sie Niemand dazu, sondern stellte es anfänglich in das Belieben eines Jeden.

---

[1] Eigentlich 2.400000 £. Die Anleihe kam durch Vermittelung von Sir Harry Parkes bei der Oriental Bank zu Stande, vergl. auch Rathgen S. 712, 713.

[2] 家祿.

[3] 賞典祿.

Russische Arbeiten über Ostasien.

Von W. Barthold.

Den Zweck dieser Arbeit und den Standpunkt, von welchem das hier vorliegende Material zusammengestellt ist, brauchen wir nicht mehr zu besprechen; wir verweisen den Leser auf unseren in den »Westasiatischen Studien« erschienenen bibliographischen Bericht. Wie jener ist auch dieser Bericht in zwei Abtheilungen eingetheilt, von welchen die erste der Thätigkeit gelehrter Kreise in den Hauptstädten, die zweite den in Provinzialstädten veröffentlichten Arbeiten gewidmet ist. Da in diesem Jahre in den Hauptstädten mehrere grössere Werke über ostasiatische Länder und Völker erschienen sind und dagegen die wissenschaftliche Thätigkeit in den Städten Ostasiens noch nicht so lebhaft ist wie in Tiflis und Taschkent, nimmt der zweite Theil hier viel weniger Raum ein als in dem Bericht über westasiatische Arbeiten.

I.

Universität St. Petersburg[1]. — Officielle Publicationen. — Archaeologische Gesellschaft. — Zeitschriften.

Die Universität St. Petersburg (Orientalische Facultät) hat folgende dem XI. Orientalistencongress gewidmete Abhandlungen herausgegeben:

1. A. Pozdnejew, Baza Bakschi aus dem Ulus Klein-Dörböt, Erzählung über eine Pilgerfahrt nach Tibet. Kalmückischer Text mit russischer Übersetzung und Anmerkungen. — Baza (eigentlich Abkürzung für Badma), geboren 1846, stammt aus einer wenig wohlhabenden, aber wegen ihrer Gelehrsamkeit angesehenen Familie; dem Beispiele seiner Verwandten folgend, that er sich von Jugend auf durch eifrige Studien in der Bibliothek des Klosters Dundu-Churul hervor und erlangte allmählich die höchsten geistlichen Würden. Als Bakschi und Gelüng entschloss er sich im Jahre 1891 nach der Hauptstadt des Dalai-Lama zu pilgern; die nöthigen Geldmittel erhielt er von dem damaligen Besitzer[2] seines Ulus, dem europäisch gebildeten Noion (Fürsten) Zeren David Tundutow, welcher überhaupt den Namen eines »kalmückischen Mäcen« verdienen würde. Mit zwei Gefährten verliess Baza Anfangs Juli seine Heimat und begab sich auf dem gewöhn-

[1] In den Publicationen der Kais. Akademie der Wissenschaften ist in diesem Jahre nichts auf Ostasien Bezügliches erschienen.

[2] 1892 sind bekanntlich die letzten Reste der Leibeigenschaft unter den Kalmücken aufgehoben worden.

lichen Wege über Kazan, Perm, Tjumen, Tomsk, Irkutsk und Troitzkosawsk, mit Benutzung des Dampfschiffes, der Eisenbahn und der Post, nach Urga. Hier erfüllten unsere Pilger alle von ihrer Religion vorgeschriebenen Ceremonien und Gebete. Einer von ihnen musste wegen einer ungünstigen Prophezeiung der Wahrsager in Urga bleiben; die beiden anderen setzten die Reise in Begleitung eines von ihnen aus Urga mitgenommenen Lama fort. Der Verfasser bemerkt, dass von Urga an das Wort Lama in derselben Bedeutung gebraucht werde wie bei den Kalmücken das Wort Gelüng. Der Weg von Urga nach Alaschan wird gewöhnlich mit Handelskarawanen aus diesem Lande zurückgelegt, welche nach Urga kommen und auf dem Rückwege gegen eine entsprechende Belohnung Reisende mitnehmen. Auf dieselbe Weise wurde das Land von unseren Pilgern erreicht. Die Bevölkerung Alaschans wird wegen ihrer Ehrlichkeit und friedlichen Sitten gelobt. Der Antritt des neuen Jahres (1892) und die Opfer im Drachenmonat (den 15.) wurden schon im Wallfahrtsort Gumbum, dem Geburtsort Tsonkhapa's gefeiert. Das Pilgerfest war natürlich mit einem Jahrmarkt verbunden. Der Handel wird von Chinesen, und zwar zum Theil von muhammedanischen Chinesen betrieben; tangutische, mongolische und tibetische Handelsleute erscheinen nur an den grossen Jahresfesten. Von Gumbum bis Zaidam reisten unsere Pilger im Gefolge des Fürsten (Wang-Noion) dieses Landes, der auch zum Fest gekommen war. Der Weg führte durch das Land Tangut; die schwarzen viereckigen Jurten der Bevölkerung werden Bannak genannt. Wie der Herausgeber bemerkt, ist dieses Wort tibetisch und bedeutet »schwarze Jurte«; dasselbe Wort ist wahrscheinlich im Namen »Panakasum«, mit welchem die Tanguten sich selbst bezeichnen, enthalten. Die von Rockhill[1] gegebene Erklärung des Namens (»the eight Na families« oder »the three divisions of the eight Na families«) scheint dem Herausgeber unmöglich; ausser der von Rockhill angeführten volksetymologischen Legende wird noch eine andere, von Przewalski gehörte Sage erzählt: nach der Niedermetzelung des tangutischen Volkes durch die Ölöten soll nur ein altes Weib mit drei schwangeren Töchtern übrig geblieben sein und sich am Huangho angesiedelt haben; die drei Söhne der jungen Weiber werden als Vorfahren des jetzigen Volkes bezeichnet. »Panakasum« bedeutet wahrscheinlich »die drei Schwarzzeltigen«, wie Tabun Öngö — »die fünf Farbigen«, Dürben-Chari — »die vier Fremden«, Dürben-Oirat — »die vier Verbündeten«. Im Gegensatz zur Bevölkerung Alaschans werden die Tanguten Diebe und Räuber genannt. Ungefähr dasselbe wird von den Mongolen Zaidams gesagt, welche jetzt zum Theil tangutische Sitten angenommen haben. Gegenseitige Räubereien füllen das Leben aller dieser Völker aus, weshalb der Fürst Zaidams sehr zufrieden war, als er von unseren Pilgern ein Gewehr geschenkt erhielt. Für die Bevölkerung des Landes wird noch jetzt der Ausdruck »die fünf Khoschun Zaidams« gebraucht, obgleich das Volk jetzt nicht mehr fünf, wie früher, sondern acht Khoschun bildet; die alte Eintheilung hat sich im

[1] Journey through Mongolia and Tibet, p. 112—113.

Gedächtniss des Volkes erhalten. Diese Angabe hebt den Widerspruch zwischen den europäischen Reiseberichten, die fast sämmtlich von fünf Khoschun[1] sprechen, und den chinesisch-mongolischen Quellen, nach welchen es acht Khoschun giebt.

Das Land zwischen Zaidam und Tibet ist unbewohnt und wird nur von Zeit zu Zeit vom räuberischen Volk der Golok heimgesucht. Der Weg unserer Pilger führte über den Fluss Naidschin-Gol und das Gebirge Angir-Dakschin (bei Rockhill[2] Angirtakshia, von Przewalski Marco-Polo genannt); der erste tibetische Grenzposten wurde beim Fluss Jandi passirt. Hier wurde unseren Reisenden erzählt, dass vor einiger Zeit hier ein »Russe« (wie der Verfasser bemerkt, werden alle Europäer von den Mongolen »Russen« genannt) angekommen und dass ihm von den Behörden der Durchzug verweigert worden sei. Der Herausgeber nimmt an, dass dieser Reisende W. W. Rockhill gewesen sei. Etwas nördlich vom Fluss Naktschu-Chara-Usu befindet sich die Residenz eines tibetischen Würdenträgers (Kamba), dessen Erlaubniss für die Weiterreise eingeholt werden musste; die Erlaubniss wurde den Pilgern als Buddhisten gewährt, obgleich sie aus Russland gekommen waren. Endlich wurde ihnen das »höchste irdische Glück« zu Theil: sie erblickten die vergoldeten Dächer der Klöster Lhassas. Die Heiligthümer der Stadt werden ausführlich beschrieben, auch das grosse Kloster auf dem Berge Potala, wo der damals siebzehnjährige Dalai-Lama täglich den Besuch von Pilgern empfing; diese Pilger mussten der Reihe nach an ihm vorübergehen und seinen Segen in Empfang nehmen; wer Thee und Reis für den Dalai-Lama mitgebracht hatte, konnte sich setzen und die Reste der von ihm selbst mitgebrachten Speisen aus der Tasse des Dalai-Lama geniessen. Auch unseren Pilgern wurde diese Ehre zu Theil; das Oberhaupt der Buddhisten richtete an sie durch seinen mongolischen Dolmetscher zwei Fragen: 1. ob sie Alle den Weg bei guter Gesundheit zurückgelegt hätten; 2. ob sich in jedem Lande, wo sie gewesen waren, Religion und bürgerliche Regierung mit einander in Frieden befänden. Beide Fragen wurden bejaht.

Auch die übrigen Heiligthümer in der Umgegend von Lhassa wurden besucht, darunter das Grab Tsonkhapa's im Kloster Galdan und der heilige See Okon-Tengri oder Müli-Nor. Am Südufer des letzteren, auf dem Gipfel eines Berges, befindet sich der steinerne Thron des Dalai-Lama; jeder neue Dalai-Lama unternimmt eine Pilgerfahrt dahin und bringt von dieser Stelle dem See seine Opfer dar; der etwa drei Kilometer von dieser Stelle gelegene, buntfarbig erscheinende See bietet einen wunderschönen Anblick; das Ufer kann wegen der steilen Felsen und Klippen nicht erreicht werden. Im Kloster Daschi-Chlünbo[3] bei der Stadt Schagetschi wurden

[1] Auch Rockhill in seiner ersten Arbeit (The land of the Lamas, p. 169); in seinem späteren Werke (Journey, p. 175) spricht er von acht Khoschun, ohne jedoch ihre Namen zu nennen.

[2] Journey, p. 187.

[3] Beschrieben von Bogle, Turner u. A., vergl. Markham, Narrative of the Mission of George Bogle to Tibet, and of the journey of Thomas Manning to Lhāsa with notes, London 1879, p. 96.

die Pilger vom Bantschen-Bogdo mit denselben Förmlichkeiten wie früher vom Dalai-Lama empfangen. Wie der Herausgeber bemerkt, ist die Würde des Bantschen-Bogdo (diese Würde bekleidete damals ein zehnjähriger Knabe) in den Augen der Gläubigen mit einem grösseren Nimbus umgeben als selbst die des Dalai-Lama, weil die Bantschen-Bogdo sich weniger mit Politik und weltlichen Angelegenheiten zu befassen brauchen und ihre Gelehrsamkeit einer grösseren Anerkennung geniesst. Der Winter 1892/93 wurde von den Pilgern in Lhassa zugebracht. Die einheimische Bevölkerung der Stadt wird wegen ihrer guten Sitten gelobt; dagegen werden die aus den Grenzgegenden in die Hauptstadt kommenden Tibetaner und Tanguten als wilde und grausame Menschen geschildert. Die Fürsten und Lamas unterscheiden sich schon durch ihre weisse Hautfarbe von der meist dunkelfarbigen Bevölkerung. Feste Wohnungen sind vorherrschend; die Nomaden wohnen in schwarzen tangutischen Jurten (vergl. oben).

Im Frühjahr 1893 traten die Pilger ihre Rückreise an, nachdem sie 103 Bände des Kandjur aus der Bibliothek des Dalai-Lama geschenkt erhalten hatten. Bis Gumbum verfolgten sie in entgegengesetzter Richtung denselben Weg, auf dem sie gekommen waren; von dort erreichten sie Anfang 1894 Peking und Tientsin und begaben sich mit dem Dampfschiff nach Hank'ou, von wo sie das russische Schiff »Saratow« nach Odessa brachte.

Von den Vorzügen des Reiseberichts hebt der Herausgeber die Einfachheit, Aufrichtigkeit und Wahrheitstreue der Schilderung hervor. Die Angaben über die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse sind natürlich sehr dürftig, wie es bei der mangelhaften weltlichen Bildung des Verfassers nicht anders sein konnte. Die abergläubischen Vorstellungen seines Volkes beherrschen ihn vollständig; trotzdem müssen wir seine Schlauheit und seinen praktischen Sinn bewundern. Dank diesen Eigenschaften waren seine Ausgaben sehr unbedeutend; die ganze Reise von Urga bis Lhassa kostete den beiden Pilgern nur 215 Rubel.

2. S. Oldenburg, Vorläufiger Bericht über eine buddhistische Kharoṣṭhī-Handschrift. — Die Handschrift ist dem Verfasser im Februar dieses Jahres von N. Petrowski, Kais. russ. General-Consul in Kaschgar, übergeben worden. Sie ist auf Birkenrinde geschrieben und gehört der von Bühler in seiner Palaeographie als »Kuschanisch« bezeichneten Periode an; wahrscheinlich muss sie in das I. Jahrhundert n. Chr. versetzt werden. Die Sprache ist ein Dialekt des Prakrit und steht, wie auch Bühler in einem Brief an den Verfasser bemerkt, dem Dialekt der Açoka-Inschriften[1] sehr nahe; deshalb kann man annehmen, dass der Schreiber in Gandhara gelebt hat. Das Fragment ist nicht weit von der Stadt Khotan gefunden worden; es handelt über die Eigenschaften der wahren Brahmanen und schliesst sich an zwei bekannte Texte (Dhammapada, Brāhmanavagga und Suttanipāta, Vāseṭṭhasutta) an. Der Text wird in Transscription mitgetheilt; einige Berichtigungen seiner Lesung hat der Verfasser des Artikels Hrn. Prof. Bühler zu verdanken. Der Broschüre ist ein Facsimile der Handschrift beigefügt.

[1] Vergl. Bühler im J. R. A. S. 1894, pp. 528—529.

Unter der Redaction des Privatdocenten D. Pozdnejew ist vom Finanzministerium eine »Beschreibung der Mandschurei« (2 Bände, mit einer Karte) herausgegeben worden. Sie enthält eine Übersicht der geographischen Verhältnisse, der Geschichte, der Industrie und des Handels des Landes vom heutigen Standpunkt der Forschung. Die Verfasser haben sich jeder Polemik enthalten; auch ungenaue und einander widersprechende Angaben sind angeführt worden, um solche Fragen der Aufmerksamkeit künftiger Forscher zu empfehlen. Ausser dem in verschiedenen europäischen und orientalischen Publicationen zerstreuten Material konnten auch noch nicht veröffentlichte Berichte einiger Beamten des Finanzministeriums und wenig zugängliche chinesische Quellen benutzt werden. Der Karte ist die von der topographischen Abtheilung des Generalstabs herausgegebene Karte zu Grunde gelegt; dieselbe ist nach neueren (europäischen, japanischen und chinesischen) Karten revidirt und der südliche Theil des Landes nach den Arbeiten Wäber's[1] und den chinesischen Karten neu bearbeitet worden.

Der erste Band ist in folgende Capitel eingetheilt: 1. Historische Übersicht; 2. Geographische Übersicht, nördlicher Theil; 3. Geographische Übersicht, südlicher Theil; 4. Geologischer Bau des Landes; 5. Klima; Pflanzen- und Thierwelt; 6. Bevölkerung; 7. Verwaltung; 8. Städte und wichtigste Ansiedelungspunkte; 9. Verkehrswege; 10. Industrie und Gewerbe; 11. Handel; 12. Schlusscapitel: Verzeichniss der wichtigsten Desiderata, welche von künftigen Forschern besonders beachtet werden müssen. Inhalt des zweiten Bandes (Anhang): 1. Meteorologische Tabellen; 2. Verzeichniss der Pflanzen (nur lateinische Namen); 3. Verzeichniss der Säugethiere[2] und Vögel; 4. Verzeichniss der Militär- und Civilbehörden; 5. Verzeichniss der Entfernungen zwischen bewohnten Orten (nach den Verkehrswegen); bewohnte Orte an beiden Ufern des Sungari; 6. Seidenarten und Seidenstoffe; 7. Astronomische und hypsometrische Tabellen; Höhenmessungen; 8. Ein- und Ausfuhr 1891—95; 9. Maass und Gewicht; chinesischer Kalender für 1897—1910; 10. Bibliographie (Geschichte, Geographie und Ethnographie, Flora, Fauna, Sprache und Litteratur, Goldgewinnung, Vermischtes, Karten); 11. Register der Eigennamen.

Die Geschichte des Landes wird nur in allgemeinen Zügen geschildert. Wegen seiner günstigeren geographischen Lage und des Einflusses der chinesischen Cultur erlangte der südliche Theil des Landes früher eine geschichtliche Bedeutung; die Jägervölker des Nordens treten erst auf, nachdem die Kräfte des Südens schon erschöpft waren. Im Gegensatz zum Süden besitzt der Norden ein einheitliches Flusssystem, was der Vereinigung des Landes zu einem einheitlichen Staat förderlich war. Im Mittelalter besass die Mandschurei eine viel dichtere Bevölkerung als jetzt, wie der sogenannte Wall Tschingiz-Chans und der in neuester Zeit von Strelbitzki bei

[1] Karte des nordöstlichen China, 1894 (russisch).

[2] Zugleich wird angegeben, ob sich die betreffenden Thierarten noch im Amurgebiet, im Küstengebiet, im nordöstlichen Theil Chinas, in Japan, Korea, im östlichen Theil der Mongolei, in Transbaikalien, Ostsibirien, in den Polarländern oder in Europa finden.

Zizichar entdeckte Wall Urke-Kherem beweisen; heutzutage könnten solche Bauten wegen Mangel an Arbeitskräften nicht errichtet werden.

Die geographische Erforschung des Landes weist noch viele Lücken auf. Die Grenze zwischen der Mongolei und der Mandschurei wird auf den Karten verschieden angegeben; ebenso wenig ist die Grenze mit Korea bekannt. Einer genauen Erforschung bedürfen der Grosse Chingan nördlich vom Wege zwischen Alt-Zuruchaitu und Blagoweschtschensk, der Kleine Chingan zwischen dem Nonni und dem Sungari, die Bergzüge zwischen Tschang-kuan-tsai-ling und der Mündung des Ussuri, der Tsch'ang-po-schan mit Ausnahme des Pai-t'ou-schan und alle Gebirge im Gebiet des oberen Sungari. Von den westeuropäischen Arbeiten werden die Reiseberichte von James[1] und Fulford[2] fast auf jeder Seite citirt; Younghusband's »The Heart of the Continent« konnte leider nicht benutzt werden.

Geologie, Klima, Pflanzen- und Thierwelt sind noch so wenig bekannt, dass hier fast Alles erst erforscht werden muss. Geologische Forschungen sind nur von Richthofen im südlichen Theil des Landes, regelmässige meteorologische Beobachtungen nur in Mukden und Niutschwang gemacht worden; über die Gesundheitsverhältnisse giebt uns nur der Bericht über die zehnjährige Thätigkeit des protestantischen Missionshospitals in Mukden[3] einige Auskunft.

Die Zahl der Bevölkerung kann einstweilen nicht einmal annähernd festgestellt werden. Für das Jahr 1887 giebt die chinesische »Statistische Beschreibung der Provinz Ho-lung-tschiang (Ho-lung-tschiang-schu-liao)« einige Angaben, nach welchen die Bevölkerung der Provinz damals 70924 Familien oder gegen 408000 Seelen betrug. Seitdem ist die Bevölkerung durch zahlreiche chinesische Einwanderer verstärkt worden. Genaueres könnten wir vielleicht aus den im Archiv des Finanzministeriums (Hu-pu) zu Peking und in den Kanzleien der Statthalter der drei mandschurischen Provinzen aufbewahrten officiellen Berichten erfahren. Übrigens können wir bis jetzt nicht bestimmen, inwieweit die chinesischen officiellen Angaben unser Vertrauen verdienen und ob in der Mandschurei die chinesische Sitte, in jedem Hause ein Ming-p'ai (Verzeichniss aller im Hause Wohnenden) auszustellen, allgemein verbreitet ist. Wegen der Militärpflicht der Mandschu und der Zugehörigkeit vieler Landstücke (mit mehr oder weniger genau registrirter Bevölkerung) und Gewerbe zur Domänenverwaltung wäre eine statistische Berechnung hier in mancher Hinsicht leichter durchzuführen als im eigentlichen China.

Die eigentlichen Mandschu bilden bekanntlich nur einen sehr geringen Theil der Bevölkerung; die übrigen tungusischen Stämme (Dauren, Solonen, Orotschen u. a.) sind ihnen nahe verwandt, doch bedarf ihr Verhältniss zum herrschenden Volk noch einer genaueren Aufklärung. In den schriftlichen Quellen wird ein Stamm Sibo erwähnt, ob noch jetzt ein Stamm dieses

---

[1] The Long White Mountain, London 1888.

[2] Report on a journey in Manchuria, London 1887.

[3] D. Christie, Ten years in Manchuria, pp. 69—72.

Namens besteht, ist unbekannt. Einige Stämme, wie die Dauren und Solonen, sind von der mongolischen Cultur beeinflusst worden, doch kann die Frage über die Bedeutung dieses Einflusses einstweilen noch nicht beantwortet werden; so soll den Solonen der Buddhismus gänzlich unbekannt sein, was bei einem regen Verkehr mit der Mongolei sehr zweifelhaft erscheint. Der geographisch und wirthschaftlich zur Mandschurei gehörende Theil der Mongolei (zwischen dem Chingan und dem Fluss Liao-ho) ist noch völlig unbekannt; einige officielle Berichte über seine ethnographischen Verhältnisse könnten in der Behörde Li-fan-yüan zu Peking gefunden werden. Die grösste Bedeutung für die Cultur des Landes besitzt die Emigration aus China; in den südlichen und mittleren Bezirken unterscheiden sich die Ackerfelder fast gar nicht von den blühenden Feldern Chinas; dasselbe wird man ohne Zweifel in nicht ferner Zeit von allen Landestheilen behaupten können. Der ganze Handel, alle Zweige der Industrie und fast der ganze Ackerbau befinden sich in den Händen der Chinesen. Unter der gegenwärtigen Dynastie hat die Einwanderung der Chinesen, obgleich die Regierung sie bis zu den neuesten Zeiten möglichst zu beschränken suchte, eine immer grössere Ausdehnung gewonnen. Wie gross jetzt die Zahl der jährlich Einwandernden ist, kann nicht bestimmt werden; solche statistische Forschungen könnten in den Häfen des Gelben Meeres und längs der aus Schan-hai-kuan führenden Strasse angestellt werden. An der Grenze von Korea leben viele Emigranten aus diesem Lande, welche sich vor den Verfolgungen ihrer Regierung auf chinesisches Gebiet geflüchtet haben. Über die Stellung, welche diese Emigranten im Leben des Landes einnehmen, ist uns nichts bekannt.

Das Verwaltungssystem ist äusserst verwickelt. Die Regierung in Peking strebt einerseits danach, das Land den im Kaiserreiche allgemein anerkannten Rechtsnormen zu unterwerfen, will jedoch andererseits der Mandschurei, als der Heimat der Dynastie, einige Vorrechte erhalten, wenigstens was die Beamtenclasse betrifft. Deshalb ist die Competenz der Militär- und Civilbehörden keineswegs in Einklang gebracht. Die gegenseitigen Verhältnisse der Militär- und Civilbeamten bedürfen noch einer genaueren Erforschung; im Allgemeinen besteht zwischen den mandschurischen und chinesischen Beamten eine lebhafte Eifersucht und Feindschaft. Trotz der grossen Zahl der Behörden geniesst das Land keiner geordneten Verwaltung, und selbst höhere Beamte werden von der Bevölkerung, wahrscheinlich nicht ohne Grund, des Einverständnisses mit Räuberbanden beschuldigt. Einer besonderen Verwaltung, über die uns nur Strelbitzki[1] einige Auskunft giebt, sind die Mongolen und Solonen im Bezirk Chailar unterworfen. Die 17 Choschun, in welche der Bezirk eingetheilt ist, haben mit der gleichnamigen Eintheilung in der Mongolei nichts gemein; jeder Choschun bildet in Chailar ein Gebiet, dessen Grenzen ganz willkürlich bestimmt werden und welches von einem Regierungsbeamten verwaltet

[1] Der Bericht über seine Reise (1894) ist in dem vom russischen Generalstab herausgegebenen Sammelwerk (B. LXII) erschienen.

wird. Der Choschun enthält drei Sumun; jeder Sumun muss 50 berittene Krieger stellen.

Unsere Kenntniss der verschiedenen Einnahmequellen und Gewerbe in der Mandschurei, ja selbst des Ackerbaues, ist noch sehr mangelhaft. Von vielen Nährpflanzen sind uns nur die chinesischen, von anderen nur die lateinischen Namen bekannt; deshalb wird in den Verzeichnissen häufig dieselbe Pflanze unter zwei verschiedenen Namen erwähnt. Die Verbreitung verschiedener Gewächse und die Ausdehnung des culturfähigen Bodens im Allgemeinen kann nicht einmal annähernd bestimmt werden. Am vortheilhaftesten ist jetzt die Cultivirung des Mohnes zur Opiumgewinnung; trotz des Verbotes der russischen Regierung ist die Opiumcultur jetzt auch auf russischem Gebiet verbreitet. Obgleich James[1] die Schädlichkeit des Opiumrauchens leugnet, wird schwerlich Jemand seiner Ansicht beistimmen.

Von Viehzucht leben die Bewohner der für den Ackerbau nicht geeigneten Gegenden (im Nordwesten); in den übrigen Landestheilen dient die Viehzucht nur zur Befriedigung der Bedürfnisse des Ackerbaues im Frühling und Sommer und des Fuhrwesens im Herbst und Winter. Der Fischfang ernährt einen grossen Theil der Bevölkerung. Die Goldgewinnung war bis zu den neuesten Zeiten unbedingt verboten; die Bergwerke wurden aber trotzdem von selbständigen, grösstentheils aus Abenteurern und Verbrechern verschiedener Nationalität bestehenden Genossenschaften ausgebeutet. Die wichtigste von diesen Goldrepubliken, Kia-pi-kou, besteht noch heute und geniesst jetzt, nach der Beschreibung Matjunin's, dank ihrem talentvollen Oberhaupte Han-ju-piao eines grösseren Ansehens als je früher. Die Behörden in Kirin haben längst jede Hoffnung auf die Unterwerfung der Republik aufgegeben und begnügen sich mit den reichen Geschenken, welche sie von Han-ju-piao erhalten[2].

Die Verkehrswege (welche sich bekanntlich noch in einem sehr traurigen Zustand befinden) und der Handel sind noch ungenügend erforscht. Die Bedeutung verschiedener Städte ist bis jetzt fast ausschliesslich vom administrativen Standpunkt aus betrachtet worden; über ihre Bedeutung für das wirthschaftliche und geistige Leben wissen wir sehr wenig. Die Kenntniss der nördlichen Landestheile ist in der letzten Zeit von russischen Reisenden gefördert worden. So giebt Strelbitzki eine ausführliche Beschreibung des Handelsweges von Chailar nach Zizichar, welchen vor ihm seit Lange (im vorigen Jahrhundert) kein Europäer betreten hat. Besonders wichtig sind seine Angaben über den Jahrmarkt in Kantschur, welcher den Handel zwischen den südöstlichen Landestheilen und China einerseits und der nördlichen Mandschurei und Transbaikalien andererseits vermittelt. Es wäre sehr erwünscht, über das Verhältniss des Herbstmarktes von Zizichar zu diesem Sommermarkt nähere Auskunft zu erhalten. Auch

---

[1] The Long White Mountain, p. 168.

[2] Die übrigen Gewerbe, welche alle genau besprochen werden, scheinen, selbst die Seidencultur nicht ausgenommen, für das wirthschaftliche Leben des Landes bis jetzt keine grosse Bedeutung zu haben.

die Wege von Poltawskaja über Ninguta und Omoso nach Kirin und von Omoso nach Huntschun werden in russischen Berichten ausführlich beschrieben; überall wird russisches Papiergeld angenommen und den russischen Silbermünzen vorgezogen. Die commercielle Bedeutung der Stadt Kirin muss noch aufgeklärt werden; ebenso wichtig wäre ein genauer Bericht über die Stadt Petuna, wo Mongolen, Mandschu und Chinesen, Nomaden, Jäger und Ackerbauer neben einander leben; die Bekanntschaft mit den Verhältnissen dieser Stadt könnte uns manche wichtige Frage beantworten helfen. Der im Osten an Petuna grenzende fruchtbare Bezirk, die Kornkammer der Mandschurei, ist sehr wenig bekannt; über die Lage verschiedener Flüsse und Städte besitzen wir nur widersprechende Nachrichten. Das östlich von Kirin, seitwärts von der Hauptstrasse gelegene Gebiet ist von mehreren Reisenden besucht worden, bedarf aber noch einer genaueren Erforschung. Kein Reisender beschreibt z. B. die Stadt O-do-tscheng (jetzt unter dem Namen Tun-hoa-sien zum Hauptort eines Bezirks erhoben). Die Lage der Stadt Butcha, Hauptort eines Bezirks, ist ganz unbekannt, obgleich sie von der russischen Grenze nicht weit entfernt ist. Ein Verzeichniss der Wege und Stationen in der Provinz Schingking wird nach der chinesischen Karte dieser Provinz gegeben (im Anhang, Nr. 5, werden dieselben Namen in chinesischer Schrift angeführt). Auf europäischen Karten bildet die Gegend an der Pallisadengrenze mit der Mongolei einen weissen Fleck; nach chinesischen und japanischen Karten giebt es hier schon eine grosse Zahl bewohnter Orte, und ist die chinesische Cultur hier in voller Entwickelung begriffen. Ebenso wenig ist die Gegend an der Ostgrenze der genannten Provinz erforscht. Was die Ausdehnung des Handels betrifft, so bezieht sich fast Alles, was wir darüber wissen, auf den Handel mit europäischen Waaren; über den Handelsverkehr der Eingeborenen unter einander ist nur Weniges bekannt geworden.

Band X der »Zapiski der orientalischen Section der Kais. russ. arch. Ges.« enthält über Ostasien Folgendes:

1. S. Oldenburg, Zum Gedächtniss von J. Minajew. Nur ein Theil der wissenschaftlichen Thätigkeit des bekannten Indianisten wird hier betrachtet, nämlich seine Religionsstudien. Noch als Student beschäftigte er sich mit der Frage, welche Bedeutung Glauben und Dogma für das menschliche Leben haben. Nachdem er sich kurze Zeit chinesischen Studien gewidmet hatte, richtete sich seine Aufmerksamkeit auf Indien, das Land der Religionen κατ' ἐξοχήν. Seine Bibliotheksstudien in Paris und London führten ihn zur Erforschung des Buddhismus, welcher er seine besten Kräfte gewidmet und dabei die schönsten Erfolge erzielt hat. In seinen letzten Lebensjahren hielt er an der Universität St. Petersburg Vorlesungen über indische Religionsgeschichte. Ein Theil der ersten Vorlesung wird hier nach den Heften des Professors mitgetheilt; in diesem Fragment wird die Frage über die Bedeutung des in Europa fast verschwundenen, in Asien noch immer seine schöpferische Kraft bewahrenden religiösen Gefühls besprochen.

2. J. Minajew, Buddhistische Studien (aus dem Nachlass des verstorbenen Gelehrten). Enthält die Übersetzung einer Erzählung aus dem Suttanipāta (Fausböll, pp. 74—78), mehr als zehn Jahre vor dem Erscheinen der Fausböll'schen Ausgabe geschrieben, und einiger Erzählungen aus dem Mahāvagga über die Meditationen Buddha's unter den Bäumen Bodhi, Nigrodha, Mucalinda und Rajayatana, über die Bitta Brahma's und die ersten Predigten Buddha's.

3. W. Barthold, Entstehung des Reiches von Tschingiz-Chan (Habilitationsvorlesung). Mit Benutzung der officiellen mongolischen Geschichte (bei Raschid-ad-din und im Yüan-schï), des nach seiner Ansicht in aristokratischen Kreisen entstandenen Epos Yüan-tschao-mi-schï, der chinesischen (Meng-hung) und muhammedanischen (Dschuweini und Dschuzdschani) zeitgenössischen Berichte sucht der Verfasser ein Bild vom Zustand der Mongolei am Ausgang des XII. Jahrhunderts zu entwerfen und den Gang der Vereinigung aller mongolischen Stämme unter der Gewalt Temudschin's zu schildern. Die Mongolei war schon damals grösstentheils von mongolischen, nicht, wie Howorth zu beweisen sucht, von türkischen Stämmen bewohnt; die vielen türkischen Titel und Eigennamen deuten nur auf den auch sonst bezeugten Einfluss der türkischen Cultur auf die Mongolen; es giebt auch türkisch-mongolische Titel (Nor-Bujuruk-Chan bei den Tataren am Buir-Nor). Die grösste Macht besass im östlichen Theil der Mongolei im XII. Jahrhundert zuerst eine von den Chinesen erwähnte mongolische Dynastie, dann der Herrscher der Tataren, zuletzt der Chan der christlichen Keraiten. An den Kämpfen gegen die Tataren unter dem Oberbefehl des Keraitenchans nahm Temudschin als Häuptling einer Schaar junger Edelleute aus verschiedenen Geschlechtern regen Antheil; nach der Niederwerfung des Gegners wurde er von seinen Anhängern zum Chan ausgerufen und trat als Nachfolger der erwähnten mongolischen Dynastie und als Grossneffe des letzten Chans auf; dieses verwandtschaftliche Verhältniss ist wahrscheinlich nur damals von Temudschin und seinen Anhängern erdichtet worden. An der Seite des Keraitenchans bewältigte Temudschin eine von seinem früheren Freunde Tschamucha geleitete demokratische Bewegung. Bald danach schlossen die Mitglieder der Keraitendynastie und die wirklichen Nachkommen der früheren mongolischen Chane, deren Eifersucht durch die wachsende Macht des Emporkömmlings geweckt war, ein Bündniss mit Tschamucha, doch ging Temudschin auch aus diesem Kampfe siegreich hervor. Die östliche Mongolei befand sich jetzt in der Gewalt Temudschin's; ein Versuch Tschamucha's, ihm unter den westlichen Mongolen, den Naimanen, neue Gegner zu erwecken, führte zur Unterwerfung des westlichen Theiles des Landes; 1206 hielt Temudschin seinen ersten Kurultai als Beherrscher der ganzen Mongolei, nahm den Titel Tschingiz-Chan an (nach der Sage ist dieser Titel schamanistischen Ursprungs) und gab dem Reich eine feste Verfassung.

Die Herrschaft blieb in den Händen der nächsten Anhänger Tschingiz-Chans, mit deren Hülfe das neue Reich gegründet worden war. Eine geringe Zahl dem Chan unmittelbar nahe stehender, ihm blindlings ergebener

Männer, führte den Oberbefehl in verschiedenen Gegenden. In seinen Anreden wendet sich Tschingiz-Chan stets nur an seine Verwandten und nächsten Kampfgenossen, niemals an das ganze Volk. Die Bedeutung der persönlichen Leibwache des Herrschers lässt sich in der Geschichte aller mongolischen Reiche bis zu ihrer Auflösung verfolgen. Als nach Erweiterung des Reiches das Bedürfniss nach einer geordneten Civilverwaltung fühlbar wurde, konnte Tschingiz-Chan die Leute dazu in seiner unmittelbaren Umgebung natürlich nicht finden und musste sich an die Vertreter einer höheren Cultur wenden; zu diesem Zweck wählte er die Uiguren, deren Sitten denen der Mongolen am nächsten standen. Doch befahl der Chan, dass die jungen mongolischen Edelleute, selbst seine eigenen Söhne, Schrift und Litteratur der Uiguren erlernen sollten; augenscheinlich wollte er es seinen Nachfolgern möglich machen, auch die Civilverwaltung durch dem Throne unmittelbar nahe stehende Personen zu führen. Da jedoch die Mongolen dem Nomadenleben treu blieben, war es ihnen nicht möglich, sich die Cultur der Besiegten anzueignen; auch haben es die Nachfolger des grossen Chans nicht verstanden, sein Werk in demselben Sinne fortzusetzen. Ohne in dieser Hinsicht ein einheitliches System zu befolgen, liessen sie ihre Söhne durch Uiguren, Perser und Chinesen erziehen; selbst Tschingiz-Chans nächster Nachfolger gab einem seiner Söhne eine christliche, dem anderen eine muhammedanische Erziehung. Solche Fehler mussten natürlich die auch durch andere Umstände geförderte Zertheilung des Weltreiches beschleunigen. Nur solange die Generation, welche unter dem persönlichen Einfluss des grossen Chans stand, noch nicht ausgestorben war, konnte das Reich zusammengehalten werden. Wie im Privatleben der Nomaden, gilt auch in ihren Reichen das Princip des gemeinsamen Besitzes eines ganzen Geschlechts; gewinnen dagegen der Reichthum und die Macht einzelner Mitglieder des Geschlechts eine solche Höhe, dass sie des Beistandes ihrer Verwandten nicht mehr bedürfen und, wie sich der Verfasser der Orchon-Inschriften ausdrückt, »der jüngere Bruder den älteren, der Sohn den Vater nicht mehr kennt«, ist ein Zerfallen des Geschlechts unvermeidlich. Als sich ein solches Verhältniss zwischen den Mitgliedern des mongolischen Herrscherhauses gebildet hatte, musste das von Tschingiz-Chan gegründete Reich in mehrere selbständige Monarchien zerfallen.

4. A. Pozdnejew, Kalmückische Märchen; Text und russische Übersetzung (Fortsetzung). Es werden hier drei Märchen erzählt: 1. Ö-Zandan-Noion und seine Gattin, die weisse Schwanjungfrau; 2. Die hermaphroditische Königstochter; 3. Die beiden Anandas (Maler und Zimmermann).

5. J. Minajew, Märchen von Taneschah, in Haiderabad nach der Erzählung eines Muhammedaners niedergeschrieben[1] (aus dem Nachlass des verstorbenen Gelehrten). Taneschah, Statthalter des Grossmoguls in Haiderabad, lernte auf der Jagd einen Heiligen kennen, der als Schafhirt auf

[1] Der Herausgeber (S. Oldenburg) macht auf eine sehr ähnliche Sage aufmerksam, welche von Minajew in seinem Buch »Das alte Indien« (russisch, pp. 97—98) erzählt wird.

einem Berge lebte. Um dem Statthalter seine Macht zu zeigen, verbrannte der Heilige in seiner Gegenwart die Excremente seiner Schafe und verwandelte die Asche in Gold; mit diesem Golde wurde die Festung Golkonda erbaut.

6. S. Oldenburg, Zur Frage über Spuren des Mahâbhârata in der buddhistischen Litteratur. Enthält einige Ergänzungen zum Capitel über »das Mahâbhârata bei den Buddhisten und Jaina« in Dahlmann's Werk »Das Mahâbhârata als Epos und Rechtsbuch« (S. 132—136), nach der Vidhûrapaṇḍitajâtaka (W. 537), der Kumbhajâtaka (512) und dem Divyâvadâna (S. 560). Eine Erzählung, welche im Mahâbhârata in zwei Versionen (Buch XIII, Cap. 93 und 94) vorkommt, findet sich noch auf dem Stupa von Bharhut (unter dem Titel Bhisaharaniya), in der Pâli-Sammlung (Bhisajâtaka, Fausböll IV, 304—314, Nr. 488) und im Jâtakamâlâ[1]. Dadurch wird die Existenz des Anuçâsanaparvan zur Zeit der Erbauung des Stupa von Bharhut nachgewiesen. Der Artikel schliesst mit der Bemerkung des Verfassers, dass Dahlmann, nach dem Vorbilde Bühler's, dem Studium des Mahâbhârata eine feste Grundlage zu geben sucht und alle Theorien über die angeblich späte Entstehung dieses grossartigen Denkmals indischer Poesie siegreich widerlegt.

Recensionen.

1. W. Wassiljew, Geographie Tibets, aus dem tibetischen Werke von Mintschul-Chutuchta übersetzt. St. Petersburg 1895; angezeigt von S. Oldenburg. — Die Übersetzung ist noch in den vierziger Jahren gemacht worden, doch hat das Buch des tibetischen Geographen (gest. 1839) auch jetzt einigen Werth, da es über die Heiligthümer Tibets, mit Ausnahme Lhassas (hier verweist der Verfasser seine Leser auf bekannte Schriften), manche neue Nachricht giebt. Dem Werke ist eine Geographie Nepals und Indiens beigegeben; was die Tibetaner über diese Länder berichten, ist grösstentheils ihren heiligen Schriften und den Erzählungen der chinesischen Pilger entnommen.

2. Robert Sewell and Śankara Bâlakṛishṇa Dîkshit, The Indian Calendar with Tables for the Conversion of Hindu and Muhammedan into A. D. dates and vice versâ. With Tables of Eclipses visible in India by Dr. R. Schram. London 1896; angezeigt von S. Oldenburg. — Ein dem im Titel angegebenen Zweck vollständig entsprechendes, für jeden Indianisten unentbehrliches Handbuch; die den Tabellen beigegebenen Erklärungen lassen an Deutlichkeit und Einfachheit nichts zu wünschen übrig.

3. The Tarikh-i-Rashidi of Mirzá Muhammad Haidar, Dughlát; a history of the Moguls of Central Asia. An english version, edited, with commentary, notes and map by N. Elias, H. M. Consul-General for Khorasan and Sistan. The translation by E. Denison Ross. London 1895; angezeigt von W. Barthold. — Das in der Litteratur Ostturkestans einzig dastehende Werk wird hier, wenige Ungenauigkeiten ausgenommen, mit

[1] Ed. Kern 108—116 (XIX), übers. von Speyer, Sacred Books of the Buddhists, London 1895, pp. 154—164.

genügender Treue wiedergegeben; dagegen enthalten die historische Einleitung und die Anmerkungen eine grosse Zahl irrthümlicher Angaben. In seiner Darstellung der mongolischen Geschichte folgt N. Elias grösstentheils seinen Landsleuten, Howorth und Oliver. Das bekannte Riesenwerk des Ersteren muss, wenigstens was den hier in Frage kommenden Theil desselben betrifft, unbedingt als ein Rückschritt gegen d'Ohsson bezeichnet werden; die von ihm in die Arbeit seines Vorgängers eingetragenen grundlosen Hypothesen und willkürlichen, weder durch die Geschichte noch durch den heutigen Zustand des Landes gerechtfertigten Deutungen sind keineswegs dazu geeignet, dem Leser eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung von der Geschichte der Mongolen zu geben. Oliver's Abhandlung über die Geschichte Dschagatai's und seiner Nachfolger[1] ist trotz mancher Fehler durchaus brauchbar; bei der Benutzung dieser Abhandlung trägt aber Elias Manches ein, was bei Oliver nicht steht und sich bei einer Prüfung als falsch erweist. Einige chronologische Fehler hätten selbst nach Lane Poole's Handbuch berichtigt werden können. Ebenso viel Irrthümer enthalten die Capitel ethnographischen Inhalts; auch in den von H. Howorth eingefügten Anmerkungen sind nur Hypothesen ausgesprochen, deren Haltlosigkeit selbst bei oberflächlicher Prüfung deutlich erscheint. Recensent ist der Ansicht, dass das Buch wenig verloren hätte, wenn es ohne diese Einleitung und diese Anmerkungen erschienen wäre.

N. Aristow, Bemerkungen über die ethnischen Bestandtheile der türkischen Stämme und Völkerschaften und Nachrichten über die Zahl der Türken. St. Petersburg 1897[2]. — Diese Arbeit ist zuerst in der »Shivaja Starina«[3] für 1896 erschienen; es behandelt die Frage über die Herkunft der türkischen Völker und über die Mischungen mit fremden Rassen, durch welche die Verschiedenheiten im Typus des Türken entstanden sind. Ausser den historischen Nachrichten werden die bei verschiedenen Völkern vorkommenden Geschlechtsnamen und die betreffenden Siegel (Tamga) berücksichtigt; wenn eine Anzahl Familien sich von ihrem Geschlecht trennt und ein selbständiges Geschlecht bildet, wird die Tamga des alten Geschlechts beibehalten und nur mit einigen Zusätzen versehen; deshalb können wir in diesen Siegeln einen Hinweis auf die Abkunft der betreffenden Geschlechter finden. Übrigens sind sowohl Geschlechtsnamen als Siegel der Türkenvölker noch nicht genügend erforscht.

---

[1] Journal of the R. A. S., vol. XX, New Series.

[2] Mit wenigen Ausnahmen beherrscht der Verfasser vollkommen nicht nur die russische, sondern auch die westeuropäische Litteratur über den von ihm behandelten Gegenstand. Wir dürfen deshalb seine Arbeit nicht mit Schweigen übergehen, obgleich wir weder mit seinen Ansichten übereinstimmen noch die Methoden seiner Forschung billigen können.

[3] D. h. der bekannten von der Kais. russ. geogr. Ges. herausgegebenen ethnographischen Zeitschrift. — Der Ausdruck selbst bedeutet ungefähr soviel wie »Folklore« eigentlich »Überreste« (survivance).

Als älteste Türkenvölker werden neben den Hunnen (Hiung-nu) die Usun und die Kangli (Kang-kü) erwähnt. Von den Zeitgenossen der eigentlichen Türken (Tu-küe) des VI. Jahrhunderts werden die Tataby (die Hi oder Ku-mo-hi der Chinesen) und die Tataren für türkische Völker gehalten; erstere erscheinen in der Mongolenzeit unter dem Namen der Ongut oder der weissen Tataren (jetzt die völlig mongolisirten Onijut). Zu den sogenannten Kao-kü-Stämmen gehörten vielleicht auch die Izgil, die Parpurim (die Fu-fu-lo der Chinesen?) und die Kurikan. Die Stämme des westlichen Türkenreiches zerfielen später in die Du-lu und die Nu-schi-pi. Das Wort Du-lu kommt schon im V. Jahrhundert als Name eines Kao-kü-Stammes vor und kann mit Du-lo (dem Geschlechtsnamen der bulgarischen Fürsten) und mit Dulat (jetzt ein mächtiger Stamm in derselben Gegend) zusammengestellt werden. Die Namen der Stämme Nu-schi-pi erinnern an die jetzigen Geschlechtsnamen der Kara-Kirgizen; wahrscheinlich sind die Nu-schi-pi mit den Usun identisch, und war der eigentliche Name des Volkes immer Kyrgyz.

Im VIII. Jahrhundert ging die Herrschaft im Osten an die Uiguren, im Westen an die Karlyk über; die Ursitze der letzteren werden durch den Fluss gleichen Namens, einen Nebenfluss des Tscharysch (im Altai) bezeichnet. Am Anfang des XI. Jahrhunderts eroberten die Karlyk das Reich der Samaniden. Im Osten ist die ganze Mongolei, mit Ausnahme des äussersten Nordostens, bis zur Zeit Tschingiz-Chans türkisch geblieben; die Kerait (Kireer), Naiman, Merkit, Oirat, die Tataren u. a. waren sämmtlich Türken. Nach der Unterwerfung aller dieser Völker durch Tschingiz-Chan wurden diejenigen von ihnen, welche in ihren früheren Wohnsitzen geblieben waren, wahrscheinlich schon im XIII. Jahrhundert mongolisirt. Ein grosser Theil war nach Westen ausgewandert; auch dieser Bewegung wurde noch im XIII. Jahrhundert durch die Bildung eines selbständigen mongolischen Reiches in Mittelasien unter Kaidu ein Ende gemacht. Die langjährigen Kriege zwischen Kaidu und Kubilai gaben den mongolisirten Türkenstämmen der westlichen Mongolei eine feste militärische Organisation, aus welcher das Volk der Kalmak hervorgegangen ist.

Die aus der Mongolei verdrängten türkischen Stämme mussten ihrerseits die Westtürken zu einem weiteren Vorschub nach Westen veranlassen. Schon früher hatten sich von den Kangli die Kiptschak getrennt, deren Siegel eine Verdoppelung des Siegels der Kangli darstellt; von den Kangli stammen wahrscheinlich auch die übrigen in den arabischen, byzantinischen und russischen Quellen erwähnten Stämme ab, wie die Guzen oder Kumanen und die Kimak. Die Auswanderung der türkischen Stämme aus der Mongolei musste sich natürlich in geographischer Ordnung vollziehen, was durch die jetzigen Wohnsitze der Naiman, der Merkit und der Kireer im Allgemeinen bestätigt wird. Zur Zeit der Mongolenherrschaft führte das Streben der türkischen Stämme im Ulus Dschutschi nach Selbständigkeit zur Bildung zweier grosser Stammverbände, der Uzbeken und Kazaken. Durch das Vordringen der Kalmak im XVII. und XVIII. Jahrhundert wurden die Kazaken in die Gegend westlich vom Balkhasch, die Kara-Kirgizen nach

Fergana und dem Alai-Gebirge verdrängt; zugleich vollzog sich die Trennung der Kazaken in drei grosse Abtheilungen. Die ältesten Stämme, wie die Dulat und die Kangli, bildeten die ältere (grosse) Horde, die späteren Ankömmlinge, wie die Naiman und die Kireer, die mittlere, von welcher sich noch später die Stämme der jüngeren (kleinen) Horde getrennt haben. Nach der Auflösung des Dzungarenreiches kehrten sowohl die Kazaken wie die Kara-Kirgizen in ihre früheren Wohnsitze zurück.

Ein besonderes Capitel wird den Mischungen türkischer Stämme mit fremden Völkern gewidmet. Als solche werden zuerst die von den Chinesen Ting-ling genannten Vorfahren der Jenissei-Ostjaken angeführt, welche den Typus der Kirgizen und anderer Völker beeinflusst haben; dann die Samojeden in der Gegend um das Sajan-Gebirge. Ausserdem kann eine Vermischung mit Tungusen im Osten (bei den Tataren, den Ongut und den Dschalair), mit Tibetanern im Süden und mit finnischen Völkerschaften im Nordwesten angenommen werden. Die Oirat sind wahrscheinlich aus einer Vermischung der Türken mit Samojeden und Mongolen entstanden. Ausserhalb der Mongolei war der mongolische Einfluss nur gering, da in den Reichen Dschutschi's und Dschagatai's die Mongolen nur einen sehr geringen Theil der Bevölkerung bildeten. Die nach China ausgewanderten Hunnen, Tu-kiu und Uiguren haben Sprache und Sitten der Chinesen angenommen; von ihnen stammen wahrscheinlich die Dunganen ab.

Nach diesem historischen Überblick werden die heutigen Türkenstämme betrachtet. Aus diesem Theil werden wir nur diejenigen Angaben anführen, welche die im ersten Theil gegebene historische Darstellung ergänzen[1].

Zu den alten Türkenvölkern müssen noch die Saker hinzugefügt werden, deren Spuren wir in dem Namen des kara-kirgizischen Geschlechtes Sajak, des Geschlechtes Sagai im Jenissei-Gebiet und in dem der Jakuten (Sacha) finden. Die Jakuten nennen sich selbst noch Urangai-Sacha, was noch deutlicher darauf hinweist, dass sie in ihre jetzige Heimat aus dem Gebiet des oberen Jenissei eingewandert sind.

Von den Hauptstämmen, aus welchen sich das Volk der Kirgiz-Kazaken gebildet hat, wird der Stamm Argyn von Raschid-ad-din nicht genannt, doch kommt der Name schon im Yüan-schï[2] vor; der Stamm bestand also schon zur Zeit Tschingiz-Chans. Die Argyn sind wahrscheinlich mit den Basmyl der Orchon-Inschriften identisch; nach Marco Polo bedeuten die Worte Gasmul (bei Du Cange[3] Basmoule oder Gasmoule) und Argon soviel wie Mestize; der Stamm muss sich daher aus mehreren Geschlechtern verschiedener Abkunft gebildet haben.

Die Kara-Kirgizen haben sich wahrscheinlich noch vor dem III. Jahrhundert v. Chr. von den Jenissei-Kirgizen getrennt und die Stammgemeinschaft

[1] Die statistischen Berechnungen über verschiedene Türkenvölker brauchen wir nicht zu erwähnen; sie beziehen sich fast sämmtlich auf eine frühere Zeit (nicht später als 1885); die neueste Volkszählung wird uns wahrscheinlich der Wahrheit näher stehende Zahlen geben.

[2] Journal of the China Branch of the R. A. S., X, 24.

[3] Glossarium ad scriptores mediae et infimae Graecitatis.

der Usun gebildet. Einige Stammnamen gehören noch der Zeit an, als das Volk das Sajan-Gebirge bewohnte, z. B. der Name Bagysch (Elenthier); das betreffende Thier kommt im T'ienschan nicht vor. Der Name des Geschlechts Etigen stammt wahrscheinlich von dem in den Orchon-Inschriften erwähnten Gebirge Ütükän.

Als die erste Massenbewegung der türkischen Stämme nach Europa muss der Zug der Hunnen (III. und IV. Jahrhundert n. Chr.) bezeichnet werden. Den Hunnen haben wahrscheinlich die Reiche der Chazaren und Bulgaren ihre Entstehung zu verdanken. Im XI. Jahrhundert öffneten die Feldzüge der Seldschuken den mittelasiatischen Türken einen neuen Weg zur Erlangung von Ruhm und Beute und gaben der Völkerbewegung eine andere Richtung. Im XIII. Jahrhundert vereinigten sich mit den Türken Osteuropas die Kiptschak und die Altschin, welche die Hauptmasse der Krieger Dschutschi's und seiner Nachfolger bildeten. Zur Zeit der Auflösung des Ulus Dschutschi führten alle Türkenstämme vom Ural und Kuban bis zur Donau den gemeinsamen Namen der Nogaier. Die Stammgemeinschaft der Uzbeken hat sich in Mittelasien aus Angehörigen derselben Stämme wie die Stammgemeinschaft der Kazaken gebildet, enthielt aber eine grössere Zahl mongolischer Elemente; nach der Eroberung Transoxaniens haben sich mit den Uzbeken die dortigen türkischen Stämme vereinigt. Die Zahl der Geschlechter ist deshalb bei den Uzbeken sehr gross; auch anthropologisch bilden sie keinen einheitlichen Typus.

Die südwestlichen Türken, wie die Turkmenen, die Osmanen und die Türken Irans, stammen sämmtlich von den Kangli ab; auch Seldschuk gehörte nach Raschid-ad-din zu diesem Stamme[1]. Der Name Oguz, welchen nach den Orchon-Inschriften mehrere Stämme in der Mongolei führten, ist von den westlichen Türkenstämmen nicht vor dem VIII. Jahrhundert angenommen worden. Als ein grosser Theil der Kangli sich den Karlyk unterworfen hatte, wollten die Stämme am unteren Lauf des Syr den Namen Kangli nicht weiter führen und wählten zur Bezeichnung ihres Volkes den Namen ihres Totems (Onkon) Oguz (eigentlich Stier).

Im Schlusscapitel werden die bisher bekannten anthropologischen Messungen und die linguistischen Classificationen von W. Radloff und A. Vambéry angeführt, von denen ersterer der Vorzug gegeben wird. Trotz ihrer Ungenügendheit sollen die anthropologisch und linguistisch festgestellten Thatsachen im Allgemeinen die Ansichten des Verfassers bestätigen.

Die Zeitschrift »Shivaja Starina«[2] für 1897 enthält eine Abhandlung von A. Makarenko über »Volksmedicin im Gemeindeverband (Wolost)

---

[1] Diese Behauptung wird durch kein Citat bewiesen. Die Abhandlung von Houtsma über die Ghuzenstämme (W. Z. K. M. II, 219—233) scheint dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein.

[2] Wie im Bericht für die »Westasiatischen Studien«, lassen wir die wissenschaftlichen Publicationen der Geographischen Gesellschaft unerwähnt, da über sie in den »Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde« referirt wird.

Ushur (Kreis Atschinsk, Gouvernement Jenisseisk)«. Der Verfasser hat die betreffende Gegend selbst besucht; alle von ihm erwähnten Heilmittel sind ihm von den Bauern selbst mitgetheilt worden und werden womöglich mit ihren eigenen Worten wiedergegeben. Wie der Verfasser bemerkt, können einige von diesen Heilmitteln vielleicht vernünftig und zweckmässig genannt werden, im Allgemeinen jedoch verdanken sie ihre Entstehung rohen und abergläubischen Vorstellungen, und soll deshalb die vorliegende Arbeit dazu beitragen, dass das Bedürfniss nach wirklicher ärztlicher Hülfe, welche dem Volk bis jetzt grösstentheils unzugänglich bleibt, möglichst bald befriedigt werde. Die hauptsächlichsten Krankheiten sind das Fieber, welches als »Gevatterin« (Kumuschka) bezeichnet wird und nach dem Volksglauben wie die Cholera häufig die Gestalt eines hässlichen, schlecht gekleideten alten Weibes annimmt, und die Pocken, welche häufig epidemisch auftreten. Bei solchen Epidemien wird die Krankheit von den Müttern angerufen und in ihre Häuser eingeladen; auch werden Kinder neben Pockenkranke hingelegt; augenscheinlich gilt bei der herrschenden Noth der Tod eines Kindes oft als erwünscht. Einen wichtigen Theil der Volksmedicin bildet natürlich die Geburtshülfe; die Weiber gebären stehend oder knieend, niemals liegend.

Im »Journal des Ministeriums für Volksaufklärung« sind folgende zwei Abhandlungen erschienen:

1. S. Oldenburg, Die erste Encyklopaedie für indische Philologie (im Juni-Heft); Anzeige des von G. Bühler herausgegebenen »Grundrisses der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde«. Wie Recensent hervorhebt, bilden schon die Namen der Mitarbeiter grösstentheils eine Bürgschaft für die musterhafte Ausführung des grossartig entworfenen Unternehmens. Selbstverständlich können nicht alle Theile der Enclyklopaedie auf gleiche Bedeutung Anspruch erheben. Während in einigen Abschnitten neues Material bearbeitet und die Wissenschaft durch neue Beiträge bereichert wird, enthalten andere Bände (von den bisher erschienenen besonders die Arbeiten von Speyer und Grube) nur eine Umarbeitung und Verkürzung früher erschienener Monographien. Zu den Werken der ersten Kategorie gehören die von Kern, Hillebrandt, Jolly und Bühler gelieferten Beiträge. Trotz der reichhaltigen Litteratur des Gegenstandes bildet Kern's »Buddha« einen ganz neuen Versuch, die verschiedenen Richtungen in den buddhistischen Studien zu vereinigen; zum ersten Mal wird in einem allgemeinen Werk über den Buddhismus die Arbeit Minajew's nach Verdienst gewürdigt.

2. D. Pozdnejew, Grundzüge des staatlichen Lebens von China im XIX. Jahrhundert (Juli-Heft; Antrittsvorlesung, in der Universität St. Petersburg am 9. November 1896 gehalten). Der Verfasser untersucht die Frage, welche Folgen die Annäherung an die europäische Cultur für China gehabt hat und inwiefern der Organismus des Staates von der neuen Richtung beeinflusst worden ist. Nachdem Hochasien von Russland, Indien,

Malacca und Birma von England, Hinterindien von Frankreich, die Philippinen von Spanien in Besitz genommen waren, musste die Abgeschlossenheit Chinas ein Ende erreichen; doch konnte der europäische Handel nur nach einem militärischen Zusammenstoss eine bedeutende Ausdehnung gewinnen. Wegen des Opiumhandels, der unmittelbaren Ursache dieses Krieges, ist das Eindringen der Europäer in China häufig als grausame Gewaltthat bezeichnet worden; der Krieg war aber schon darum unvermeidlich, weil die chinesische Regierung nur durch dieses Mittel gezwungen werden konnte, die Europäer als gleichberechtigte Menschen anzuerkennen und die Grundanschauung aufzugeben, auf welcher ihr Staatswesen beruht, nämlich dass die Welt von ihrem Kaiser beherrscht wird und alle übrigen Herrscher nur dessen Vasallen sind.

Für die Ausdehnung, welche der europäische Handel in China jetzt gewonnen hat, giebt die Blüthe des Mittelpunktes dieses Handels, der Stadt Schanghai, den besten Beweis. Auch für das geistige Leben Chinas ist der Verkehr mit dem Westen nicht ohne Folgen geblieben, wie schon die Erfolge der beiden Religionen des Westens, des Islams und des Christenthums zeigen. Schon vor 20 Jahren hielt es Wassiljew für möglich, dass China allmählich ein muhammedanisches Reich werden würde; seitdem ist nichts geschehen, was dazu geeignet wäre, diese neuerdings von Dabry de Thiersaut[1] wiederaufgenommene Hypothese als haltlos zu beseitigen. Der Verkehr mit ihren Glaubensgenossen in Indien, Russland und Westasien macht die chinesischen Muhammedaner zu Pionieren der europäischen Cultur, welcher sie sich viel zugänglicher erweisen als ihre andersgläubigen Landsleute. Die Verbreitung des Christenthums hat bis jetzt noch grosse Hindernisse zu bekämpfen; doch umfasst jetzt die Thätigkeit der katholischen und protestantischen Missionare alle Provinzen des Reiches; ganz spurlos kann eine solche Thätigkeit nicht vorübergehen. Der Einfluss christlicher Anschauungen auf den T'aip'ing-Aufstand kann mit vollkommener Sicherheit verfolgt werden[2].

Von den Veränderungen in der allgemeinen Verwaltung des Landes muss die Schaffung neuer Behörden für die auswärtigen Angelegenheiten und das Seewesen angeführt werden; an Bedeutung kommen diese Behörden jetzt den von Alters her bestehenden sechs Ministerien gleich. Die Zollgebühren bilden die wichtigste Einnahmequelle der chinesischen Regierung und haben das Ansehen der Dynastie mehr gefördert als alle Kriegsthaten der früheren Herrscher. Die Verwaltung der Provinzen, welche an Bevölkerungszahl viele unabhängige Reiche übertreffen, liegt nach wie vor in den Händen der General-Gouverneure, von denen bis jetzt nur zwei, Li-hung-tschang und sein beständiger Widersacher Tschang-tschï-tung Maassregeln zur Einführung der europäischen Cultur ergriffen haben. Ersterer will die Europäer zur unmittelbaren Theilnahme an den Reformen herbei-

[1] Le Mahométisme en Chine.

[2] T. T. Meadows, The Chinese and their rebellions, ch. VI p. 85 und die Handschriften des British Museum (Sammlung T'ai-p'ing-t'ien-kuŏ).

ziehen, letzterer sucht überall, wo es nur möglich ist, die Europäer durch Chinesen zu ersetzen.

Dies ist Alles, was sich von den Erfolgen der europäischen Cultur in China berichten lässt. Dagegen muss man auf den Nimbus hinweisen, von welchem die Grundprincipien der chinesischen Cultur in den Augen jedes Chinesen umgeben sind, und auf die Bedeutung derjenigen Seiten des chinesischen Lebens, welche vom europäischen Einfluss bis jetzt unberührt geblieben sind. Selbst der nach Reformen im europäischen Sinn strebende Tschang-tschï-tung giebt als Endzweck dieser Reformen die Vertreibung der Ausländer an. Obgleich die 23 offenen Häfen jährlich von Tausenden europäischer Schiffe besucht werden, hat dieser Verkehr im Vergleich mit dem von Millionen chinesischer Dschunken betriebenen Cabotagehandel und mit der Flussschiffahrt nur geringe Bedeutung. Das von Europäern besuchte Küstengebiet kommt weder an Flächenraum noch an Bevölkerungszahl den von keinem europäischen Einfluss berührten entlegenen Provinzen gleich; im Allgemeinen werden die in China consumirten Waaren nach wie vor im Lande selbst producirt. Die im Innern des Landes entstandenen Bewegungen, wie die von den geheimen Gesellschaften organisirten Aufstände gegen die Mandschu-Dynastie, der Kampf mit den Seeräubern, die muhammedanischen Kriege haben unvergleichlich mehr Opfer gefordert als alle Kriege mit europäischen Mächten. Die drei Landesreligionen, der Confucianismus, die Lehre vom Tao und der Buddhismus haben dem Westen bis jetzt nicht die geringsten Zugeständnisse gemacht. Auch die Verwaltung wird, obgleich einige neu eingerichtete Behörden nach europäischer Art organisirt sind, im Allgemeinen nach wie vor in streng nationalem Sinne geführt. Der Ausgang des Kampfes zwischen den zwei entgegengesetzten Strömungen des chinesischen Staatslebens bleibt also mindestens zweifelhaft. Doch muss man noch mit einer dritten maassgebenden Kraft, mit dem wachsenden Einfluss Russlands rechnen. Unparteiische Forscher wie Elisée Reclus[1], geben zu, dass die Russen im Orient auf grössere Erfolge als die Westeuropäer hoffen können. Die Bevölkerung Sibiriens verschmilzt allmählich zu einem Volke, welches, im Gegensatz zu Westeuropa, für den Geist der orientalischen Völker ein wirkliches Verständniss besitzt. Durch Vermittelung der Russen lernen die Völker Sibiriens die europäische Cultur kennen und werden ihrerseits einen gleichen Einfluss auf ihre Stammgenossen in der Mongolei und in der Mandschurei ausüben. Dadurch werden diese Länder und später China selbst dem Einfluss Russlands, des beständigen und nächsten Nachbars des chinesischen Reiches, erschlossen, während die westeuropäischen Mächte in China ewig nur als Fremde betrachtet sein werden.

[1] La Russie, la Mongolie et la Chine. Revue des Revues 1895, Nr. 10.

II.

Kazan. — Krasnojarsk. — Minussinsk. — Irkutsk.

Die »Gelehrten Nachrichten der Universität Kazan« enthalten folgende Abhandlungen über Ostasien:

1. N. Pantusow, Mittelasiatische Alterthümer. Es werden hier besprochen:

a. ein chinesischer Schriftstein vom Jahre 1755; derselbe befindet sich auf dem Berg Gadyn, am linken Ufer des Grenzflusses Sumbe, eines Zuflusses des Tekes. Hier sollen drei chinesische Officiere und 22 Soldaten ein Heer von 6500 Dzungaren in die Flucht geschlagen haben; diesen Sieg preist die in vier Sprachen[1] verfasste Inschrift. Wegen der historischen Bedeutung der Inschrift wurde der Berg 1882 von der Grenzcommission in chinesischem Besitz gelassen.

b. Ein buddhistisches Götzenbild bei den Mineralquellen Issygaty, 50 Werst von der Kreisstadt Pischpek (Gebiet Semirjetschje); dasselbe ist den mongolischen Burchanen vollkommen ähnlich und wird noch jetzt von den Kirgizen als Schutzgeist der Mineralquellen durch Opfer verehrt[2].

2. N. Katanow, Bericht über eine Reise im Kreise Minussinsk[3] (Gouvernement Jenisseisk). Die Reise wurde im Jahre 1896 im Auftrage der Universität und der Gesellschaft für Archaeologie, Geschichte und Ethnographie unternommen. Der Zweck war die Erforschung der Koibalen, Beltiren, Sagaier und Katschinzen. Alle vier Stämme wohnen am Abakan und am Jus und bilden 12 Geschlechter und 215 Ulus; in officiellen Berichten werden sie mit dem Gesammtnamen »Sagaier« bezeichnet; die Zahl der Sagaier, namentlich die Zahl der weiblichen Bevölkerung ist von früheren Forschern zu niedrig angesetzt worden. Zur Erfüllung des von W. Radloff[4] ausgesprochenen Wunsches werden 580 sagaiische Eigennamen theils türkischer, theils russischer Abkunft mitgetheilt. Der russische Einfluss äussert sich in verschiedenen Festnamen und in der Anwendung russischer Buchstaben als Siegel (Tamga); zu den bisher bekannten 2000 solcher Zeichen werden noch 79 hinzugefügt. Auf die Kleidung der Eingeborenen hat sich der russische Einfluss bis jetzt nicht erstreckt; auch hat der Kampf der Missionare gegen den Schamanismus keine Erfolge aufzuweisen. Ohne die Grundlehren dieser Religion zu untersuchen, bekämpfen die Priester nur die Gebräuche derselben; deshalb bekennen sich alle Sagaier gleichzeitig zum Christenthum und zum Schamanismus. Viele Schamanen besitzen weder

---

[1] In welchen Sprachen, wird nicht gesagt. Es wird auch eine Karte der betreffenden Gegend und eine Abbildung des Steines und der chinesischen Inschrift gegeben.

[2] Dazu eine Abbildung des Idols.

[3] Ein kurzes Resumé dieses Berichts (vom Verfasser selbst) ist den »Nachrichten der Ges. für Archaeologie, Gesch. und Ethnogr. bei der Univ. Kazan« (B. XIV, Theil 2) erschienen.

[4] Mélanges Asiatiques IX, 275.

Trommel noch Priesterkleidung und verrichten dennoch bei Nacht ihre Beschwörungen. Die schamanistischen Gebete an die Geister des Feuers, der Berge, des Wassers und des Himmels sind vom Verfasser früher mitgetheilt worden; bei seiner letzten Reise war seine Aufmerksamkeit auf die Gebräuche des Hausopfers und Höhenopfers gerichtet, welche von ihm ausführlich beschrieben werden; die betreffenden Gebete werden im Text und in russischer Übersetzung mitgetheilt; auch giebt der Verfasser eine Abbildung der himmlischen Welt, der Unterwelt und der drei Erdschichten, durch welche die beiden Welten von einander getrennt sind, nach einer Schamanentrommel abgezeichnet. Danach werden mehrere sagaiische Texte (mit russischer Übersetzung) angeführt, welche auf den Volksglauben, auf Hochzeitsgebräuche, Leichenfeier u. A. Bezug haben. Im Allgemeinen finden wir hier dieselben Anschauungen und Gebräuche wie bei den übrigen Türken und Mongolen (Geisterglaube; Wahrsagen durch Werfen von Schafknochen; der Schwan, der Kuckuck und die Krähe als heilige Vögel). Sonnen- und Mondfinsternisse werden wie bei den Mongolen dadurch erklärt, dass eine Hexe die Sonne oder den Mond rauben will. Die Schamanen rufen in ihren Gebeten nur die Geister an, niemals den höchsten Gott, Kudai (nicht identisch mit dem Geist des Himmels) oder den Herrn der Unterwelt (Aina oder Erlik-Chan). Der Verfasser theilt die Ansicht Schiefner's[1], dass die Verehrung des Kudai dem Schamanismus ursprünglich fremd war und erst unter christlichem Einfluss entstanden ist. Unter den vom Verfasser niedergeschriebenen Volkssagen befindet sich eine, welche schon von Strahlenberg[2] und G. F. Müller[3] erzählt worden ist, nämlich die Sage über die Vernichtung des Volkes der Arinen durch Schlangen, weil ein Arine sich geweigert hatte die Schlangen in seinem Boot an das jenseitige Ufer des Abakan zu bringen. Der mongolische Einfluss äussert sich auch in der Sprache der Sagaier.

Nachrichten der Gesellschaft für Archaeologie, Geschichte und Ethnographie bei der Univ. Kazan, B. XIV, Theil 2.

1. N. Katanow, Die dreizehn Monatsnamen der Sagaier (Ergänzung zu A. Schiefner's Abhandlung: »Das dreizehnmonatliche Jahr und die Monatsnamen der sibirischen Völker«[4]): Diese Namen bedeuten: 1. Windmonat (beginnt im December oder Januar); 2. Bärenmonat; 3. Anfangsmonat des Iltis; 4. Monat des kleinen Iltis; 5. Ackermonat[5]; 6. Sommermonat; 7. Birkenmonat oder Kandykmonat[6]; 8. Grasmonat; 9. Erntemonat;

---

[1] Mélanges Asiatiques III, 402.

[2] Der Nord- und Östliche Theil von Europa u. Asia, Stockholm 1730, S. 86—87.

[3] Beschreibung des Sibirischen Reiches (russisch), I. Buch, St. P. 1750, §§ 43, 44.

[4] Mélanges russes tirés du Bulletin Historico-Philologique de l'Acad. Impériale des Sciences, III, 307—342.

[5] *kyr'-ajy*; in Radloff's Wörterbuch steht irrthümlich *kara* für *kyra*.

[6] Die Pflanze Kandyk (*Erythronium dens canis*) wird von den Sagaiern als Nahrungsmittel benutzt und in Milch genossen.

10. erster Herbstmonat; 11. Monat der Abnahme des Wasserstandes (beginnt im October); 12. Rennenmonat (beginnt im October oder November); 13. grosser Frost.

2. N. Katanow, Sagaiisches Gedicht, aus einem Briefe des Sagaiers Oltok an den Herausgeber mitgetheilt. Wie bei vielen anderen Türkenvölkern wird der Reim bei den Sagaiern durch Allitteration der Anfangssilbe ersetzt. Die gewöhnlichen Versmaasse sind:

1. ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ –
2. ⏑ (⏑) ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ –
3. – ⏑ – | ⏑ – ⏑ –

W. Priklonski, Annalen des Gebiets Jakutsk, nach officiellen Documenten und historischen Quellen; Krasnojarsk 1897 (bei G. Judin); angezeigt in der Zeitung »Östliche Rundschau« (Nr. 62). Die Geschichte des Gebiets beginnt mit dem Jahre 1620, als die Existenz des Volks der Jakuten zum ersten Mal den russischen Behörden in Tobolsk bekannt wurde. Danach werden die Geschichte der Entdeckung und Colonisation des Lenagebiets, die Einrichtung der Verwaltung, die Entwickelung der Industrie und des Handels, die allmähliche Verbreitung des Christenthums erzählt. Am ausführlichsten wird das Zeitalter der Kaiserin Katharina II. behandelt, besonders die Thätigkeit G. Schelechow's und die Erwerbung der Aleuten. Das Werk ist bis 1893 fortgeführt. In der erwähnten Recension wird die Gründlichkeit der Arbeit lobend hervorgehoben; auch für die Bequemlichkeit des Nachschlagens ist durch Register der Personen- und geographischen Eigennamen gesorgt.

In der Stadt Minussinsk (Gouvernement Jenisseisk) besteht seit 1877 ein Museum für Naturgeschichte, Anthropologie, Archaeologie, Bergbau, Industrie, Landwirthschaft und Numismatik, sowie besondere Abtheilungen für allgemeine Bildung, Unterrichtswesen und Experimentalforschung. Die Jahresberichte über den Zustand dieses ältesten[1] und reichhaltigsten Museums in Sibirien werden vom Stadtrath (Duma) herausgegeben. Nach dem Jahresbericht für 1896 besass das Museum am 1. Januar 1897 im Ganzen 46094 Gegenstände (davon 1170 im Jahre 1896 neu hinzugekommene). Wegen der Betheiligung des Museums an der Ausstellung in Nishnij-Nowgorod und der dadurch hervorgerufenen Arbeiten ist für die Bereicherung des Museums im erwähnten Jahre weniger als sonst gesorgt worden; doch ist dem Museum, wie in früheren Jahren, eine grosse Zahl Geschenke zugegangen, darunter für die naturgeschichtliche Abtheilung eine Collection von Gegenständen, von N. Martjanow im südlichen Theil des Kreises Minussinsk gesammelt; für die ethnographische Abtheilung eine lettische

[1] Seitdem sind Museen in folgenden Städten Sibiriens gegründet worden: Semipalatinsk, Jenisseisk, Atschinsk, Krasnojarsk, Nertschinsk, Tobolsk, Tschita, Kjachta, Jakutsk und Irkutsk.

ethnographische Sammlung aus 237 Gegenständen (aus der Colonie Nishnjanja-Bulanka); für die archaeologische Abtheilung eine Karte des Kreises in grösserem Maassstab (von Katharina Gusew), zum Eintragen aller archaeologisch wichtigen Orte bestimmt. Der Bericht des Vorstandes enthält einige Nachrichten über die Ergebnisse der erwähnten Reise N. Martjanow's; unter Anderem wird die Beobachtung angeführt, dass die im Kreise befindlichen alten Grabstätten von verschiedenen Orten gemeinsam unterhalten, doch die Steine zu jedem Grabe aus dem Wohnorte des Verstorbenen gebracht wurden. — Seit 1878 besteht beim Museum eine öffentliche Bibliothek, welche jetzt 17669 Bände enthält.

In Irkutsk, der Hauptstadt Ostsibiriens, ist das wissenschaftliche Leben mit Ausnahme der »Ostsibirischen Section der Kais. russ. geographischen Gesellschaft« wenig entwickelt. Die 1882 von N. Jadrintzew in St. Petersburg begründete, seit 1887 nach Irkutsk übergeführte Zeitung »Östliche Rundschau« (Wostotschnoje Obozrenije) wurde Anfangs nach einem sehr weiten Programm herausgegeben, in welchem auch die wissenschaftliche Erforschung Ostasiens berücksichtigt war; wie die jetzige Redaction selbst in einem Artikel über das fünfzehnjährige Bestehen der Zeitung (Nr. 40) zugiebt, konnte dieses Programm nach der Überführung des Blattes nach Irkutsk nicht eingehalten werden. Jetzt sind alle Artikel ausschliesslich Tagesfragen gewidmet, von denen jedoch keine (wenigstens in diesem Jahre) so erschöpfend untersucht wird wie z. B. die Baumwollfrage in der »Turkestanischen Zeitung«.

Die ausführlichste Behandlung einer solchen Tagesfrage finden wir in den von einem pessimistischen Standpunkt geschriebenen Artikeln über das Leben der Russen im Lena-Gebiet (Nr. 48, 50, 79, 90, 94 und 96, unterschrieben T. B.). Wie die bis auf 1800 zurückgehenden Archivurkunden beweisen, wurde in dieser Gegend der Selbstverwaltung stets ein weiter Spielraum gelassen; die Bevölkerung geniesst das Recht der Selbstbesteuerung, und die Localverwaltung wird durch frei gewählte Organe des Volkes geführt. Trotzdem herrscht unter den Verwaltungsorganen Willkür und Eigennutz, bei der übrigen Bevölkerung völlige Gleichgültigkeit gegenüber den Bedürfnissen der Gemeinde. Selbst die in neuester Zeit eingeführten, Anfangs mit grossen Hoffnungen begrüssten Gemeindegerichte haben sehr bald eine allgemeine Enttäuschung hervorgerufen und ihr Bestehen wird jetzt nur durch das Gesetz, nicht durch die Verhältnisse selbst gefordert. Die Entdeckung der Goldbergwerke hat für das Land eine völlige wirthschaftliche Umwälzung zur Folge gehabt; das Goldfieber war nur von kurzer Dauer, doch seine Folgen sind geblieben. Der Gesellschaftskreis, welchen Wohlstand oder Beschäftigung von der übrigen Volksmasse auszeichnen, ist unter sich vollkommen einig, begrüsst auch den neuen Ankömmling mit herzlichem Willkommen, besitzt aber nur Verachtung für Alles, was unter ihm steht.

Auch das Leben der jakutischen Bevölkerung wird in einigen Artikeln besprochen. Die Jakuten besassen früher, wie noch jetzt die Kirgizen,

eine ausgedehnte Selbstverwaltung; doch haben der auf die Spitze getriebene Eigennutz und die Intriguen der Toinen das Princip der Selbstverwaltung untergraben (Nr. 5).

Derselbe T. B. widmet zwei Artikel (Nr. 75 und 76) den Tungusen an der Nishnjaja Tunguzka. Die Bevölkerung dieses Flussgebiets beträgt jetzt kaum 500 Seelen; überhaupt geht das Volk der Tungusen einer völligen Vernichtung entgegen, obgleich es sich durch seine moralischen und geistigen Anlagen vortheilhaft auszeichnet; nach den Aussagen der Schullehrer stehen die Kinder der Tungusen ihren russischen Kameraden an Fähigkeiten durchaus nicht nach.

W. Tan beschreibt die Bevölkerung des Kreises Kolymsk; in seinen Artikeln (Nr. 101, 102 und 103) werden jedoch fast ausschliesslich die Abenteuer des Tschuktschen Kulin erzählt. Für die Kenntniss der noch sehr wenig erforschten religiösen Anschauungen der Tschuktschen kann diese Erzählung einige Bedeutung haben; so durchschneidet Kulin seinem erdrosselten Feinde die Kehle, um die Gefahr einer Rache des Todten von sich abzuwenden, und seine Gefährten sprechen die in solchen Fällen üblichen Beschwörungsformeln aus.

Endlich kann als Ergänzung zu der oben (S. 202) besprochenen Abhandlung von A. Makarenko noch ein Artikel über die ärztliche Hülfe im Kreise Katschinsk (Gouvernement Jenisseisk) angeführt werden (Nr. 23 und 24, unter dem Titel: »Stimme aus dem Dorfe«); dieselben Verhältnisse sollen auch für die übrigen Kreise maassgebend sein. Der Kreis hat 200 bewohnte Orte, eine Bevölkerung von 80000 Menschen und nur einen Arzt mit drei Feldscheren, von denen zwei zur Zeit der Abfassung des Artikels durch die Arbeiten der Volkszählung völlig in Anspruch genommen waren.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.